

World of Cosmos

115

Der Schwerpunkt dieser Ausgabe des fantastischen Fanzines liegt eindeutig bei den Storys. Passend dazu bieten wir ab sofort jede Geschichte zusätzlich in diversen E-book-Formaten an. Zudem haben wir mit Vroni und Uwe zwei neue Schreiberlinge am Start.

Viel Spaß also mit World of Cosmos Nr. 115!

Inhaltsverzeichnis

Leserbrief von Bernd "Göttrik" Labusch	3
Leserbrief von Veronika "Vroni" Bärenfänger	5
Leserbrief von Alexander "Tiff" Kaiser	7
Leserbrief von Roland Triankowski	11
Anime Appetizer von Alexander "Tiff" Kaiser	15
Appetizer von Roland Triankowski	23
Aufruf: Der Zukunftshorizont	26
Erinnerungen an Keith Laumer (1925-1993)	31
Mark Powers - Held des Weltalls	36
Der Schwarm	51
Maddrax - Die Dunkle Zukunft der Erde	61
Agenten der Galaxis	76
Geheimakte Odessa	79
Epic Cry - Die ewige Nacht, Kapitel 1 + 2	84
Die Wälder von Katalis	130
INI - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 11	185
Im Multiplex der Realitäten oder auf eine Cola mit Thora und Alaska	192
Old Man Rhodan, Kapitel 1 bis 3	208
Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe	235
Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub	253
Anime Evolution: Krieg - Episode 15	302
Impressum	343

Leserbrief von Bernd "Göttrik" Labusch

„Famal Gosner“,

allen Lesern des World of Cosmos Nr. 115.

Als Erstes möchte ich mich für das WoC 114 bedanken. Besonders gefreut habe ich mich über den Leserbrief von Lutz Alexander. Willkommen zurück.

Mit gespanntem Interesse beobachte ich nun schon das Treiben rund um die Neuorganisation des World of Cosmos, wobei Roland zur treibenden Kraft wurde. Bisher entwickelt sich alles äußerst vielversprechend. Ich heiße die neuen Zeiten also herzlich willkommen. Ich werde mich in Zukunft etwas weiter in den Hintergrund zurückziehen. Wenn ich auch nicht vorhabe, wie Bully oder Harun komplett von der Bildfläche zu verschwinden.

Christina Hackers Kritik an meinem Artikel über „Münchhausen im Weltraum“ nehme ich mit Zähneknirschen zur Kenntnis. Wobei ich ihren Aussagen grundsätzlich zustimmen muss, wenn es darum geht, dass es sich hier von Anfang an um einen Zweiteiler handelte, der nur einmal, ausnahmsweise auch einmal in einem Hardcover zu einem Buch zusammengefasst wurde.

Besonders aufmerksam habe ich Rolands Artikel zu den fünf besten Romanen im „Chaotarchen“-Zyklus der „Perry Rhodan“-Serie gelesen. Allerdings habe ich selbst weiterhin mehr als ein Drittel des Zyklus selbst noch nicht gelesen. Aber bei den von ihm erwähnten Romanen, die ich bereits gelesen habe, kann ich ihm nur zustimmen.

Gleich darauf folgt dann Rolands Rezension der ersten Hefte des neuen Zyklus mit dem schönen Titel „Fragmente“. Nach dem ersten Eindruck der ersten 10 Hefte scheint hier bei der Heftserie selbst alles so zu laufen, wie ich es erwartet habe, als ich erstmals vom neuen Zyklus-Konzept hörte. Aber eigentlich liebte ich die Serie früher, weil die Autoren meine Erwartungen damals stets zu überbieten verstanden und an jeder Ecke mit überraschenden Wendungen aufwarteten. Nun gut, dass dies heute nicht mehr so oft der Fall ist, kann auch daran liegen, dass ich selbst älter

geworden bin und entsprechend Erfahrung gesammelt habe und daher nur mehr schwer zu überraschen bin.

Die Serienappetizer von Marc, Tiff und Roland habe ich gern gelesen. Vor allem die Animes haben mich neugierig gemacht. Die Serien „Wednesday“ und „Strange New Worlds“ kannte ich bereits, bevor ich im WoC 114 von ihnen gelesen habe. Aber ich finde sie ebenfalls sehr gut. Tiffs Anime-Führer habe ich jedoch mit doppelter Neugier gelesen und druckte den Artikel wie immer für meinen Bruder Frank aus, der sich weiterhin stur weigert Fanzines, Zeitschriften und sonstige Texte am Computer zu lesen. Er besteht auf die traditionelle Print-Form.

Ein Großteil des WoCs nahmen diesmal die Storys ein. Wobei neben Tiff, auch Roland wieder seinen Teil dazu beitrug. Roland hat überhaupt diesmal einen überraschend großen Anteil am WoC übernommen. Mir bleibt da nur zuzugeben, dass ich beeindruckt bin. Das WoC 114 lieferte einen sehr guten ersten Eindruck der neuen Zeit.

Viele Grüße,

Göttrik

Leserbrief von Veronika "Vroni" Bärenfänger

Hallo liebe Leser,

ich fand den Vorschlag, mich hier in einem kurzen Leserbrief vorzustellen, gar nicht so schlecht. Also beginne ich mal.

Ich bin die Veronika (Vroni) Bärenfänger und ich darf Euch mit dieser Ausgabe die erste Folge meiner Science-Fantasy-Geschichte »Die Wälder von Katalis« präsentieren. Die Geschichte ist eine Idee, die ich vor einigen Jahren begonnen, aber bisher nie beendet habe.

Nachdem Christian mich fragte, ob ich nicht Spaß daran finden könnte, hier in der Fanzine einige meiner kleinen Geschichten einzubringen, habe ich die Story von der externen Festplatte geholt und aufgehübscht, hoffentlich zu Eurer Zufriedenheit.

»Die Erde ist nach all den Kriegen und Katastrophen immer noch nicht besser geworden. Nach all den Jahrtausenden sind auf den wenigen, noch bewohnbaren Flächen zwei menschliche Kulturen verblieben. Die Galier, ein Volk voller Edelleute, deren monarchistisches Herrschaftssystem eher fragwürdig, als ehrenvoll ist und die Lafaree, ein Volk voller Bauern und Handwerkern, durchaus gebildet und sehr sozialisiert, vor allem aber Besitzer von fruchtbaren Ländereien. Zwischen ihnen herrscht seit Jahrzehnten ein erbitterter Krieg, um Land und Ressourcen. Dabei sieht niemand, dass es schlecht um den Planeten und dessen Bewohner steht. Besteht vielleicht eine Möglichkeit, wenigstens eine Handvoll von ihnen zu retten?«

Ich wurde in Berlin geboren und lebe jetzt am Fuße der wundervollen Frankenhöhe, direkt in der Windsheimer Bucht. Seid gnädig mit mir, denn viel mehr 'Privates' möchte ich nicht preisgeben.

2006 habe ich angefangen, die Geschichten, die mir im Kopf herumschwirrten aufzuschreiben. 2016 habe ich dann meinen ersten Roman über »Kindle Direct Publishing« veröffentlicht. Völlig planlos und natürlich mit vielen Fehlern behaftet (Format und Rechtschreibfehlern). Seither hat sich vieles geändert und ich habe viel gelernt, wenn auch sicherlich noch nicht alles.

In Ermangelung eines Verlages habe ich folgende Geschichten im Selfpublishing veröffentlicht:

Die dritte Generation – Norden (2016) Teil 1

Die dritte Generation – Süden (2017) Teil 2

Rex Sanders (2018) Prequel zur dritten Generation

Geträumte Welten – Unjo als Kurzgeschichte in einer Gemeinschaftsarbeit (2018)

Die Tempel von Teshinpur (2019) Teil 1 der Matchadussaga

Shadouk (2020) Teil 2 der Matchadussaga

Altaica (2021) Teil 3 der Matchadussaga

2022 – Sammelband Generationen, leider nur als E-Book erhältlich.

2023 ist die Veröffentlichung des 4. Teils der Matchadussaga geplant. Der Titel wird taktisch geschickt verschwiegen.

Ihr könnt mir auch gerne hier unten in den Kommentaren Fragen stellen. Jetzt lasst Euch aber nicht weiter vom Lesen abhalten.

Vroni

Leserbrief von Alexander "Tiff" Kaiser

Hallo an alle.

Willkommen im neuen Zeitalter. Ich bin sehr gespannt, wie wir mit der neuen Darreichungsform des WoC klarkommen, und ich bin noch gespannter, wie unsere Lurker das tun werden.

In diesem Zuge möchte ich fix alle neuen Lurker grüßen (Hallo, Daniela), und auch die neuen Aktiven, die mit dem Neustart zu uns gestoßen sind. Ich will keine Namen nennen – ich warte auf Leserbriefe, auf die ich antworten, bzw. Beiträge, über die ich etwas sagen kann. ^^b

Zu den Leserbriefen

Der Erste ist von mir. Zuerst eine kurze Entschuldigung für meinen Rant neu-lich. Ich bereue den zwar nicht, und ich musste, da meine Anime-Empfehlungen outgesourct sind, ja irgendwie auf mindestens zwei Manuskriptseiten kommen, deshalb bin mir nicht sicher, ob der Part meines Briefes angekommen ist.

Damit direkt zum zweiten wichtigen Punkt: Die von mir im Leserbrief erwähnte Serie Isekai Ojisan hat es tatsächlich bis zur dreizehnten Folge und damit zum Abschluss der ersten Season geschafft. Mehr dazu in meinen Anime-Empfehlungen.

Jetzt zu Göttriks Leserbrief.

Du erwähnst meinen Con-Bericht und lobst ihn. Das ist mir auch andernorts gelungen, obwohl das Ding ein ganz schöner Egotrip meinerseits geworden ist. Aber es freut mich natürlich, dass viele Leute damit etwas anzufangen wussten. Ehrlich, das war mein allererster Con überhaupt, auf dem ich tatsächlich nur zu zwei Programmpunkten gekommen bin, und das auch nur, weil ich sie selbst (mit) abgehalten habe.

Göttrik, wo Du gerade Anime Evolution erwähnst: In dieser Ausgabe kommt die letzte Folge, die ich bereits geschrieben habe. Was nicht wild ist, weil ich allerhöchstens noch drei bis fünf Folgen geplant habe, um die Serie tatsächlich abzuschließen. Und danach? Es gibt Spiegel, es gibt die Specials, so ein, zwei weitere Jahre hätte ich noch Material. Und dann sind da noch die Folgen, die ich zu schreiben gedenke. Hoffentlich.

Übrigens teile ich Deine Hoffnung, dass es bei der Jagd nach den Fragmenten von ES nicht bei Gruelfin als Schauplatz bleibt. Es bieten sich ja noch weit mehr Szenarien an. Weit, weit mehr Szenarien.

Lutz Alexander hat den dritten Brief geschrieben. Das ist was Besonderes. Wie viele Jahre habe ich hier nichts mehr von ihm gelesen? Sicher mindestens, seit das WoC digital wurde.

Zu Beginn schwelgt er dann auch in der Nostalgie des gedruckten WoCs, was mich selbst dazu bringt, einen Blick auf den Teil meines großen, offenen Regals zu werfen, wo die WoC-Hefte und die RdG-Hefte stehen. Das ist ein guter Meter... Ja, ich kann die Nostalgie nachvollziehen.

Bei Deinen Äußerungen zum Trojanischen Imperium – schon wieder eine Abspaltung des Solaren Imperiums in der Fremde, die funktioniert und den Genpool der Menschheit erhält, wer hatte nur diese überaus geniale Idee? – muss ich Dir in einem wichtigen Punkt widersprechen, Lutz. Das Trojanische Imperium verzichtet NICHT auf Expansion. Es verzichtet nur auf interstellare Expansion.

Artikel

Göttrik hat einen weiteren, sehr langen, sehr ausführlichen Mark Powers-Bericht geschrieben. Die Länge hat mich leicht abgeschreckt, aber was da für Arbeit reingeflossen sein muss. Auf jeden Fall danke dafür, Göttrik.

Dein Bericht zu Wednesday öffnet offene Wunden bei mir. Wie viele Andere bin ich mittlerweile ein Momentum-Fan der Serie. Das heißt, ich habe nicht eine Folge gesehen, aber ich finde eine einzige Szene so gut, ich feiere sie. Ja, ich spreche von Wednesday Tanz-Szene, die im Netz nicht nur weite Verbreitung gefunden hat, sondern auch jede Menge Nachahmer.

Es gibt ein paar epische Szenen, die Fans haben, obwohl sie Teil einer größeren Erzählung sind, in diesem Fall aber für sich stehen. Solche sind zum Beispiel der Footlose-Dance der Umbrella Academy, den ich wirklich liebe, oder aber der Brooklyn 99-Moment mit der Gegenüberstellung, in der die fünf Verdächtigen „I want it my way“ von den Backstreet-Boys singen müssen. Wirklich, der Tanz von Wednesday in Wednesday ist einer von ihnen. Epochal, inspirierend, einfach gut.

Was Deinen Kommentar zum Conbetrieb angeht, kann ich Dich beruhigen. Diejenigen Conbetreiber, die zu keiner einzigen Veranstaltung gekommen sind, waren ausschließlich die Braunschweiger von der Theke. Die Fanzentrale und ihre zahlreichen Vertreter haben zwar die Kasse geführt und den Clubtisch betreut, aber sie waren so viel zahlreicher, dass die alle zu ihren avisierten Veranstaltungen gekommen sind – einige von ihnen tatsächlich auch zu den beiden Programmpunkten, in die ich direkt involviert war.

An dieser Stelle eine Anmerkung an Myles: Das Inhaltsverzeichnis bitte wieder chronologisch anlegen, nicht thematisch. Danke. ^^°

Schließlich und endlich die Stories

INI, die Übersetzung von Göttrik. Wieder nicht reingelesen. Und so, wie ich mich selbst in Schreibüberlastung hineinmanövriere, wird das wohl auch noch einige Zeit so bleiben. Sorry.

Planetentausch von Ijon Tichy. Ursprünglich per Crossovergedanke fürs Conbuch Braunschweig geschrieben. Eine phantastische Story, in der Q und ES in einem Wettstreit beschließen, ihre „Helden“ auszutauschen. Perry Rhodan schlägt sich durchs Star Trek-Universum, und die ganze Horde von Pike über Kirk, Picard, Sisco, Janeway und Co. durch das Perry Rhodan-Universum. Wobei ich stellenweise ans Dioversum inklusive Topsiderkonflikt denken musste, btw.

Ein großartig recherchiertes und aufbereitetes Werk voller Fachkenntnisse und lebendiger Schilderungen. Perry Rhodan hat einen Auftritt, der seinesgleichen sucht, und diverse Kapitäne halten im Perry Rhodan-Universum die Flagge der Föderation und ihrer Ideale hoch. Perry erlebt sogar den Zeitreisekonflikt mit den Borg, und Kirk lehnt auf Wanderer die Unsterblichkeit ab. Phantastisch. Ein grandioses Werk, das mich sehr inspiriert hat. Aber hey, er ist nicht ohne Grund mein Schreibbuddy seit über fünfundzwanzig Jahren. Wenn Größe nicht von ihm, von wem dann?

Anime Evolution: Krieg 14 von mir.

Vorletzte Folge, Leute. In diesem WoC gibt es Folge 15, und mehr habe ich bisher nicht geschrieben. Okay, angesichts der MENGE, die ich bereits veröffentlicht habe, klingt das etwas tiefstaplerisch. Aber wenn ich im Frühlings-WoC eine Anime Evolution: Krieg-Episode sehen will, muss ich die bis dahin schreiben. Damnit.

Wie sonst auch weise ich darauf hin, dass ich die Artikel und Besprechungen meist lese, aber nur kommentiere, wenn's mir in den Fingern juckt. Da sie meist drankommen, wenn der LB fast fertig ist, bin ich dann meist zu faul, deshalb das Fingerjucken. Nun. Auch mir sei das mal gegönnt.

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

P.S.: Was macht Ihr noch hier? Ich bin fertig.

P.P.S.: Wirklich jetzt. Von mir kommt in diesem LB nichts mehr.

P.P.P.S.: Die Anime-Besprechungen, auf die Ihr wartet, haben jetzt eine eigene Rubrik. Wir sehen uns dort, versprochen. ^^V

Leserbrief von Roland Triankowski

Liebe Leserinnen und Leser,

ich muss euch was gestehen. Ursprünglich hatte ich mir das "neue" WoC ohne Leserbriefe vorgestellt – jedenfalls nicht in der bisherigen Form. Ursprung dieses Gedankens war, dass dies zuletzt fast nur noch Texte der WoC-Schreibenden und gar keiner "echten" Leserinnen und Leser waren. Aber dann dachte ich: Ist das denn so schlimm? Nö, isses nicht. Außerdem sind die WoC-Leserbriefe in dieser Form schon lange gute Tradition. Und eine solche darf gern weiterhin gepflegt werden. Hier also mein Leserbrief.

Rückblick: WoC 114

Ich hoffe, euch allen hat das letzte WoC gut gefallen – sowohl inhaltlich als auch in Sachen neues Layout. Ich bin ganz unbescheiden der Meinung, dass uns die behutsame Modernisierung recht gut gelungen ist. Für konstruktive Kritik und Verbesserungsvorschläge sind wir selbstredend stets offen. Mir gefällt die neue Appetizer-Rubrik sehr gut. Man erfährt recht schnell, ob ein Buch oder eine Serie einen Blick lohnt. Das sollten wir unbedingt beibehalten – und ich hoffe, es gesellen sich noch weitere Schreibende hinzu, um diese Rubrik zu befüllen.

Sehr gefreut habe ich mich über den Gast-Beitrag von Christina. Falls ich den "Münchhausen" irgendwo einmal erschwinglich sehen sollte, muss ich unbedingt zugreifen. In eine ähnliche Richtung gehen die beiden Artikel von Göttrik, der uns erneut in die deutschsprachige Science-Fiction der 50er und 60er Jahre entführt. Sehr spannend! Gleiches gilt für seine große INI-Edition, die uns schon seit längerer Zeit einen Einblick in die Utopievorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts gewährt.

Die Perry Rhodan Erstaufgabe

Da ich diese Zeilen schreibe, stecke ich im Perry Rhodan Heft 3211 und hänge somit eine Ausgabe hinter der aktuellen Erstaufgabe zurück. Für mich ist es noch zu früh, um über den Fragmente-Zyklus im Rahmen eines eigenen Artikels zu richten. Im Rahmen dieses Leserbriefs möchte ich mein Hadern mit dem neuen Handlungsabschnitt jedoch kurz in Worte fassen.

Vorab sei wie immer betont, dass mir die einzelnen Romane und somit die Leistung der Autor:innenriege sehr gut gefallen. Ich lese die Hefte ab Band 3200 also ungebrochen gern. Die Metahandlung allerdings sagt mir zurzeit überhaupt nicht zu. Zumindest gilt dies für die Gruelfin-Handlung. Ich hatte bereits Anfang Februar auf meinem Blog meine Kritikpunkte formuliert. Daran hat sich bis jetzt nichts wesentliches geändert. Man erlaube mir, mich selbst zu zitieren:

1. Warum das Ganze? – Das Hauptproblem ist klar. Die Expedition der Galaktiker in die ferne Galaxis Gruelfin ist angegriffen und gekidnappt worden. Hauptmotivation der Held:innen ist, das riesige Raumschiff MAGELLAN und seine Besatzung zu befreien. Die Notwendigkeit und der Handlungsdruck für diese Expedition ist mir als Leser jedoch noch überhaupt nicht nahegebracht worden. Jetzt haben sie die Rettung fast vollzogen, warum es danach noch nötig ist weiter nach dem ES-Fragment zu suchen, anstatt diesen ungastlichen Ort einfach in Richtung Heimat zu verlassen, wird hoffentlich noch erläutert.

2. Unnötige TOS-Vibes – Ich weiß, die Cappins sind ein klassisches Alienvolk der Perry-Rhodan-Serie und ihre Menschenähnlichkeit ist ausreichend begründet. Aber ein Setting mit Aliens, die de facto mit Menschen identisch sind und lediglich eine Allegorie für fremdartige Kulturen darstellen, erinnert mich unnötig stark an die originale Star-Trek-Serie.

3. Eindimensionale Bösewichte – Hier wird es nun endgültig subjektiv, aber diese Schönheitswahn-Diktatur der Panjasen finde ich reichlich einfallslos.

4. Kaum Science-Fiction-Themen – Für mich spielt gute SF nicht nur in einem entsprechenden Zukunfts-Raumfahrt-Setting, sondern behandelt auch SF-Themen. Auf das Perryversum übertragen kommen zudem noch Zusammenhänge der speziellen Kosmologie infrage. Doch beides ist im Fragmente-Zyklus (NACHTRAG: zumindest in der Gruelfin-Handlung) bislang Fehlanzeige. Es wird nicht einmal die Chance ergriffen, in das Transhumanismus-Thema einzusteigen, das bei den Panjasen angedeutet wird.

All dies gilt jedoch nicht für die Milchstraßenhandlung, die bislang nur in dem großartigen Dreiteiler von Michael Marcus Thurner beschrieben wurde. Hier wurde uns in einem großen Wurf alles präsentiert: ein wunderbar fremdartiges Alienvolk, das diese Bezeichnung auch verdient, angemessene Behandlung des KI-Themas, angenehm dosierte Altlesenden-Nostalgie und eine spannende Handlung mit nachvollziehbarer Motivationsgrundlage. Für mich hat MMT damit eigenhändig den Frag-

mentezyklus gerettet. Ich hoffe inständig, dass wir bald auf die Milchstraßenhandlungsebene zurückkehren.

Mette vom Mond

Ein kleiner Werbeblock sei mir an diese Stelle gestattet. Seit Anfang Februar ist nämlich mein erstes eigenes richtiges Buch im Handel erhältlich – also zumindest kann es von jeder Buchhandlung bestellt werden, man bekommt es beim großen A oder am einfachsten direkt online beim Verlag.

Titel des Buches ist „Mette vom Mond“, die Illustrationen stammen aus der Feder von Sina Loriani, verlegt wird es beim Literarischen Lloyd in Rostock. Das Kinderbuch erzählt die Geschichte eines kleinen Mädchens, das mit seiner Familie auf den Spuren von Tintin, Perry Rhodan und Neil Armstrong wandelt. Oder wie es im Klappentext heißt:

Mette lebt mit ihren Eltern im kleinsten Königreich der Welt. Das ist nicht weiter schlimm – bis die anderen Kinder anfangen, sie deswegen zu ärgern. Zum Glück hat ihr kleines Reich nach oben hin keine Grenze. Und aus einem Wohnturm lässt sich doch bestimmt eine hervorragende Mondrakete bauen.

„Mette vom Mond“ – Fantastisches Kinderbuch von Finn Mühlenkamp mit Illustrationen von Sina Loriani

ISBN: 978-3-9822845-9-0

Preis (Hardcover): 15,99 €

Literarischer Lloyd, Rostock 2023

Altersempfehlung: ab 7 Jahre

Mette vom Mond Leseprobe

Mette vom Mond jetzt versandkostenfrei bestellen!



Podcasts, Cons und Fandom

Nicht nur wegen meiner Gastauftritte in zwei Sendungen möchte ich einen kleinen Podcast-Tipp abgeben. Unter dem Titel Stardust ruft Terra begleitet der gute Chris vom Weltendieb-Podcast seinen Reread der Perry-Rhodan-Serie ab Heft 1 auf der Tonspur. Aktuell ist er mitten im Zyklus „Atlas und Arkon“. Lauscht da mal rein, es lohnt sich!

Was plant ihr in diesem Jahr eigentlich so für Conbesuche? Ich bin mir da ehrlich gesagt noch nicht ganz einig. Sicher ist bislang nur der Besuch der Leipziger Buch-

messe, worauf ich mich schon mächtig freue. Am Wochenende des Nordcons in Hamburg muss ich leider arbeiten. Dann wäre da ja noch mindestens Garching. Aber für ein Wochenende ganz bis nach Bayern düsen? Was meint ihr?

Immerhin habe ich nach bald 20 Jahren Pause meine Mitgliedschaft in der PRFZ wieder aufgenommen. SOL und Newsletter sind durchaus lesenswert. Mal gucken, ob ich alsbald auch wieder zur phantastisch! greife.

Ausblick: WoC 115

In diesem WoC bin ich – neben meinem TV-Serien-Appetizer – mit zwei Storys vertreten. Und mit einer weiteren indirekt.

“Old Man Rhodan” sollte ursprünglich ein abgeschlossener Text von Heftromanlänge werden, da sich der Handlungsverlauf jedoch eher episodenhaft fortentwickelt hat, habe ich mich zur Veröffentlichung in drei, vier (mal schauen, wie viele es werden) Episoden entschieden. Der Titel ist natürlich eine offensichtliche Anspielung auf die Marvel-Comics “Old Man Logan” und “Old Man Hawkeye”, entsprechend handelt es sich um eine Zukunftsvision der Perry-Rhodan-Handlung, die euch hoffentlich ein wenig zusagt.

“Perrikles der Okeanide” ist ein deutlich älterer Text von mir, er stammt aus dem Jahr 2012, ist aber noch nie so “richtig” veröffentlicht worden. Er entstand im Nachklapp meiner 50-Jahre-Perry-Aktion, bei der ich damals genrefremde Variationen klassischer PR-Geschichten gesammelt hatte. Mein Ansatz war, Heft 1 “Unternehmen Stardust” im Stile einer griechischen Heldensage zu erzählen. Das Ergebnis lest ihr in diesem WoC.

Schließlich starten Tiff und ich in diesem WoC mit der Veröffentlichung unseres Science-Fiction-Schreibprojekts “Sternenfahrt”. Das erste Kapitel stammt von Tiff, meine Fortsetzung folgt im kommenden WoC. Als Round-Robin-Projekt schreiben wir diese Geschichte ohne Plan und Exposé immer weiter. Wohin uns die Geschichte führt, wissen wir also selbst nicht.

Doch nun freue ich mich auf World of Cosmos Nummer 115 – vor allem auf die Beiträge unserer Neuzugänge.

Viele Grüße und ad astra,

Roland

Anime Appetizer von Alexander "Tiff" Kaiser

Anime-Empfehlungen zum 1. Quartal 2023

Wisst Ihr, einerseits ist es schon großartig, dass der Einsendeschluss des WoCs und der Start einer neuen Anime-Season mit Dutzenden Serien so ausfällt, dass ich bis zu zehn Folgen bereits gesehen haben kann, sodass mein Urteil über die einzelnen Titel entsprechend fundiert sein kann.

Andererseits sind die Empfehlungen spät dran, und die neue Season steht mit April bereits vor der Tür. Aber nichtsdestotrotz meine Lieblings-Animes. Seid gefasst für ein, zwei Überraschungen.

Zuallererst aber beinahe schon in eigener Sache: Der Isekai-Anime **Isekai Ojisan (My Uncle from another World)**, der im August letzten Jahres begann und wegen Krankheiten und weiteren Vorfällen nicht innerhalb einer Season erscheinen konnte, hat jetzt mit Folge 13 seinen Staffel-Abschluss gefunden. Und ja, ich HOFFE wirklich auf eine zweite Staffel. Und auf gute Gesundheit im produzierenden Studio.

Worum geht es? Takaokas Onkel Yousuke lag neunzehn Jahre im Koma. Als er erwacht, ist Takaoka das einzige Familienmitglied, das ihn besucht, obwohl er den Onkel „wach“ gar nicht kennt.

Yousuke behauptet dann auch gleich als Erstes, er hätte die letzten siebzehn Jahre in einer anderen Welt verbracht, in der Magie normal sei. Als Beweis will er für seinen Neffen zaubern, was aber kläglich misslingt. Dann aber klappt es! Der Onkel kann wirklich Magie wirken!

Takaoka nimmt Yousuke zu Hause auf, wo die neuen Fähigkeiten auf einem Youtube-Kanal ein anständiges Nebeneinkommen einbringen. Auch ist Onkels Magie im Alltag nicht zu verachten. Wäre nur sein Spleen für Technologien von vor zwanzig Jahren nicht – und würde nicht Takaokas Kindheitsfreundin Sumika nicht nur zufällig wieder in sein Leben stolpern, sondern auch in sein Appartement, wo sie gemeinsam mit Takaoka Onkels Erinnerungen an das Leben in der anderen Welt auf einem magischen Bildschirm betrachtet. Und diese Erinnerungen haben es wirklich, wirklich in sich, denn Yousuke, ohnehin nicht der Hübscheste, wird in dieser Welt für einen Ork gehalten und gejagt, gefangen und bedroht, bis er sich irgendwann mit seiner Magie durchsetzen kann. Dazu eine Elfenfrau, die auf ihn steht, aber es nicht zugeben will, eine Schneefrau, die ihren Platz als NEET (Not employed educated Teen) verliert und sich nun als anhänglich erweist ... Und zuletzt die drei-

köpfige Party des Helden, deren Anführerin mehr in Yousuke sieht als das hässliche Gesicht. Dreizehn Folgen Spaß.

Ich schreibe das alles hier noch mal in aller Ausführlichkeit, um zu betonen: Das war nicht nur der beste Anime des Sommers, sondern auch des Herbstes und des Winters. Und ich hoffe, hoffe wirklich auf eine zweite Season. Ich glaube, der Manga ist schon entsprechend weit. Ich werde nicht zögern, ihn zu schauen. Problematisch ist, dass man die letzten drei der dreizehn Folgen nicht von den üblichen Sub-Gruppen übersetzt bekommt. Man kriegt die Folgen nur auf Youtube-ähnlichen Plattformen, für die man erst mal suchen muss, z.B. Bilibili, aber die haben Folge 13 nicht.

Meine Empfehlung: Wer Fantasy mag und Humor hat, wird sich königlich amüsieren.

Eigentliche Serien dieser Season:

Es ist absolut erstaunlich, aber diesmal habe ich ein paar Serienhighlights, die ich wann immer ich kann direkt nach dem Download verschlinge.

Die erste, die ich vorstellen möchte, ist **Isekai nonbiri nouka**. Es handelt sich um eine Fantasy Isekai.

Der schwerkranke Hiraku Machio stirbt. Im Tode aber stellt der für ihn zuständige Gott ihm als Wiedergutmachung für den frühen Tod in Aussicht, reinkarniert zu werden – und das mit ein, zwei Vorteilen, zum Beispiel, dass er als Erwachsener reinkarniert und seinen Lieblingsberuf beherrscht. Hiraku willigt ein und wählt als Beruf Farmer, da er mal eine Fernsehsendung gesehen hat, und er den Beruf interessant fand. Der Gott stimmt zu und reinkarniert ihn mitsamt einem mächtigen Gegenstand, der sich in jedes Farmwerkzeug verwandeln kann, das sich Hiraku wünscht. Leider aber setzt der Gott den unbedarften Frischinkarnierten ausgerechnet in einem Monster-, und Dämonenverseuchten Wald ab. Entsprechend holprig ist sein Start, aber die Extras, die er mitbekommen hat, unter anderem schnelle Heilung, lassen ihn nicht nur durchhalten, sondern nach und nach ein Gelände räumen, auf dem er zu farmen beabsichtigt.

Eines Nachts nimmt er zwei verletzte Hunde auf, und das Weibchen gibt noch in der gleichen Nacht Geburt ... Hiraku hat natürlich keine Ahnung, dass er sich ein Paar Infernowölfe eingefangen hat, die er auch noch unbedacht füttert. Und aus Versehen auf sich fixiert.

Ein wenig später kommt eine Monsterspinne hinzu, die auf seiner Farm im zentralen Baum leben möchte und Seide produziert.

Dann stellen die Infernowölfe einen Eindringling, die Vampirin Rurushi Ru. Die zeigt sich beeindruckt von der ständig erweiterten Farm und von seinem Werkzeug,

das Samen pflanzen kann, wenn er sich die entsprechende Frucht wünscht. Apfelbäume, Tomaten, Weizen, Gemüse, es sind keine Grenzen gesetzt.

Als dann noch der Engel Tia reinschaut, der eigentlich Rurushi jagt und auch noch dableibt, ist zumindest die Langeweile und der Mangel an Gesellschaft für Hiraku dahin. Ab hier wachsen zwei Dinge beachtlich: Einerseits die Farm, andererseits die Bevölkerung selbiger, denn die Infernowölfe bringen als Nächstes eine Gruppe weiblicher Hochelfen aufs Gelände, die einen Platz zum Siedeln suchen. So geht es dann Stück für Stück und Schlag auf Schlag, bis die Farm vor Leben wimmelt – weiblichen Leben mit Hiraku als einzigem Mann.

Klingt jetzt schlimmer oder ab Achtzehn, aber bis jetzt, Folge 11, ist es eher ein witziger, gut pointierter Build up-Anime, der mir so viel Spaß macht, dass ich ihn als Ersten erwähne. Ganz klar meine Nummer eins dieser Season.

Benriya Saito-san, Isekai ni iku ist ebenfalls ein Isekai-Anime. Diesmal wird Saito, ein Feinmechaniker, der sich mit dem Öffnen von Türschlössern und anderen technischen Problemen durchs Leben schlägt, in eine Fantasy-Welt versetzt. Und in dieser Welt sind seine Lockpick-Fähigkeiten und auch sein technisches Verständnis sehr gefragte Güter, sodass er mit dem extrem vergesslichen Magier Morlock, der Ritterin Raelza und der Elfe Lafanpan eine Raidgruppe bildet, die im örtlichen Dungeon Schätze zu erbeuten versucht.

Dies ist eine Comedy. Zu viel zu erzählen würde zu viel vom Spaß nehmen. Es gibt auch ernste Töne und einige Tote, aber sehr, sehr viel Humor und jede Menge toller Geschichten und interessanter Charaktere. Aufgebaut sind die 24minütigen Folgen in zwei oder mehr Episoden, die meist kleine Geschichten erzählen, die aufeinander aufbauen – und etwa sieben Erzählstränge eröffnen, die alle irgendwann zusammenlaufen. Definitiv der zweitbeste Anime meines Erachtens nach. Klare Schau-Empfehlung.

Otonari no Tenshi-sama ni Itsunomanika Dame Ningen ni Sareteita Ken (The Angel next door spoils me rotten).

Diesmal kein Isekai, sondern School Comedy. Amane hat einen Deal mit seinen Eltern laufen. Er darf für die Schule abseits von Zuhause wohnen, solange er in der Schule gute Leistungen bringt. Der Nachteil: Seine kleine Wohnung ist ein vermülltes Desaster. Der Vorteil: Das schönste Mädchen der Schule, die blonde Mahiru aus der Nachbarklasse, wohnt Tür an Tür mit ihm. Nicht, dass er sich für sie interessieren würde. Nicht, dass die beiden je ein privates Wort gewechselt hätten. Er lebt

ein Low Level Live mit dem lebensfreudigen Itsuki und seiner frechen Freundin Chitose als einzigen Freunden eher für sich.

Als er aber eines Tages bei Regen nach Hause geht, sieht er Mahiru extrem gedankenverloren auf einem Spielplatz schaukeln. Da sie schon beginnt durchzuweichen, gibt er ihr seinen einzigen Regenschirm.

Den nächsten Morgen ist er schwer erkältet und bleibt Zuhause. Das Ergebnis ist, dass Mahiru nicht nur seinen Schirm zurückgeht, sondern auch die Kurzzeitpflege übernimmt. Als sie dann auch noch versucht, die Ruine, die Amane Wohnung nennt, aufzuräumen, wird beiden klar, dass ihnen so ganz allein daheim Gesellschaft fehlt. Nachdem Mahiru ihm ein paarmal die Reste ihres Abendessens zukommen lässt (sie nennt es jedenfalls Reste), beschließen die zwei, künftig zusammen zu essen. Mahiru kocht, er kauft ein und wäscht ab. Dieses neue Arrangement, das beide in der Schule tunlichst vermeiden, läuft besser an als gedacht und bringt auch die erhoffte Gesellschaft und Ablenkung. Selbst als Itsuki und Chitose hinter das Arrangement kommen, als sie bei Amane einfallen und Miharuru auf dem Nachbarbalkon entdecken, stürzt das fragile Kartenhaus ihrer Beziehung nicht zusammen. Sie übersteht sogar den Besuch von Amanes resoluter Mutter, die natürlich Miharuru in seiner Wohnung entdeckt. Bis die beiden aber akzeptieren, dass mehr zwischen ihnen ist als Zweckmäßigkeit und der Wunsch nach Gesellschaft, und bis Amane ihr schwerstes Geheimnis erfährt, vergeht noch einige Zeit.

Ein Herzerwärmender, freundlicher und unaufdringlicher Anime, der zu gucken einfach Spaß macht. Mir gefällt er sehr gut, und ich schaue ihn sehr gerne. Die Step by Step-Geschichte der zwei, die sich nach und nach vertieft und erst wachsen und reifen muss, wird sehr gut und mit viel Humor erzählt. Definitiv einer meiner Lieblings-Anime dieser Season.

Kubo-san wa Mob wo Yurusanai. Der junge Oberstufenschüler Junta Shiraishi hat ein richtiges Problem. Er ist absolut unauffällig. So richtig unauffällig. So richtig, richtig unauffällig. So unauffällig, wenn er mit seinem Toddler-Bruder spielen geht, denken die Leute, der arme Junge wäre allein unterwegs. So unauffällig, wenn er an der Kasse zahlen möchte, muss er Lärm machen, damit die Kassierer ihn sehen. So unauffällig, auf seinem Abschlussfoto der Mittelstufe wurde er mit einem extra Foto porträtiert, obwohl er mitten in der Gruppe steht – weil ihn niemand auf dem Bild finden konnte. So unauffällig, dass es in seiner Schule als glücksbringend angesehen wird, wenn man ihn findet – und die Lehrer sich mehrfach versichern müssen, ob er überhaupt da ist. Das hat etliche Nachteile, aber auch Vorteile. So muss er sich nie in die Klasse schleichen, wenn er spät dran ist. Er geht einfach rein. Wäre da nicht...

Ja, wäre da nicht Nagisa Kubo, das hübscheste Mädchen der Klasse. Sie hat absolut keine Probleme, Junta zu finden. Egal, wann, wo und wie. Außerdem liebt sie es, ihn ein wenig zu necken, das bleibt allerdings auf einem sympathischen Niveau, denn irgendwie mag sie es, mit ihm zu interagieren. Und sie ist ein wenig eifersüchtig darauf bedacht, dass die Dinge so bleiben, wie sie sind und sie die einzige ist, die Junta sehen kann. Da ihre Schwester und ihre Cousine Junta ebenfalls entdecken können, reagiert sie reichlich eifersüchtig. Und ahnt nicht, was alle anderen schon lange wissen.

Wieder so ein herzenswarmer, witziger Anime. Es ist nicht schön, was Junta so im Leben passiert, dass nicht mal die Automatiktüren aufgehen, wenn er durch will, und so weiter – aber es ist lustig. Nagisas Bemühungen fügen sich da nahtlos ein und machen aus seinem, wie er es nennt Mob-Life etwas besseres, fröhlicheres. Leider pausiert der Anime seit Folge sechs, und ich warte händeringend, dass er fortgesetzt wird. Aber Leute, diese sechs Folgen lohnen sich wirklich.

Ningen Fushin. Eine interessante Runde Fremder findet sich in einer Fantasy-Kneipe ein, die alle ohne jeden Bezug zueinander an einen Tisch gesetzt werden. Der desillusionierte Nick ist frisch aus seiner Gruppe geworfen und deshalb von seiner Freundin verlassen worden, einem Idol verfallen und muss feststellen, dass es Geld kostet, all ihren Merchandise zu kaufen.

Die Magica Tiana ist nicht nur frisch von ihrer Schule geflogen, dank einer Intrige ihres kurz zuvor Ex-Verlobten, sie hat deshalb den Reiz des Glücksspiels für sich entdeckt, und das, man ahnt es schon, kostet Geld.

Die Dragonoidin Curran, die gedacht hat, mit dem einzig wahren Helden in einer Gruppe zu sein, für dessen Vorankommen sie sogar ihr Leben aufgeben würde – bis er sie verraten und zum Sterben in einem Dungeon zurückgelassen hat. Sie kompensiert ihren Verlust dank eines anderen Abenteurers, dem sie heimlich durch die Fresstempel mit erstklassiger Küche folgt. Und das kostet, man ahnt es schon – Geld.

Und zuletzt der Kleriker Zem, der sich den Avancen einer jungen Schutzbefohlenen widersetzt und aus Rache der Vergewaltigung bezichtigt wurde, was ihm Monate ohne Prozess im Kerker einbrachte, denn die anderen Kleriker nahmen die Chance, den aufstrebenden neuen Stern loszuwerden, dankbar an. Seither bewegt er sich NUR in der Gesellschaft erwachsener Damen, meist des Escort-Gewerbes. Und das, ja, kostet halt Geld.

Die vier stellen gleichzeitig fest, dass die Welt sie betrogen hat, und nach einer gemeinsam durchsoffenen Nacht kommen sie am nächsten Morgen zur Erkenntnis,

dass sie eigentlich eine perfekte Raid-Gruppe abgeben. Nachdem Nick ein paar Regeln aufgestellt hat, die zum Beispiel dafür sorgen, dass niemand das Hobby eines anderen kritisiert, raufen sich die vier nach und nach zusammen – und merken schnell, dass sie vier bessere Menschen sind als jene, von denen sie betrogen wurden. Als dann noch Kizuna dazukommt, das „Sword of Bonding“ in menschlicher Avatar-Form, ist die Gruppe komplett. Die Fähigkeit des Schwertes: Leute, die einander vertrauen, zu verschmelzen und damit ihre Kräfte zu potenzieren.

Sowohl die Leidensgeschichten der einzelnen Protagonisten als auch ihre Wege zu ihren teuren Leidenschaften werden kurzweilig, mitfühlend und interessant geschildert. Alle vier an der eigenen Ehrlichkeit gescheitert, gibt jeder seinem eigenen Luxus nach – oder zumindest dem, was er dafür hält. Begleitet von einer wohlwollenden Gildenführung stellen sie sich nicht nur der Aufgabe, einander zusammenzuraufen und Vertrauen zu fassen, sondern auch den Dämonen, die jeden einzelnen aufgesucht haben, zu begegnen.

Auch hier, humorvoll, wo es sein muss, durchaus ernste Töne und Anleihen am heutigen Japan, z.B. wenn Nick ins Konzert des Idols geht, die ihn buchstäblich im Regen aufgelesen und ihm seine erste Freikarte gegeben hat, bis hin zum Casino, das Tiana gerne aufsucht, um zu gewinnen und zu verlieren. Eine interessante, sich selbst faktentreue, gut ausgearbeitete und facettenreiche Welt mit Gut und Böse, Arm und Reich, und alles ist irgendwo dazwischen.

Tondemo Skill de Isekai Hourou Meshi. Tsuyoshi Moukoda wird „aus Versehen“ in eine Fantasy-Welt beschworen. Dort erweist er sich schnell den Anforderungen, für die er entführt wurde, als nicht gewachsen, sodass er mit einem großzügigen Schweigegeld ausgestattet aus dem Palast geworfen wird. Mit der Welt und sich selbst kann er erst mal nichts anfangen. Eine Erwerbsquelle muss her, und zwar schnell, denn das Schweigegeld wird nicht ewig reichen, und er wurde ja gerade wegen des Fehlens jedwelcher Fähigkeiten als Fehler entsorgt.

Das heißt, eine Fähigkeit hat er doch, wenngleich diese die Beschwörer nicht interessiert hat: Tsuyoshi ist per mentalem Display mit einem Onlineshop verbunden, der typische japanische Waren feilbietet und die Währung seiner Fantasy-Welt annimmt. Zumindest hungern oder auf typisches Essen verzichten muss er also nicht. Trotzdem hält er es für ratsam, erst mal Distanz zwischen sich und seine Entführer zu bringen. Also schließt er sich einer Abenteurergruppe an, die ins Ausland reist.

Aus Dankbarkeit kocht er für die ganze Gruppe mit typischen japanischen Gewürzen und Soßen, etwas, was die ganze Gruppe mit Hochgenuss verspeist, bis ... Ja, bis ein Raubtier dem Geruch nachgeht. Nicht einfach nur ein Greater Wolf,

sondern deren oberster Vertreter: Fenrir. Dieser zwingt Tsuyoshi dazu, eine einem acht Meter langen Wolf angemessene Portion dieses Essens zu machen. Satt, mit hoch erfreutem Gaumen und zufrieden erklärt Fenrir dann, wenn er jeden Tag solches Essen bekommt, sich mit Tsuyoshi vertraglich zu assoziieren, also sein Tsukaima zu werden, wozu die ganze Abenteuergruppe, gefangen zwischen Angst und Ehrfurcht, ausdrücklich rät.

Fortan hat Tsuyoshi keine Nahrungssorgen mehr, denn Fenrir ist ein ausgezeichnete Jäger. Es gibt auch keine Geldsorgen mehr, denn die Tiere, die Fenrir erlegt, wird Tsuyoshi nicht nur in jeder Gildenstube für gutes Gold los, das verwertbare Fleisch erhält er zurück, um Fenrir zu versorgen.

Eigentlich ein gutes Arrangement, wenn die Göttin, die Fenrir gesegnet hat, nicht einmal wöchentlich eine Opfergabe in Form von japanischen Snacks verlangen würde, ein neugeborener Schleim zur Gruppe stößt und Fenrir plötzlich der Meinung ist, Tsuyoshi solle sich selbst verteidigen können. Am besten mit Magie. Und so stößt der Größte der Greater Wolfs den armen Japaner wie weiland der Löwe seine Kinder sprichwörtlich von der Klippe mitten in Tsuyoshis erstes Gefecht gegen eine Goblin-Horde, um seine magischen Kräfte zu wecken. Da das sehr erfolgreich war, bedient sich Fenrir dieses Tricks erneut ...

Noch ein Isekai, aber was für einer. Lustig, kurzweilig – ja, hatte ich schon ein paar-mal gesagt, aber diese Season ist auf jeden Fall ein Erfolg, ein Lacherfolg – und lockerleicht erzählt. Viele Fakten muss der Anime eh nicht beachten, da er kaum welche erschafft. Aber ja, er macht Spaß.

Rougo ni Sonaete Isekai de 8-manmai no Kinka wo Tamemasu. Noch ein Isekai. Mitsuha kann dank eines Unfalls zwischen dieser und einer Fantasy-Welt wechseln. Daraus beschließt sie, ein Geschäft zu machen. Da ihre Eltern und ihr Bruder kürzlich durch einen Unfall umkamen, will sie 80.000 Goldstücke verdienen, womit sie sich auf einen Schlag zur Ruhe setzen können wird. Also schafft sie typische japanische Waren in die andere Welt, etabliert Beziehungen, macht ein Geschäft auf, etabliert noch mehr Beziehungen, knüpft Kontakte zum hiesigen Adel, strebt neben ihrem Ladengeschäft noch eine Karriere als Eventberaterin an und erlangt schließlich die Aufmerksamkeit der jugendlichen Tochter des Königs – ein Umstand, der ebenso hilfreich ist wie ihre Ausbildung in Japan bei einer Söldnertruppe, die sie vorsichtshalber absolviert hat, denn wer Erfolg hat, braucht Neider und Feinde nicht selbst zu erschaffen.

Diese kommen zuhauf, aber Mitsuha ist mehr als vorbereitet, um sich durchzuschlagen. Immerhin geht es um 80.000 Goldstücke und den verfrühten Ruhestand. Und dabei helfen die Beziehungen, die schnell zu Freunden werden, wirklich

gut. Wer hat schon eine Prinzessin, einen Premierminister und einen König unter ihren Freunden?

Auch hier, ein witziger, aber eben auch spannender Anime, der viel mit den „tollen Waren“ aus Japan spielt, aber auch mit Mitsuhas Wunsch, sie selbst verteidigen zu können, weshalb sie Kampfsport, den Umgang mit einer Pistole und einer Armbrust erlernt. Alle Zeichen stehen eigentliche darauf, dass ihr Plan aufgeht, sich früh zur Ruhe setzen zu können. Wären da nicht die Neider und Feinde. Wäre da nicht die Chance, dass ihr Laden nicht einen Kunden hat. Wäre da nicht die Chance, dass sie mit ihrer Beraterkarriere scheitert. Aber Mitsuha wäre nicht Mitsuha, würde sie sich unterkriegen lassen. Ein ungewöhnlicher Isekai, und alleine das will schon was heißen.

Noch ein paar honorige Erwähnungen von Serien, die eine Season haben, in die ich aber nur wenig oder gar nicht reinschauen konnte, die ich dennoch unter Vorbehalt empfehlen möchte.

Nier Automata. Leider erst zu einer Folge aufrufen können. Keine Ahnung, wie das Spiel ist, aber der Anime ist bildgewaltig und strotzt vor Superlativen. Vielleicht habe ich mir deshalb noch nicht Teil zwei angetan, obwohl die erste Folge gut war. Nur etwas zu riesig. Ich frage mich, wie das für die Androidin 2B im Kampf ums Überleben der Menschheit noch gesteigert werden können soll.

Trigun Stampede. Ja, richtig gelesen. Trigun hat ein Remake bekommen. Ich habe mich noch nicht getraut, reinzuschauen, aber wenn der einzige Mann, der jemals zur Naturkatastrophe erklärt wurde, seine Geschichte neu erzählt bekommt, dann ist das ein ganz dringendes: Must see. Da schäme ich mich ob meines Unvermögens schon ein wenig.

Urusei Yatsura. Ja, auch richtig gelesen. Der Kult-Anime des Kult-Mangas von Rumiko Takahashi hat 2022 eine Neuauflage bekommen und wird 2023 veröffentlicht.

Vor lauter Anime, die ich diese Season auf jeden Fall schauen wollte, habe ich auch hier noch nicht reingeschaut. Aber Rumiko Takahashi steht für Qualität und gute Unterhaltung. Siehe Ranma ½.

Ich hole das nach.

Appetizer von Roland Triankowski

Ich denke, ich bleibe dabei, meine Appetizer auf TV-Serien zu fokussieren. Zumindest vorerst. Hier ein paar Zeilen zu (fast) jeder Serie, die ich aktuell oder in letzter Zeit verkonsumiere beziehungsweise verkonsumiert habe.

Carnival Row

Wenn ihr diese Zeilen lest, wird bereits die letzte Folge der zweiten Staffel und somit auch die letzte Folge überhaupt dieser Steampunk-Fantasy-Serie erschienen sein. Während ich dies schreibe, stehen für mich noch zwei Folgen aus. Dennoch möchte ich mich schon zu einem positiven Fazit hinreißen lassen. Allem voran hat mich das Setting dieser Geschichte begeistert. Auch wenn die Handlung größtenteils in der Stadt "The Burgue" und der Titelgebenden "Carnival Row" spielt, wird dem Zuschauenden eine große komplexe Welt präsentiert, die einem mindestens zehnbändigen Romanepos zu entstammen scheint. Auch Kostüm- und Setdesign haben mir sehr gefallen – und das Kriminal-, Polit-, Gesellschafts-, Kriegs- und Revolutionsdrama war ebenfalls recht spannend. Wer Interesse an pseudo-viktorianischer Steam-Fantasy mit Orlando Bloom in der Hauptrolle hat, sollte bei Amazon Prime mal reinschauen.

Welcome To Greendale

Diese Popkultur-Comedy-Serie aus den frühen Zehnerjahren schiebe ich schon seit einiger Zeit vor mir her. Auslöser, sie dann endlich mal zu schauen, waren begeisterte Tweets von niemand geringerem als Ben Calvin Hary. Ich habe die sechs Staffeln dann ziemlich flott durchgebingt und kann mich seither dieser Begeisterung anschließen. Streckenweise ist die College-Comedy sogar das bessere Big-Bang-Theory. Zum Ende hin geht dem Ganzen dann zwar die Luft etwas aus. Es lohnt sich aber, bei Netflix danach zu suchen.

Servant

Na, wer erinnert sich noch an M. Night Shyamalan? Gefeierte für "The Sixth Sense", verdammt für XXXXX (There is no Avatar-Live-Action-Movie in Ba Sing Se!) war es ein stetes Auf und Ab mit seinen Filmen. Was ich immer an seiner Arbeit geschätzt habe, war sein cineastische Händchen bei Kameraeinstellungen etc. Das kann man in seiner Mystery-Serie "Servant" erneut bewundern. Auch wenn sich die Handlung und ihre Auflösung über die insgesamt vier Staffeln etwas zieht, gefällt mir

dieses Kammerspiel, das fast ausschließlich in einer Stadtvilla in Philadelphia spielt, recht gut. Bis zuletzt bleibt offen, ob die Nanny für Baby Jericho (der eigentlich tot sein sollte) nun einen biblisch-mystischen Hintergrund hat – oder ob sie einfach ein manipulativer Psycho mit Sektenhintergrund ist. Es ist jedenfalls sehr unterhaltsam, wie herrlich verplant Rupert Grint durch die undurchsichtige Handlung stolpert. Hierfür braucht's dann allerdings das Apfelfernsehen.

Shrinking

In dieser Serie steckt keine Spur Fantastik, auch keine Popkulturanspielungen, nix dergleichen. Dennoch ist die Familiencomedy im Umfeld eines Therapeuten, der selbst einiges zu verarbeiten hat, sehr sehenswert. Außerdem spielt Harrison Ford mit. Bislang gibt's eine Staffel, läuft ebenfalls beim Apfelfernsehen.

Star Trek: Picard

Es hilft nichts. Ich werde mit dieser Serie nicht mehr warm werden. Ich gönne euch allen die Freude daran und beneide euch sogar ein wenig darum. Aber auch in der dritten Staffel wird die schleppende und schlecht ausgeleuchtete Geschichte nur noch mühsam und notdürftig von inhaltsleerer Nostalgie zusammengehalten. Ich wiederhole meine Einschätzung, dass diese Serie schlichtweg zehn Jahre zu spät kommt. Wieso wird der bald 90-jährigen Hauptfigur zunächst eine Liebesgeschichte verpasst – womit die großartigen Figuren der allerersten Folgen Laris und Zhaban endgültig ruiniert werden – um ihm dann auch noch ... aber das wäre ein Spoiler. Um halbwegs versöhnlich die Kurve zu kriegen: Worf's Auftritt und seinen Handlungsstrang finde ich bislang ganz gelungen. Und die DS9-Anspielungen machen mir ebenso Hoffnung. Läuft die Serie aktuell eigentlich parallel auf Paramount Plus und Amazon Prime? Ich schaue sie jedenfalls bei letzterem.

Star Wars: The Mandalorian

Hier ist es genau das Gegenteil. Sobald Grogu aus seiner Kuppel guckt und winkt, schmelze ich dahin. Da kann die Handlung der dritten Staffel noch so schleppend in die Gänge kommen. Meine Vermutung ist ja, dass sie zu viel Mando-Handlung bei Boba Fett untergebracht haben und jetzt nicht mehr genug für diese Staffel über haben. Aber das wird sicher noch. Läuft bekanntlich bei Disney Plus.

The Consultant

Hier wird's wieder andeutungsweise biblisch-mystisch. In einer Staffel gibt der wunderbare Christoph Waltz den diabolischen Firmenberater, der mit drastischen Maßnahmen ein Spieleentwickler-Startup auf Vordermann bringen will. Herrlich absurd und oft erschreckend realistisch lässt einen die Geschichte am Ende etwas

ratlos zurück. Allein die Performance des Hauptdarstellers macht sie aber schon zu einem Ereignis. Amazon Prime.

The Expanse

Diese Serie habe ich auch lange Zeit verschmäht. Ich bin in der ersten Staffel einfach nicht mit den Figuren warm geworden. Dabei sagte mir das Setting mit dem sonnensystemweiten Kalten Krieg zwischen Erde, Mars und Beltern und dem realitätsnahen Raumflug von Anfang an sehr zu. Es hat daher ein paar Anläufe gebraucht, inzwischen ist "The Expanse" aber meine zweitliebste Science-Fiction-Serie (nach dem Galactica-Reboot versteht sich). Ich habe gerade die vierte der sechs Staffeln durch und freue mich auf mehr. Erneut Amazon Prime.

The Flash

Die Superheldenserie aus dem Hause DC ist seit Jahren mein guilty pleasure. Denn sie begeistert mich weder mit ihren tollen Effekten noch durch ihre spannende Handlung (mit beidem ist es nämlich nicht sonderlich weit her). Es waren von Anfang an die Figuren und ihre Chemie untereinander, die mich bei der Stange gehalten haben. Ich gebe es zu, es ist meine liebste Seifenoper. Ohne jetzt zu sehr auf das CW-verse eingehen zu wollen, habe ich diese Begeisterung nie auf "Arrow" oder die anderen Serien dieses Universums übertragen können (außer vielleicht ein wenig auf die "Legends of Tomorrow"). Und auch beim schnellsten Mann der Welt ließ mein Hype nach ungefähr vier, fünf Staffeln merklich nach. Nun will ich aber auch wissen wie es ausgeht und quäle mich durch die achte Staffel, die seit kurzem im Prime-Abo zu haben ist. Nach Staffel neun soll das Leid ja ein Ende haben.

The Last of Us

Last but not least (SCNR) habe auch ich die hochgelobte Computerspielverfilmung mit Bella Ramsey und Pedro Pascal geschaut. Schon jetzt dürfte klar sein, dass dies als beste Serie 2023 über die Ziellinie gehen wird. Ich hab's ja sonst auch nicht so mit Zombies – aber dieses Endzeit-Drama ist einfach der Hammer. Die Hauptdarsteller, die Charaktere, ihre Entwicklung und ihr Beziehungsgeflecht, die Spannung, die Action – alles erste Sahne. Wie es sich für eine gute Geschichte gehört geht es nicht um Zombies und die Apokalypse, sondern primär um die Figuren darin und das gelingt ganz wunderbar. Man benötigt allerdings WOW, um die Serie zu gucken.

Aufruf: Der Zukunftshorizont

Einleitung

Phantasten beschäftigen sich traditionell mit der Zukunft, das ist unser Metier in vielfacher, verschiedener Form. Sei es im Rahmen von offiziellen Veröffentlichungen in Verlagen, sei es in Form von selbst verlegten analogen oder digitalen Werken auf der Basis des Selfpublishings im Internet. Interessanterweise – in meinen Augen eher bestürzenderweise – gibt es aber einen Horizont, der bei allem phantastischen Weitblick so gut wie nie ins Visier gerät. Ich habe ihn den „Zukunftshorizont“ genannt. Er ist gewissermaßen ein blinder Fleck in unserer Wahrnehmung, wiewohl jeder von uns ihn einmal erreicht: Es handelt sich um den Begrenzungshorizont unserer Existenz, den Tod.

Niemand beschäftigt sich gern und ohne triftigen Grund mit der Tatsache, dass sein Dasein endlich ist, das kann man verstehen. Noch weniger gern denkt man darüber nach, dass die Welt sich nach unserem Ableben vermutlich nur noch kurze Zeit unserer erinnern wird. Selbst Grabstätten werden in der heutigen Zeit üblicherweise nach 30 Jahren eingeebnet, Haushalte werden direkt nach dem Ableben aufgelöst, alles, was die Persönlichkeit ausmachte, auf verstreute Bilder und einzelne Erinnerungsstücke reduziert.

Schriftsteller sollten im Grunde in anderen Dimensionen denken. Für sie ist das Fortbestehen dessen, was ihre Profession ausmacht, was ihr Leben darstellt – also ihre kreativen Werke, die sie verfasst und günstigstenfalls veröffentlicht haben – dasjenige von bleibendem Wert, das der Nachwelt erhalten bleiben soll. Dies ist ihr Gedächtnis für die Zeit nach ihrer Existenz. Das ist zumindest die Hoffnung, aber was man dafür tun muss, um das auch sicherzustellen, das bleibt aus dem Blick ent-rückt. Und das bringt uns zum fundamentalen Problem, für das ich eine Lösung suche.

Problemstellung

Nach meinen bisherigen Recherchen ist dies die Realität: Veröffentlichte Werke sind in der Regel mehr oder minder gut vor dem Vergessen geschützt (z.B. durch die Deutsche Nationalbibliothek, die Phantastische Bibliothek Wetzlar oder Initiativen wie beispielsweise die Villa Galactica usw.). Dies ist der Fall, weil sie eben schon einen Teil der öffentlichen Kultur darstellen. Für alle anderen schriftstelle-

rischen Hinterlassenschaften sieht das dagegen grundlegend anders aus. Für all jene Werke, die von Autoren hierzulande entworfen, begonnen und noch nicht veröffentlicht worden sind, stehen die Chancen dafür, dass sie das Ableben ihrer Verfasser überdauern, leider ausgesprochen schlecht. Das gilt auch für die sonstigen Materialien, die Schriftsteller, Hobbyschriftsteller, Selfpublisher usw. ansonsten entwickelt haben. Dazu zählen Recherchematerial, briefliche Hinterlassenschaften, Konzeptpapiere und all ihre weitergehenden Ideen, die sie in ihrer Lebenszeit nicht mehr vollenden konnten. All diesen Hinterlassenschaften, die Teil unseres kulturellen Erbes sind, das in der Regel aber nicht im Blick der Öffentlichkeit ist, droht die umgehende Vernichtung.

Vielfach befinden sich insbesondere Autoren phantastischer Texte in der wenig schmeichelhaften Lage, dass ihre Angehörigen mit ihren Werken nichts anfangen können und es ihnen an Akzeptanz mangelt. Gar zu leicht kann bei ihrem Ableben die ignorante Verwandtschaft die Lösung ihrer Hinterlassenschaften darin sehen, diese den Papiercontainern zu überantworten und damit ihr Leben und ihr Denken final zu entsorgen. Glaubt mir, ich habe diesbezüglich persönliche Erfahrungen gemacht, das ist eine reale Gefahr!

Lösungsansatz

Diesem Umstand soll ein Projekt abhelfen, das ich derzeit ins Leben zu rufen versuche und für das ich engagierte Mitstreiter und Helfer suche. Die bisherigen Recherchen haben ergeben, dass die Nachlässe von prominenten Autoren augenscheinlich auf verschiedenste regionale Archive verstreut sind. Eine zentrale Erfassung der im deutschen Sprachraum tätigen phantastischen Autoren konnte von mir so noch nicht entdeckt werden. Es gibt freilich im Rahmen von regionalen Projekten gewisse Ansätze (Literaturhaus Hannover e.V., die Webseite des Selfpublisher-Verbandes oder die Seite des Phantastik Autoren-Netzwerks, wo aber wohl nur Mitglieder erfasst sind). Auch hier wird vermutlich nur der Bestand der veröffentlichten Werke abgebildet. Der oben erwähnte Horizont der unveröffentlichten Dokumente bleibt damit außen vor.

Meine Intention besteht nun darin, dies zu ändern und den bislang nicht berücksichtigten Werkbestand zentral in den Blick zu nehmen. Dafür sollen aus der prinzipiell unüberschaubar großen Zahl an in Frage kommenden Texten zunächst zwei Segmente erfasst werden. Für diesen Aufruf konzentriere ich mich aber nur auf eins davon: Auf die vom Verlust bedrohten Manuskripte und sonstigen Dokumente von alternden Autoren phantastischer Provenienz, um nach Möglichkeit ihren langfristigen Erhalt sicherzustellen.

Materialeingrenzung

Da das durch den „Zukunftshorizont“ in den Blick genommene Material naturgemäß uferlos sein dürfte, ist dies der wahrscheinlichste Grund, weshalb sich niemand bislang ernsthaft mit diesem Projekt befasst hat, das ja auch wirklich abschreckende Dimensionen besitzt. Doch wie erwähnt verschwindet das Thema nicht von der Agenda, sondern es wird immer dringlicher, und die Gefahr des Verlustes wächst von Tag zu Tag. Rasches Handeln ist somit geboten.

Mir wurde schon die Frage nach einer Eingrenzung des Sammlungsbestandes gestellt. Was hierbei nicht Aufnahme finden soll, ist klar: Alle schon veröffentlichten Werke, die sich an anderer Stelle erhalten lassen, werden hier außen vor bleiben. Das betrifft sowohl in Verlagen wie im Rahmen des Selfpublishings veröffentlichte Werke, es betrifft auch Fanzines und Egozines in analoger wie digitaler Form.

Eingang finden sollte allerdings alles das, was aus dem bisherigen Fokus sammelnder Institutionen ausgeblendet wird. Dazu zählen: Alle unvollendeten bzw. unveröffentlichten Werke (die langfristig dann in Editionen der neu gegründeten Institution herausgegeben werden bzw. auch durch spätere Coautoren vollendet werden könnten). Es betrifft auch alle autobiografischen Aufzeichnungen und Planungsskizzen, Schriftverkehr, soweit er nicht anderweitig (etwa in Verlagsarchiven) seinen Raum findet. Prioritär sollten jene Verfasser aufgenommen werden, deren Schriften wenig reelle Chance der Erhaltung in regionalen Archiven besitzen, etwa Selfpublisher bzw. jene Autoren, die bislang noch keine eigenständigen Veröffentlichungen aufzuweisen haben. Auf diese Weise würde die Überlieferung unentdeckter Talente langfristig gefördert werden.

Bisherige Aktivitäten und kontaktierte Stellen

Meine aktuellen Recherchen betrafen noch nicht Verlage oder spezifische Autoren, sondern haben sich bislang wesentlich auf die übergeordnete Verbands-ebene beschränkt, auch sind regionale Archive noch nicht aktiviert worden. Vielmehr wurden die zentralen phantastischen Verbände kontaktiert: Der Science Fiction-Club Deutschland (SFCD) und das Phantastik Autoren-Netzwerk (PAN). Bei beiden Verbänden stieß die Initiative auf lebhaftes Interesse, das Thema war bei beiden noch nicht im Blick. Der SFCD ließ dabei durchblicken, dass organisatorisch Unterstützung signalisiert werden könne, personell, finanziell und räumlich aber keine Kapazitäten zur Verfügung stünden.

Ebenfalls kontaktiert wurde (bislang reaktionslos) der Selfpublisher-Verband und die Phantastische Bibliothek Wetzlar sowie die Villa Galactica. Aus Wetzlar kam begreif-

licherweise ein abwehrendes Signal dergestalt, dass dort nur veröffentlichte Schriften phantastischer Provenienz erhalten werden könnten. Für Hinweise auf weitere mögliche Stellen, die zu kontaktieren wären, bin ich dankbar.

Planung und Erfordernisse

Ehe an die konkrete Planung der Institution gegangen werden kann, für die ich gern meine berufliche Erfahrung als Historiker mit jahrelangen Archivkenntnissen sowie mein jahrzehntelanges Engagement als Hobbyautor, Fanzine-Chefredakteur und seit langem im Fandom aktivem Fan einbringen möchte, müssen einige Punkte geklärt werden:

- Gibt es tatsächlich keine Institution, die die von mir genannten Bestände zentral und hauptsächlich sammelt?
- Kann, falls dieser Punkt negativ bewertet wird, eine bestehende Institution dazu bewegt werden, in einer Erweiterung die neu zu schaffende Sammelinstitution aufzunehmen? Dies hätte zahlreiche organisatorische, räumliche, personelle und finanzielle Vorzüge.
- Es sollte im Vorfeld eine Datenbank geschaffen werden, die die in Frage kommenden Autoren namhaft macht und nach Möglichkeit den Umfang des zu rettenden Schriftguts zumindest in Umrissen sichtbar macht.
- Mittelfristig müssen weitere Unterstützer aus Fan- und Verbandskreisen für das Thema gewonnen werden.
- Sodann sollte auch an Verlage und Archive herangetreten werden.
- Es gilt grundsätzlich, die anfallenden Aufgaben nicht auf eine Person zu konzentrieren, sondern auf mehrere Schultern zu verteilen (z.B. eine Person, am sinnvollsten ausgebildet in Archivrecht, als Leitung; weitere Personen, die sich um Webseite, Social Media, Kommunikation und Presse usw. kümmern; jemand, der den Kontakt zu den Autoren bzw. deren Hinterbliebenen hält; jemand, der die Bestände akquiriert, ordnet und verwaltet ...). Konkret: Wir brauchen ein Team.
- Räumlichkeiten und Finanzen müssen geklärt werden, eine Archivordnung ist zu entwickeln und Fragen der späteren Nutzung sind zu diskutieren, auch wenn das meiste davon erst Aufgaben sind, die nicht sofort anfallen.

Ihr seht, dies ist fürwahr ein „Zukunftshorizont“, eine Aufgabe für die Zukunft, für die man einen langen Atem, viel Idealismus und Engagement braucht. Allein weil die Aufgabe so gigantisch ist, sollte sie nicht dazu verleiten, gleich die Flinte ins Korn zu werfen, sondern sie engagiert anzugehen. Denn wie ich skizziert habe: Der Tod ist sicher, und damit ist auch der Verlust all dieser Werke sicher, es sei denn, wir gehen beherzt daran, sie langfristig zu erhalten.

Ich bin dazu bereit und willens – und ich hoffe, ihr seid es ebenfalls!

Nehmt Kontakt mit mir auf, Freunde – ich freue mich darauf!

Kontaktadresse:

Uwe Lammers

Schöppenstedter Str. 38

38100 Braunschweig

Mail: uwe-lammers@gmx.de

Website: www.oki-stanwer.de

Erinnerungen an Keith Laumer (1925-1993)

Artikel von Uwe Lammers

Einleitung: Der amerikanische SF-Autor John Keith Laumer starb am 23. Januar 1993 in Brooksville, Florida, an den Folgen seines zweiten Schlaganfalls. Obwohl er seit den 60er Jahren im deutschen Sprachraum in SF-Romanen präsent war, muss heute wohl davon ausgegangen werden, dass er weitgehend in Vergessenheit geraten ist. So findet sich beispielsweise in dem facettenreichen Artikel „Lachende Aliens, schmunzelnde Androiden und skurrile Abenteuer im All“ von Christian Hoffmann und Udo Klotz, leider keine Spur von ihm. (Vgl. Christian Hoffmann & Udo Klotz: Lachende Aliens, schmunzelnde Androiden und skurrile Abenteuer im All, in: Time Machine 7, Januar 2023.) Das ist umso bedauerlicher, als sich im Januar 2023 sein Todestag nun zum 30. Mal jährt. Ich denke, es ist an der Zeit, ihn zumindest im Rahmen eines kurzen Gedenkartikels wieder ans Tageslicht zu befördern und zu zeigen, dass sein umfangreiches (und dennoch in Deutschland nur zum Teil veröffentlichtes) Werk eine Wiederentdeckung lohnt. Die folgenden Ausführungen basieren zentral auf dem relativ ausführlichen deutschen WIKIPEDIA-Artikel zu Keith Laumer.

Ich stieß auf Laumer im Frühjahr 1988, als ich entzückt erkannte, dass ein Terra Astra-Roman von ihm (Zeitlabyrinth, Nr. 383) auch als ausführlicheres Taschenbuch existierte. Es ist bis heute einer meiner Lieblingsromane von Laumer. (Vgl. Keith Laumer: Time Trap, 1970, dt.: Zeitlabyrinth, 1972.) Durch Kontakt mit einem Gifhorner SF-Fan, der zufällig auch Laumer-Fan war und eine ganze Reihe seiner Romane veräußern wollte, gelangte ich erst durch ihn und dann auf antiquarischem Weg an eine ganze Reihe weiterer seiner Werke. Insgesamt handelte es sich um 28 seiner Bücher, die so in meine Bibliothek gelangten und nahezu alle mit Vergnügen durchgeschmökert wurden. Und dennoch handelt es sich dabei nur um einen kleinen Teil seiner Werke, die er zwischen 1959 und etwa 1991 verfasste.

Das Leben von Keith Laumer und sein Einfluss auf sein Schreiben: John Keith Laumer, der sich als Autor stets nur Keith Laumer nannte, wurde am 9. Juni 1925 in Syracuse, New York, geboren. Augenscheinlich wanderte seine Familie recht bald von dort aus nach Oklahoma, wo er die Phillips University in Enid besuchte, und von dort aus weiter nach Kansas, wo er in Coffeenville das Junior College abschloss. Da

es sich um die wechselvolle Zeit der Großen Depression in den Vereinigten Staaten handelte, darf man annehmen, dass seine Kindheit und das Berufsleben seiner Eltern recht turbulent verliefen.

1943 trat er, gerade volljährig geworden, in die US-Armee ein und absolvierte seinen Kriegsdienst in Europa. Im Anschluss daran studierte Laumer Architektur, kehrte dann aber 1953 wieder zum Militär, diesmal zur Air Force. Auch hier hielt es ihn nur kurze Zeit. 1956 trat er einen Posten im Außenministerium an und war unter anderem zeitweise Diplomat in Rangun, Birma (heute Myanmar). Während dieser Zeit entdeckte er, wie der WIKIPEDIA-Artikel zu ihm verlauten lässt (Stand: 17. Oktober 2020), seine wahre Berufung: das Schreiben phantastischer Geschichten.

Während seine erste SF-Geschichte mit dem Titel „Greylorn“ in Amazing 1959 erschien, arbeitete er immer noch als Diplomat, quittierte aber den diplomatischen Dienst bereits ein Jahr später und kehrte nun zur Air Force zurück. Aufgrund der Art und Weise, in der Laumer besonders in den Abenteuern um den Weltraum-Diplomaten James Retief vom Corps Diplomatique Terrestrienne (CDT) die galaktische Diplomatenzene karikiert, muss geschlossen werden, dass seine eigenen Erfahrungen mit Dienstwegen und bürokratischen Entscheidungen so unschön ausfielen, dass sie ihm den Diplomatendienst für immer vergällten.

Während seiner erneuten Zeit bei der Air Force entstanden ab 1962 die ersten SF-Romane, beginnend mit „Worlds of the Imperium“ (1962, keine deutsche Ausgabe vorhanden). Der 1965 erschienene Folgeband „The Other Side of Time“ wurde dagegen 1973 als „Invasion aus der Null-Zeit“ in Deutschland veröffentlicht. 1965 war außerdem das Jahr, in dem Laumer sich entschied, das Wagnis einzugehen, freiberuflicher Autor zu werden, was er bis an sein Lebensende bleiben sollte.

In den folgenden Jahren entwickelte er eine rege Publikationstätigkeit. Zwischen 1963 und 1971 entstanden insgesamt 7 Romane und Novellensammlungen um den Diplomaten James Retief vom CDT, in denen Laumer ohne Frage seine Erfahrungen im diplomatischen Dienst verarbeitete, ergänzt um zahlreiche Details, die seiner militärischen Laufbahn entsprangen. Die bisweilen schlitzohrigen Abenteuer des hemdsärmeligen und den diplomatischen Gepflogenheiten auf höchst unorthodoxe Weise abgeneigten Retief führten in der Regel zu erfolgreichen Missionen, für die die inkompetenten Vorgesetzten die Lorbeeren einheimsten. Sie lesen sich in der Mehrheit höchst erfrischend und speisen sich gerade aus den inneren Widersprüchen einer zaghaft-ängstlichen Diplomatie, die mit den mitunter robusten Handlungen Retiefs nicht Schritt zu halten verstehen. Üblicherweise erkennt der Leser,

dass Retiefs beherzte Handlungsweise, die z. T. in handfester Unterstützung lokaler Guerilla besteht, letztlich realistischer und angebrachter war als die Appeasement-Politik der eigenen Diplomaten.

In Deutschland ist leider publizistisch nicht bekannt, dass Laumer noch acht weitere Bücher mit Retief-Abenteuern füllte (das letzte ist „Reward for Retief“, 1989!). Man kann also mit Fug und Recht sagen, dass James Retief mit weitem Abstand die Person ist, die Laumer als Person am ehesten mental abbildete und ihn in seinem Schreiben am längsten prägte.

Weitere Zyklen, die er neben dem eingangs erwähnten „Imperium“-Zyklus (4 Romane, von denen nur der zweite auf Deutsch vorliegt, der letzte, „Zone Yellow“, wurde 1990 geschrieben), sind:

- Lafayette O’Leary (vier Romane zwischen 1966 und 1984, von denen nur die ersten beiden, „Das große Zeitabenteuer“ (1968) und „Universum der Doppelgänger“ (1972), in Deutschland erschienen sind);
- Invaders (ein Zweiteiler, der unter den Titeln „Invasoren der Erde“ und „Feinde aus dem Jenseits“ (beide 1969) bei Moewig veröffentlicht wurde);
- Time Trap (der erwähnte Roman „Zeitlabyrinth“ (1972) ist der erste von zwei Romanen, kurz vor seinem Tod kehrte Laumer mit „Back to the Time Trap“ (1992) dorthin noch einmal zurück, der Roman ist in Deutschland nie erschienen), und
- Bolo (acht Romane zwischen 1976 und 2010, wobei nur die ersten drei von Laumer allein sind, danach wurden die folgenden von William H. Keith und David Weber vollendet. In Deutschland ist keiner davon erschienen)
- Neben diesen zyklischen Werken erschienen zahlreiche Einzelromane zwischen 1963 und 1991. Soweit es aus dem WIKIPEDIA-Artikel hervorgeht, handelt es sich dabei wenigstens um 22 weitere Romane, von denen erfreulicherweise 13 bei uns veröffentlicht worden sind.

Hinzu kommen außerdem 14 Kurzgeschichtensammlungen aus den Jahren 1967 bis 1991, von denen vier in Deutschland erschienen sind. Nach Laumers Tod wurden aus seinem Nachlass wenigstens noch weitere 8 Storysammlungen veröffentlicht, die bei uns sämtlich unbekannt sind. Ein deutliches Zeichen dafür, wie umfangreich offensichtlich der Materialnachlass war, von dem Epigonenautoren und Herausgeber nach Laumers Ableben gezehrt haben.

Im Jahre 1971 erlitt Keith Laumer einen ersten Schlaganfall, der für Jahre seine schriftstellerische Karriere völlig paralyisierte. Allerdings erholte er sich schließlich

davon und konnte – wenn auch nicht so erfolgreich wie zu Beginn – schreibend an die Zeit davor wieder anknüpfen. Schließlich zog er nach Brooksville, Florida, wo er dann am 23. Januar 1993 im Alter von 67 Jahren an den Folgen seines zweiten Schlaganfalls verstarb. Über seine Familie wird in dem Artikel nichts weiter mitgeteilt.

Nachleben: Soweit ich dem genannten Artikel entnehmen kann, hat Laumer in erster Linie zu Lebzeiten Aufmerksamkeit von Bibliografen des phantastischen Genres auf sich gezogen, beginnend 1974 mit Donald Tuck in „The Encyclopedia of Science Fiction and Fantasy through 1968“ (Chicago 1974). Die letzte deutsche bibliografische Würdigung zu Lebzeiten erfolgte im „Lexikon der Science Fiction Literatur“ (München 1991), herausgegeben von Hans Joachim Alpers, Werner Fuchs, Ronald M. Hahn und Wolfgang Jeschke. International setzte sich dagegen die Auseinandersetzung mit seinem Werk fort bis zu John Clutes „The Encyclopedia of Science Fiction“, 3. Auflage (Online-Ausgabe), Version vom 15. März 2018.

Eigene Einschätzung: Meine eigene Lektüre von Laumers Romanen liegt schon relativ lange zurück. Der letzte Band von ihm wurde 2017 gelesen. Ich las Laumer zu erheblichen Teilen abenteuerlich-überdrehten Raumzeitabenteuer und Zeitreisegeschichten, in denen er mit Parallelwelten, Doppelgängern, Überwesen und rege ineinander verschachtelten und mehrheitlich witzig-ironischen Handlungen brillierte, zu einer Zeit, als ich für derlei Literatur sehr empfänglich war. Heute und nachdem ich manche seiner Werke wiederholt gelesen habe, finde ich es sehr bedauerlich, dass die letzte deutsche Übersetzung eines Romans von ihm aus dem Jahr 1984 datiert. Die wirklich werkgetreuen und stilsicheren Übersetzer haben sich ihre Meriten eigentlich erst später erworben, sodass man bei den deutschen Übersetzungen von Laumers Romanen eher von einer hölzern-schematischen 08/15-Übersetzung reden muss. Dass sie auch in dieser Übertragung gut funktionieren, beweist in meinen Augen, wie geschickt Laumer mit Humor in seinen phantastischen Geschichten umzugehen verstand.

Mag es auch der Tatsache entsprechen, dass seine Romane nach seinem Schlaganfall 1971 nicht mehr das vorherige Niveau erreichten, so ist doch unleugbar anzuerkennen, dass er mit eiserner Disziplin und Spaß am Schreiben bis kurz vor seinen Tod weiter engagiert an seinen Werken gearbeitet hat und weiterhin rege Publikationstätigkeit entfaltete.

Ich würde darum sagen, es wäre höchste Zeit, dass sich ein deutscher Verlag mal wieder dieses amerikanischen Vielschreibers entsinnt und seine Romane in neuer Übersetzung vorlegt. Vielleicht wäre auch eine Ausgabe der Sachbuchreihe „SF-Per-

sonality“ für Laumer durchaus angebracht. Genügend Stoff dafür gäbe es gewiss. Ungeachtet der nicht eben optimalen Übersetzungen lohnt Laumers buchstäblich vielseitiges Werk eine Neuentdeckung – gerade für all jene, die die humorvoll-vergnügliiche Science Fiction schätzen und sie in der Gegenwart vermissen.

© 2023 by Uwe Lammers, Braunschweig, den 4. Februar 2023

Mark Powers – Held des Weltalls

Besprechung von Bernd "Göttrik" Labusch

Die „Mark Powers“-Hefte Nr. 1 bis Nr. 26 der eigenständigen Serie enthielten jeweils ein bis drei Seiten Comic aus der amerikanischen Comic-Serie „Flash Gordon“. Wobei man lediglich den Titelhelden von Flash Gordon in Mark Powers umbenannte. Allerdings begann man nicht mit dem Anfang der Serie, sondern sprang direkt in die damals relativ aktuellen Ausgaben der Comic-Serie hinein. Die Comic-Serie erschien in den USA bereits seit dem 7. Januar 1934 in den Sonntagsblättern des King Features-Verlags, später auch in den Werktagsausgaben der Zeitungen und am Höhepunkt erschienen auch Sonderbände mit Comics, die direkt für die Veröffentlichung als Alben getextet und gezeichnet wurden. Zu bedenken ist hierbei lediglich, dass die Werktagsausgaben und die direkt als Alben veröffentlichten Comic-Reihen ähnlich wie „Perry Rhodan“ und „Perry Rhodan Neo“, die Ursprungsgeschichte komplett neu erzählten und schließlich jeweils komplett eigene Geschichten erzählten. Die Comics der Werktagsausgaben der Zeitungen war hierbei rein in schwarzweiß, während die ursprüngliche Reihe in den Sonntagsausgaben der Zeitungen farbig war, genau wie die Alben-Reihe zuletzt.



Die Anfänge von „Flash Gordon“ waren den deutschen Lesern 1963 bereits bekannt, etwa aus den Film-Serials im Kino aus den 1930'er Jahren, die später auch im deutschen Fernsehen liefen. Auch Übersetzungen der ersten Comics waren 1963 bereits auf Deutsch erschienen. Die „Mark Powers“-Comics basierten hierbei auf einer stark überarbeiteten, gekürzten und natürlich übersetzten Version der Werktag-Comicstrips ab dem 25. Mai 1958. Texter und vor allem Zeichner der Originalausgabe war Dan Barry. Diese Comics sind später von 1988 bis 1994 beim Verlag Gabriel Reuß im Piccolo-Format in unverfälschter und ungekürzter, aber natürlich übersetzter Form erschienen.

Um einen gewissen Eindruck der Handlung, wie sie in der „Mark Powers“-Heftromanserie präsentiert wurde, zu verschaffen, versuche ich mich jetzt an einer Handlungszusammenfassung in Form einer kurzen, aber möglichst originalgetreuen Prosa-Adaption der ersten Phase:

Das Satellitengefängnis

Episode 1 in „Mark Powers“ Nr. 1

Im Continental Space Port von New York befinden sich die Startvorbereitungen für einen Raketenstart in den erdnahen Orbit in der letzten Phase. Die Arbeiten verlaufen weitgehend vollautomatisch. Das Raumschiff erinnert optisch an die alten Mondraketen aus dem späten 20. Jahrhundert mit einem kleinen Space Shuttle als Endstufe. Major Vance hat als Kommandant des kleinen Raumhafens die Startvorbereitungen unter seinem persönlichen Augenschein genommen.

Captain Craig, der Kommandant der Rakete, begibt sich jetzt erst auf den Weg zu seinem Raumschiff, dessen einziges reguläres Besatzungsmitglied er ist.

Unterwegs trifft er auf Major Vance: „Noch eine Minute bis Zero. Craig. Alles klar?“

„Jawohl, Sir! Sie bringen gerade den Gefangenen an Bord!“ Der schwarzhaarige Kapitän der Rakete kneift die Augen zusammen: „Der Bursche sieht gefährlich aus! Was hat er ausgefressen?“

Major Vance bleibt gelassen und spielt nachdenklich mit den Enden seines Kaiser-Wilhelm-Barts, betont jedoch, dass es sich bei dem Gefangenen, namens Travnik, um einen gefährlichen Totschläger handelt. „Er kann unmöglich ausbrechen – aber sei vorsichtig! Behalte ihn immer im Auge!“

* * *

Damit hat er die Neugier von Captain Craig geweckt. Dieser begibt sich kurz vor dem Start noch in die Gefängniszelle an Bord der Rakete und sieht sich Travnik persönlich an, sicher ist sicher. Dieser liegt jedoch stramm gefesselt auf einer Liege und starrt den Captain missmutig an.

Craig lächelt: „Schau Dir die Erde nochmal aus der Nähe an, Travnik. Du siehst sie erst in fünf Jahren wieder! Nächste Station: Der Gefängnisatellit dreißigtausend Kilometer über uns!“

* * *

Alles verläuft zunächst wie geplant. Die Rakete startet... wuchtig erhebt sich der Koloss und streift die Schwerkraft der Erde ab ...

* * *

Einige Zeit später im Kontrollzentrum des Space Ports beobachtet Major Vance den Start der Rakete auf einen Bildschirm, der die gesamte Wand vor ihm einnimmt. „Der Start verlief nach Plan. Rufen Sie den Gefängnisatelliten! Man soll den Empfang vorbereiten!“

Die Rede war an einen der Unteroffiziere an den kleineren Monitoren auf den zahlreichen Tischen im Saal gerichtet. Dieser bestätigt die Anweisung und informiert per Funk den Gefängnisatelliten, dass der Transport mit dem Gefangenen Travnik auf dem Weg ist.

Alles scheint nach Plan zu verlaufen, wie so viele andere Gefangenentransporte zuvor. Doch Major Vance bleibt für einen Moment nachdenklich vor dem riesigen Bildschirm stehen.

* * *

Die BETA von Mark Powers und Biggy landet etwas später im Continental Space Port von New York. Mark Powers begibt sich in das Lokal der Einrichtung und trifft sich mit Major Vance, während sich Marks alter Freund müde in die Quartiere zurückzieht.

„Willkommen daheim, Mark! Ich hörte, Sie hatten allerlei durchzustehen, da draußen?“

Mark Powers berichtet Vance von einem Routineauftrag auf dem Pluto. Doch bevor er richtig loslegen kann, erreicht den Major eine wichtige Meldung. Die Rakete mit dem Gefangenen ist vom Kurs abgekommen und auf dem Weg in den Orbit verschwunden.

* * *

Major Vance kehrt sofort in die Zentrale zurück. Dort herrscht größte Anspannung. Die Aufzeichnungen vom Start werden noch einmal angesehen.

„Sie benutzen sogar die Steuerdüsen, um den Kurs zu verändern!“

Major Vance ist entsetzt und zündet sich eine Zigarette an, während er sich die Aufzeichnungen weiter ansieht. „Prost Mahlzeit! Der Gefangene ... Travnik! Er hat sich befreit, und das Raumschiff ist in seiner Gewalt.“ Vance zweifelt an seinem Verstand. Wie konnte dies passieren?

Mark Powers ist seinem Freund in die Zentrale gefolgt und mag sich nicht weiter zurückhalten: „Was hat Travnik bloß vor? Der Sprit reicht nicht zum Verlassen der Erdumlaufbahn. Die Ortung gibt uns sofort den Landeplatz auf der Erde an, wenn sie landen?“

„Was würde uns dies nutzen? Er hat den Piloten als Geisel, Mark! ... und er schreckt vor nichts zurück. Schließlich sollte er ja wegen Totschlags zum Strafsatelliten gebracht werden!“

Doch da mischt sich einer der Ortungsoffiziere mit einer Hiobsbotschaft ein: „Wir haben die entführte Rakete wiedergefunden! Das Schiff schwenkt in zwanzigtausend Kilometer Höhe in eine Kreisbahn ein, Sir! Ganz in der Nähe des Sonnenenergiespiegels!“

Major Vance ist entsetzt: „Wenn er dorthin will, dann sind wir in höchster Gefahr!“

Episode 2 in „Mark Powers“ Nr. 2

Die Rakete zum Gefängnisatelliten ist vom Kurs abgekommen und fliegt geradewegs einen Spiegelsatelliten an, der zum riesigen Satellitenkonglomerat im Orbit gehört, mit dem aus dem Licht der Sonne direkt Energie gewonnen und in konzentrierter Form zur Erde abgestrahlt wird. Doch die Rakete steuert nicht irgendeine Stelle an, sondern direkt das Kommandomodul und setzt sogar regulär zum Andocken an, so als wäre alles von langer Hand geplant.

Major Vance ist entsetzt: „Gefahr! Verbinden Sie mich sofort mit der Besatzung der Station!“

„Die Fernsteuerung des Spiegelaggregats ist tot, Major! Jemand muss sie vor Ort abgeschaltet haben.“

„Danke. Wir kümmern uns so schnell wie möglich!“ Major Vance hat sich bereits wieder beruhigt.

Unvermittelt erscheint ein Bild von Travnik auf einem der Bildschirme, der für die Funkkontakte mit startenden und landenden Raumschiffen reserviert ist.

Aus dem Lautsprecher ist Travniks Stimme zu hören: „Achtung! An alle Erdstationen! Wenn Ihnen das Wohl der menschlichen Rasse am Herzen liegt, dann hören Sie gefälligst ganz genau zu!“

Major Vance ist sich sicher, dass sich seine schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet haben und sich ausgerechnet der Totschläger Travnik des Spiegelsatelliten bemächtigt hat. Mark Powers bleibt jedoch ruhig und beobachtet das aufgeregte Treiben im Kontrollzentrum.

„Was wollen Sie, Travnik!“

„Viel! Sie halten sich an meine Befehle, oder ich brenne ein Dutzend Städte mit dem Sonnenspiegel bis auf die Grundmauern nieder.“

Mark Powers wundert sich über das vollkommen unbewegte Gesicht, das Travnik auf dem Bildschirm präsentiert, während er Major Vance seine Forderungen darlegt.

Travniks Forderungen sind grotesk. Er fordert weiter nichts als zehn Millionen Solar in kleinen Scheinen und genug Treibstoff für einen Transitionssprung in ein anderes Sonnensystem.

„Dazu braucht Ihr eine Frachtrakete! Also schickt sie mit dem Pulver rauf. Wenn ich drin bin und die Moneten vorfinde, verschwinde ich.“ Travnik bleibt die Ruhe selbst: „Und macht es nicht so spannend, Polypen! Rauf mit der Rakete innerhalb 24 Stunden oder der Pilot hat seinen letzten Schnaufer getan. Keine Tricks! Die größten Städte der Erde werden sonst braten!“

* * *

Nachdem Travnik die Verbindung abgebrochen hat, kommt Leben in Mark Powers. Er wendet sich Major Vance zu: „Er hat abgeschaltet. Was werden Sie unternehmen Major?“

„Es stehen Millionen von Menschenleben auf dem Spiel! Wir werden seine Bedingungen annehmen müssen!“ Major Vance zwingt sich gerade zu, diese Sätze zu verkünden.

Episode 3 in „Mark Powers“ Nr. 3

Das Geld wird von der Erdregierung binnen 12 Stunden gestellt. Major Vance und Mark Powers sind gerade allein im Pausenraum.

Mark Powers kann es nicht fassen, nachdenklich nuckelt er an seiner Pfeife und grübelt vor sich hin: „So ein Lümmel! Will die schönsten Städte der Erde zu Asche verbrennen!“

„Hoffentlich macht er es nicht trotz des Lösegelds“, Major Vance ist von Mark Powers Ruhe verwirrt.

Mark Powers gibt nun zu, dass er von den Forderungen Travniks irritiert ist und stopft seine alte schwarze Tabak-Pfeife mit frischen kubanischen Tabak.

„Ich habe hier das Gutachten über seinen Geisteszustand. Mark ... nervös ... gespannt ... Er kann beim kleinsten Anstoß loslegen.“ Nachdenklich durchblättert Major Vance einen Stapel Unterlagen, in der Hoffnung so doch noch auf eine rettende Lösung zu kommen.

In einem gedämpften Tonfall und halb im Gedanken verkündet Mark Powers: „Wenn ich es schaffen würde allein und unbeobachtet auf der Spiegelstation zu landen, dann ...“

Major Vance ist entsetzt: „Sie wollen dort oben landen, Mark? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!“

„Durchaus nicht, Vance! Travnik ist eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft! Er bleibt gefährlich, auch wenn er sein Lösegeld erhält!“ Mark Powers mimt nun ganz den Sherlock Holmes.

„Wenn wir ihn überlisten wollen, riskieren wir ein Massensterben!“ Major Vance fragt sich langsam über wenn er sich mehr ärgern soll, über den wahnsinnigen Kriminellen im All oder über Mark Powers, der dieser Situation scheinbar geistig nicht gewachsen ist.

Doch bevor Major Vance Mark Powers Vorhaltungen machen kann, wird er von diesem unterbrochen: „Moment! Travnik meldet sich wieder über Funk!“

Die neueste Meldung Travniks klingt nicht mehr so abgeklärt: „Wenn die zehn Millionen und der Treibstoff nicht in einer Stunde unterwegs sind, dann ist New York reif für den Sonnenspiegel! Das ist meine letzte Nachricht! Also los, macht euch auf die Socken!“

* * *

Im Kommandomodul des Spiegelsatelliten ergibt sich ein etwa anderes Bild der Situation. Travnik steht mit gesenkten Schultern in einer Ecke: „Zufrieden, du Heini?“

„Sehr!“ Captain Craig sitzt in einem gemütlichen Sessel an den Kontrollen und grinst sich einen, wie ein junger Schulbub, der sich gerade einen besonders gelungenen Streich hat einfallen lassen: „Du bist ein prima Schauspieler Travnik. Sogar der Spielzeug-Revolver wirkt echt in Deiner Hand!“

„Craig, Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Du ungeschoren davonkommst?“

Captain Craig bleibt vollkommen gelassen und wedelt ein wenig mit dem bunten Spielzeug-Revolver: „Glauben? Dass ich nicht lache! Diesen Coup habe ich drei Jahre lang vorbereitet, Travnik, mein Junge!“

Nach einer kurzen Pause setzt er noch einen drauf: „Gefängnisraketen und miese Bezahlung ... dann die Chance, hier an den Spiegel zu kommen ... und schon rollen die Millionen!“

Travnik zweifelt an seinem Verstand und hadert mit seinem Schicksal: „Warum hast Du mich für Dein schmutziges Erpressungsmanöver ausgesucht?“

„Gute Planung, Junge! Sah Deine Personalakte und dachte, ein ehemaliger Schauspieler ist genau das richtige! Und das hat gestimmt! Siehst Du Junge, so einfach ist das!“

Episode 4 in „Mark Powers“ Nr. 4

Die Diskussionen zwischen Captain Craig und Travnik im Kommandomodul des Spiegelsatelliten gehen weiter, während sie auf die Ankunft der Rakete mit Löse-

geld und Treibstoff für die Weiterreise warten. Wobei sich offenbart, dass der Captain nie vor hatte Travnik mitzunehmen, sondern in ihm nur ein Mittel zum Zweck sah, das er nutzt solange es geht.

„Du bist eine üble Laus, Craig! Ich muss fünf Jahre brummen, weil ich jemanden versehentlich tötete, aber dieser kaltblütige Plan ist doch der Gipfel der Gewissenlosigkeit...“

„Na, nun halt mal die Luft an, Travnik. Jetzt brauch ich Dich nicht mehr. Du hast Deinen Zweck erfüllt.“ Craig grinst und verschluckt dabei fast seine Zigarette, währenddessen spielt er mit dem Spielzeug-Revolver herum. Travnik fällt es schwer ruhig zu bleiben.

Plötzlich durchzuckt es Travnik: „Ach, wirklich? Knall mich ab, und Du bist erkannt! Jetzt musst Du mich überall mitnehmen, damit Dein Plan aufgeht.“

„Wenn Du Dich da mal nicht irrst...“, der Captain lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

* * *

Kurze Zeit später erscheint ein kugelförmiges Kleinraumschiff mit Ringwulst in der Ortung und nähert sich langsam dem Spiegelsatelliten.

Craig ist sichtlich erleichtert. Seine Körperhaltung entspannt sich, während er auf den Bildschirm blickt. „Endlich! Sie haben die Frachtrakete gestartet! Wenn die zehn Millionen Piepen eintrudeln, habe ich mit Dir was ganz feines vor, Travnik. Wirst schon sehen!“

* * *

Der Captain sperrt Travnik in eine kleine Seitenkammer, deren Zweck ihm unbekannt ist, die er für sich jedoch als Besenkammer bezeichnet und kümmert sich nur noch darum, die Ankunft der Frachtrakete zu überwachen. „Klappt ja prima. Da kommt mein Geld ganz automatisch. Und alles läuft nach Plan. Es sei denn der liebe Major Vance will New York City schmoren.“

Mit einem frechen grinsen greift er nach dem Raumanzug.

* * *

Derweil öffnet sich auf der dem Spiegelsatelliten abgewandten Seite der plumpen Frachtrakete ein Schott und Mark Powers klettert in einem Raumanzug daraus hervor. Dabei zerrt er mühsam an einem großen Behälter herum, der an einen großen Feuerlöscher erinnert.

Mark kommt ins Schwitzen, obwohl das Innere seines Raumanzugs optimal temperiert ist. Er ist nun doch nervös geworden und spricht zu sich selbst: „Travnik beobachtet bestimmt die Rakete. Aber in diesem Plastikanzug kann ich den Radarwellen ein Schnippchen schlagen!“

Zum Raumanzug Mark Powers gehört auch ein kleiner Raketenrucksack. Zunächst stößt er sich jedoch nur mit Muskelkraft von dem kleinen, aber plumpen Frachtschiff ab. Er will um keinen Preis zu früh von seinem Gegner entdeckt werden. Erst als er sich sicher ist, dass der andere ihn garantiert nicht sehen kann, schaltet er den Rucksack an und gleitet langsam auf die Rückseite des Spiegelsatelliten. Dieser verfügt über eine zylinderförmige Zentraleinheit, die von einer Art Sims umgeben ist. Mark landet auf der dem Eingang zum Inneren entgegengesetzten Seite des Satelliten.

* * *

Travnik sieht durch ein kleines Bullauge aus seinem Gefängnis hinaus: „Wenn die Polizei nicht ganz von allen guten Geistern verlassen ist, hat sie bestimmt eine Zeitbombe gelegt.“

* * *

Der Captain hat inzwischen das Innere des Spiegelsatelliten verlassen und kauert auf dem Sims vor dem Schleusentor des Kommandomoduls. Aufmerksam betrachtet er das plumpe Kugelschiff aus der Nähe und überlegt, wie er am Besten in dieses hinein kommt. Er hat Travnik mit einem Funkgerät ausgestattet und daher gehört, was dieser gesagt hat. „Quassel nicht so viel, Travnik! Jetzt wollen wir erst mal den fetten Fisch an Bord ziehen.“

* * *

Mühsam entlädt Captain Craig das Frachtschiff und schleppt die Beute in das Innere des ohnehin schon engen Kommandomoduls. Travnik zweifelt immer mehr am Verstand des Captains. Nach einigen Stunden befindet sich die gesamte Ladung wohlbehalten in der Zentrale des Moduls. Craig lässt es sich nicht nehmen, Travnik aus dem kleinen Seitenraum zu holen und vor seinem Gesicht mit einem Bündel altertümlicher grüner Geldscheine zu wedeln. Es sind Dollarnoten!

„Tatsächlich, es hat geklappt. Ein Koffer voll Banknoten! Zehn Millionen gute alte US-Dollar. Und der Treibstoff ist auch dabei, damit ich verschwinden kann! Ist doch schön, nicht.“ Craig provoziert den nun völlig verwirrten Travnik. Angeblich läuft alles nach Craigs Plan.

* * *

Mark Powers kauert noch immer außen auf der Rückseite des Kommandomoduls und hat von dem kleinen Gespräch im Inneren nichts mitbekommen. Er wartet geduldig bis die beiden Männer aus dem Inneren des Moduls hervortreten und ihre Beute nun in der altertümlichen Shuttle-Einheit jener Gefängnisrakete unterbringen, mit der sie angereist waren. Er macht sich keine großen Gedanken über die Pläne der Beiden und welcher der Männer in Raumanzügen wer ist. Doch eines ist er sich sicher: Es wird langsam Zeit selbst aktiv zu werden.

Episode 5 in „Mark Powers“ Nr. 5

Die Zeit vergeht, doch schließlich ist Craig mit der Verladung von Geld und Treibstoff in sein Shuttle fertig. Doch eine Sache bleibt noch zu erledigen. Er wendet sich noch einmal dem Kommandomodul zu und hier dem zunehmend verzweifelten Travnik.

„Der Treibstoff ist umgepumpt – und das Geld habe ich auch! Du hast ein gutes Aushängeschild abgegeben, Travnik!“

„In Ruhe wirst Du das Geld nie aufbrauchen können, Craig! Du wirst immer ein gehetzter Mann sein!“

Craig grinst unverschämt. „Irrtum, Du Schlauberger. Immerhin denken die, Du hast den Coup gestartet! Wenn die Polypen kommen, werden sie Dich als Asche vorfinden! Da Sie aber denken werden, das sei ich, werden diese Idioten die nächsten fünfzig Jahre krampfhaft nach Dir suchen!“

„Du verdammter...“ Travnik ist der Verzweiflung nahe und Mark Powers lauscht angespannt aus dem Hintergrund dem Gespräch. Es ist nicht zu fassen, was er zu hören bekommt.

„Kapiert Travnik? Diese Strahlenpistole ist echt und lässt nicht viel von Dir übrig! Und wir haben ungefähr die selbe Statur. So denken die Kriminalbeamten, ich sei tot und werden Dich suchen! – und ich reise zur Wega und verbrate in aller Ruhe die zehn Millionen!“ Craig schwelgt förmlich in den Träumen einer goldenen Zukunft und vergisst auf seine Umgebung zu achten.

Mark Powers nutzt die Gelegenheit sich langsam um das Kommandomodul herum zu schleichen und sich im Weltraum schwebend hinter Craig zu postieren.

Captain Craig setzt seiner Vision noch eine drauf: „ Ganz schöne Planung was? Aber Dich kann das kaum noch interessieren! Was jetzt kommt hat noch selten jemand überlebt“

* * *

In diesem Moment begibt sich Mark Powers endgültig aus seiner Deckung und stürzt sich auf den Mann mit der Pistole: „Schon mal geirrt Travnik?“ Es kommt auf dem engen Sims zu einem wilden Handgemenge zwischen dem Mann und Mark Powers.

Da erklingt aus dem Hintergrund eine erleichterte dritte Stimme: „Nein, ich bin Travnik! Trotzdem, vielen Dank. Sie haben mir das Leben gerettet!“

Dieser Einwurf bringt Mark Powers komplett aus dem Konzept. Craig gelingt es sich aus Marks Griff zu befreien und nach seiner Waffe zu greifen. „Craig, es tut mir leid. Wie konnten Sie sich nur überrumpeln lassen. Zurück Travnik! Keinen Schritt weiter!“

Travnik ist verzweifelt. Seine Stimme geht fast in einem lauten Heulen unter: „Das stimmt nicht! Er hat den Plan ausgeheckt! Passen Sie auf, dass er nicht an Ihren Blaster ran kommt!“

Captain Craig nutzt den Moment und greift nach Marks Blaster: „Zu spät, Du Schlauberger!“

* * *

Es dauert ein paar Momente bis sich die Situation geklärt hat. Craig ist nun wieder die Ruhe selbst und bedroht Mark Powers mit dessen eigenen Blaster. Dieser ist noch ganz verdattert von der Situation und ordnet seine Gedanken. Er ist kein Sofortumschalter, ganz im Gegenteil.

„Sie haben das Erpressungskomplott geschmiedet? Allein und zum eigenen Vorteil? Nicht etwa doch Travnik? Das kann nicht sein. Wir kennen uns. Ich traue Ihnen einen derartigen Plan nicht zu!“ Mark Powers redet auf Captain Craig ein, den er seit Jahren zu kennen glaubt.

„Doch, das stimmt, Mark! Und da Sie nun schon mal hier sind, werden sich die Behörden mit zwei Leichen abfinden müssen“, Craig schwelgt nur noch in seinen Träumen.

Der Captain wird immer unaufmerksamer und achtet nicht mehr auf seine Gefangenen, die er immer weiter provoziert und mit seiner Häme überzieht. Es wäre rationaler und sicherer für seinen Plan, sich der beiden so schnell wie möglich zu entledigen. Doch er liebt es einfach in deren seelischen Wunden zu wühlen und sich an ihrer wachsenden Verzweiflung zu laben.

Schließlich sieht Mark Powers den rechten Augenblick gekommen und schmettert dem aufdringlichen Raumfahrer seine vom Raumanzug behandschuhte rechte Faust mit so viel Kraft wie möglich vor die Brust: „Zu vieles Reden ist ungesund, Craig. Das wirst Du gleich merken!“

Episode 6 in „Mark Powers“ Nr. 6

Im entscheidenden Moment war Mark schneller als Craig und zwang ihn in ein wildes Handgemenge auf der Plattform vor dem Eingang des Kommandomoduls. Letztlich ist es jedoch der Shuttle-Pilot, der sich im Zweikampf durchsetzt und mit äußerster Eile die Flucht ergreift. Völlig überraschend entdeckt Mark eine Harpune, wie sie im 19. Jahrhundert auf den großen Walfangschiffen üblich waren. Als Craig im Dickicht der Solarpanels zu verschwinden droht, richtet Mark Powers kurzerhand die Harpune auf den Flüchtenden, doch dieser ist schneller und verschwindet im Schatten eines der riesigen Sonnen-Kollektoren-Konglomerate. Mark Powers ist außer sich.

Schließlich entlässt er Travnik aus seinem Gefängnis. Dieser zieht einen Raumanzug über und begibt sich zusammen mit dem Held des Weltalls auf die Suche nach dem Flüchtling. Immerhin wird es im Rahmen dieses Kampfes kein Feuergefecht

geben, denn die Pistole Craigs und Marks Blaster sind den Helden im allgemeinen Chaos aus den Händen entglitten und trudeln nun irgendwo in den finsternen Tiefen des Weltraums. Travnik erklärt zudem, dass die Harpune durchaus ihren Sinn hat, sie dient dazu Raumkapseln, Shuttles und ganze Raumschiffe einzufangen und an der Plattform zu befestigen. Für einen einzelnen Mann wie Craig ist die Harpune jedoch zu groß.

Mark Powers winkt ab: „Wir werden schnell mit dem Fahrstuhl des Kommandomoduls zum Shuttle fahren und dieses sichern. Ohne das Schiff wird er nicht weit kommen.“

Inzwischen ist Craig in eine der Nebenzentralen des Sonnenenergiespiegels geschlüpft und heckt längst neue Pläne aus. Er wühlt zwischen den Kisten herum und führt Selbstgespräch: „Diese Dummköpfe! Die denken, ich flüchte auf einen anderen Planeten. Dabei werde ich die Dollar auf der guten alten Erde verjubeln. Was soll ich damit auf der Wega!“

Zurück im Kommandomodul ist Travnik mit nur einem Blick auf die Energieortung dem Piloten auf die Spur gekommen. „Schauen Sie, Mark! Da ist er!“

Per Funk antwortet Craig aus scheinbar sicherer Entfernung: „Das Shuttle könnt Ihr behalten, Jungs! Ich wollte es ohnehin unbemannt in das Wega-System schicken, damit die Kriminalbeamten hinterherjagen. Diese einfältigen Tölpel.“

Doch Travnik fängt Craig auf dem Weg zum kugelförmigen Frachtschiff ab. „Ich kann ihm den Weg abschneiden.“

Mark Powers verliert zunehmend den Überblick und sieht eine Katastrophe heraufziehen. Aktuell ist er jedoch weitab vom Zentrum des Geschehens. „Nein, Travnik, lassen Sie ihn laufen!“

Der achtet längst nicht mehr darauf, was Powers sagt, für ihn zählt nur Craig: „Du wolltest mich als toten Mann zurücklassen! Nun probier es doch mal. Jetzt hast Du Gelegenheit dazu!“

Tatsächlich gelingt es Travnik Craig nicht nur den Weg abzuschneiden, sondern in sogar einzufangen und förmlich mit Armen und Beinen zu umringen. Der Pilot winden sich im Griff seines Widersachers und schlägt wild um sich, während Travnik

nach seinem Hals greif und ihn zu würgen versucht, woran ihn nur der Raumanzug hindert, in dem Craig steckt.

Craig ist völlig außer Atem, aber hat noch genug Kraft, für wilde Widerworte: „Du verdammter, Ochse! Ich brate Dich, wenn Du nicht aufhörst!“ Überraschend kommt es zu einer kleinen Explosion und die beiden eng umwundenen Männer schweben in einer dichten Aschewolke.

Die Raumanzüge der beiden Kontrahenten bleiben unverzerrt. Doch Travnik verliert die Orientierung und lässt von Craig ab, der die Gelegenheit zur erneuten Flucht nutzt.

Verblüfft beobachten Mark Powers und Travnik wie Craig seine kleinen Triebwerke im Rücken seines Raumanzugs zündet und geradewegs in Richtung Erdoberfläche beschleunigt. Will er Selbstmord begehen? In dem Tempo in dem Craig in die Atmosphäre eintritt, nützt ihm auch der beste bekannte Raumanzug nichts. Schon steht er in hellen Flammen.

* * *

Einige Zeit später treffen sich Mark Powers und Travnik auf der kleinen Plattform vor dem Eingang zum Kommandomodul. Mark grübelt noch immer darüber, was er gerade erlebt hat.

Travnik wedelt mit einem großen Koffer, den er Craig abgenommen hat: „Nichts Schlimmes passiert, Mark! Ich bin bloß ein bisschen angesengt. Das war es aber wert. Schauen Sie mal was ich da den verräterischen, arroganten Weltraumpiloten abgeknöpft habe!“

* * *

Im Inneren des Kommandomoduls versorgen beide ihre Wunden. Sie haben es nicht eilig mit dem Shuttle Craigs zum Continental Space Port zurückzukehren.

Endlich bleibt etwas Zeit Luft zu holen und Resümee zu ziehen, während die Beiden sich die Sachen Craigs ansehen. „Prima gemacht, Travnik! Aber Sie muss es böse erwischt haben. Und was haben Sie denn da mitgebracht. Ein sehr stabiler Koffer. Das sind ja die zehn Millionen Dollar!“

„Macht nichts! Ich fühle mich prima! Wirklich! Wenn Craig nicht beim Eintauchen in die Lufthülle der Erde verbrennt, wird er sich dann sehr wundern, wenn er merkt, dass die Moneten futsch sind!“

Während Travnik hämisch über den Piloten lacht, hegt Mark Powers starke Zweifel daran, dass dies die letzte Gelegenheit war, an dem er seinen alten „Freund“ gesehen hat.

* * *

Tatsächlich ist der Sturz Craigs dank des Raketenrucksacks seines Raumanzugs längst in einen kontrollierten Flug übergegangen. Schließlich erscheint ein kleines, unbemanntes Shuttle ohne Kennzeichen. Er wird von diesem sachte eingefangen.

Der Pilot grinst. Alles lief nach Plan. Die große Ablenkungsshow. Der Boss wird begeistert sein. Doch Craig macht sich keine Illusionen. „Powers wird die Beamten benachrichtigen! Es ist riskant, aber ich muss mit Höchstgeschwindigkeit durch die Weltraumüberwachung durch!“

Fortsetzung folgt im „Mark Powers“ Nr. 7.

Anmerkungen:

Damit hat die Handlung der „Mark Powers“-Comics, die eigentlich „Flash Gordon“-Comics waren, ihren ersten Höhepunkt überschritten und der Leser kann sich anhand dieser Nacherzählung zusammenreimen, worum es in dieser Serie ging.

Es bleibt festzuhalten, dass dieser Abschnitt inhaltlich nicht gerade die markanteste und originellste Phase der „Flash Gordon“-Serie markiert und in ähnlicher Form auch in „Buck Rogers“ und anderen SF-Comics früherer Jahre und zukünftiger Jahrzehnte zu finden war. Der Zeichenstil war konservativ bis solide, aber sehr viel besser als die ersten Comics aus den 1930'er Jahren. Wie bei Illustrationen im Inneren der Hefromane nicht nur jener Zeit üblich, waren die Comics in den Pabel-Heften ausschließlich schwarzweiß gehalten, jedoch mit Schraffur und Punktraster für Grauwerte.

Der Schwarm

Die Serie – Eine kritische Bestandsaufnahme

Serienbesprechung von Uwe Lammers

Ausgangslage: Das Buch von Frank Schätzing

Im Jahre 2004 erschien in Deutschland der SF-Thriller „Der Schwarm“ von Frank Schätzing, ein über tausendseitiges Werk, das lange Jahre als unverfilmbar galt. Der Roman thematisiert, eng an der damaligen politischen Weltlage orientiert, eine kaskadenartige Ereigniskette von ungewöhnlichen und bald dramatischen Ereignissen, die ihren Ursprung im Meer haben. Wale verhalten sich atypisch und greifen Menschen und Boote an. Muscheln vermehren sich explosiv und stören den Schiffsverkehr. Eine Quallenpest macht die Küsten weitgehend unbegebar. Fischschwärme verschwinden, die Fischereiwirtschaft bricht zusammen. Hummer explodieren und verbreiten einen gefährlichen neuen Erreger, die die Trinkwasserreservoirs der Küstenstädte verseucht.

Gleichzeitig wird von Forschern entdeckt, dass am Kontinentalschelf massenhaft auftretende Tiefseekrebse damit beginnen, die dort gespeicherten Vorräte von Methanhydrat zu destabilisieren, was alsbald zu verheerenden Tsunami-Ereignissen und Millionen Todesopfern führt. Eine geheimnisvolle Macht aus den Tiefen der Ozeane hat begonnen, einen unglaublichen Feldzug gegen die Menschheit zu führen, und alles sieht danach aus, als wenn sie damit erfolgreich wäre. Unter der Führung der USA versucht eine Forschungsmission, Kontakt mit der fremden Lebensform in den Tiefen der Ozeane aufzunehmen, der man den Namen „die Yrr“ gegeben hat. Aber insgeheim hat das US-Militär einen völlig anderen Auftrag ...

Die Serie: Basics

Mit einem Produktionsbudget von gut 40 Millionen Euro wurde zwischen Juni und September 2021 – also während der Hochphase der Corona-Pandemie, was man der Verfilmung deutlich ansieht – die Verfilmung des Buches in Form eines achteiligen Serienformats realisiert. Im Auftrag der European Alliance, worunter federführend das ZDF, die France Télévisions, Rai, ORF und SRF sowie die Nordic Entertainment Group und Hulu (Japan) zusammengeführt wurden, entstanden die 8 Episoden mit jeweils 45 Minuten Laufzeit. Aus Kostengründen wurde auf einige

Wunsch-Schauspieler verzichtet, wie auf der WIKIPEDIA-Seite zu „Der Schwarm (Fernsehserie)“ nachzulesen ist (Stand: 9. März 2023).

Die Regisseure waren Barbara Eder, Philipp Stölzl und Luke Watson, die Musik steuerte Dascha Dauenhauer bei. Beratend wissenschaftlich zur Seite standen den Produzenten die Meeresbiologen Dr. Antje Boetius und Jon Copley. Showrunner war Frank Doelger (u. a. „Game of Thrones“). Gedreht wurde augenscheinlich mehrheitlich in Belgien und Italien.

Als wesentliche Handlungsprotagonisten agierten:

- Charlie Wagner (besetzt mit Leonie Benesch)
- Dr. Cécile Roche (Cécile de France)
- Sigur Johanson (Alexander Karim)
- Leon Anawak (Joshua Odjick)
- Prof. Dr. Katharina Lehmann (Barbara Sukowa)
- Tina Lund (Krista Kosonen)
- Alicia Delaware (Rosabell Laurenti Sellers)
- Aito Mifune (Takuya Kimura)
- Dr. Samantha Crowe (Sharon Duncan-Brewster)
- Kapitän Alban (Oliver Masucci)
- Luther Roscovitz (Klaas Heufer-Umlauf)
- Riku Sato (Takehiro Hira)
- Sara Thompson (Lydia Wilson)
- Dr. Natalia Oliviera (Claudia Jurt)

Die Serienhandlung

Folge 1: Vor der peruanischen Küste verschwindet ein Fischer spurlos. Bei den Shetland-Inseln untersucht die deutsche Wissenschaftlerin Charlie Wagner Meeresströmungen mittels Bojen, die auf einmal ein eigenartiges Eigenleben beginnen. Sie hat zugleich Hierarchieprobleme mit ihrer Vorgesetzten, Prof. Dr. Katharina Lehmann in Kiel. Eine weitere Kieler Expedition ist mit dem Expeditionsschiff JUNO im Nordpolarmeer unterwegs, und eine junge Wissenschaftlerkollegin hält hier Bildfunkkontakt mit Wagner. Bei British Columbia registriert Leon Anawak das Verschwinden der ziehenden Wale, der kurz danach einen toten Orca findet. Leons Freundin Sara Thompson arbeitet für ein hier ansässiges Whale Watching-Unternehmen, das wegen des Verschwindens der Wale vor dem Ruin steht. Als sie wieder auftauchen, attackieren die Wale und Orcas das Tourismusboot und versenken es. Sara kommt dabei ums Leben.

Ende von Folge 1, in der noch kein Zusammenhang hergestellt werden kann.

Folge 2: In einem Feinschmecker-Restaurant an der französischen Küste explodiert ein Hummer in der Küche, mit der Folge, dass der Restaurantkoch und eine Reihe von Angestellten wenig später sterben. Da die Reste in die Kanalisation weggespült werden, ohne dass man einen Zusammenhang herstellt, wird so ein mörderischer Mikroorganismus ins Trinkwasser gespült. Es dauert, bis die Mikrobiologin Dr. Cécile Roche einen Zusammenhang herstellen kann.

Am norwegischen Kontinentalschelf entdeckt das Energieunternehmen Hovestad unerwartet eine neue Tiefseelebensform, eine Art riesigen Wurm, der sich am dort vorhandenen Methanhydrat gütlich tut. Das ruft den Biologen Sigur Johanson auf den Plan. Seine inzwischen für Hovestad arbeitende ehemalige Freundin Tina Lund aktiviert ihn und zieht ihn als Berater hinzu.

Charlie Wagner ist weiterhin auf der Shetland-Station und hält Kontakt zur JUNO, doch der reißt mitten in der Nacht jäh ab. Das Schiff wird von brodelnder See kurzerhand versenkt, alle Besatzungsmitglieder sterben.

Ende von Folge 2.

Folge 3: Die Reederei Mifune, die auch in British Columbia tätig ist, bekommt ernste Probleme mit ihren Schiffen, die zum einen von Walen attackiert werden – wodurch Leon Anawak ins Spiel kommt – als auch durch unglaubliche Mengen von Muscheln, die die Schiffsruder und Rümpfe überkrusten und sie so kaum mehr steuerbar machen.

In Frankreich wird die Trinkwasserverseuchung entdeckt und der Notstand in den betroffenen Städten ausgerufen. Weltweit werden auf Methanhydratfeldern weitere Riesenwürmer entdeckt. Johanson schickt Proben nach Kiel, wo sie von dem Team um Professorin Lehmann näher untersucht werden.

Zeitgleich blockiert eine Quallenpest Venedig.

Leon Anawak bringt bei einem Wal eine Videokamera an, die sich später vom Tier löst und einen Film aus der Tiefsee mitbringt. (Die Verfilmung ignoriert völlig Schätzing's Bemerkungen, dass die Walhaut sich nicht für solche Hafttechnik eignet, im Buch muss sie – sehr riskant – direkt in die Walhaut harpuniert werden. Das konnte

man den empfindsamen Fernsehzuschauern natürlich auch nicht zumuten. Da hat man dann lieber naiv geflunkert.) Auf dem Film ist ein unheimliches Meeresleuchten in der Tiefsee zu entdecken ... und als wenig später das Wrack der JUNO ausfindig gemacht wird, das wie ein Stein gesunken sein muss, kann aus den Nebengeräuschen dasselbe bizarre Signal herausgefiltert werden, das auch Leon Anawak schon bei der Tiefseeaufzeichnung registriert hat.

Ende von Folge 3, wo sich erste Zusammenhänge anbahnen.

Folge 4: In Südafrika und an anderen Küstenorten überrennen auf einmal Tausende von blinden, weißen Tiefseekrabben die Ufer und sterben bald darauf.

In British Columbia obduziert Leon den gestrandeten Orca und findet eigenartige organische Substanz in seinem Hirn, ebenfalls scheint dieselbe Substanz in den Muscheln zu existieren. Als er den Hafen aufsucht, wo der havarierte Frachter von Mifune steht, wird er inhaftiert, weil er weitere Muschelproben für die Untersuchungen braucht ... aber alsbald wird er von Mifune instrumentalisiert.

Auch Johanson hat zwischenzeitlich Kontakt mit Mifune gehabt, überwirft sich aber mit Lund, weil Hovestad sich nicht an die Absprachen hält, sondern eigenmächtig die Wurmkolonien am Meeresboden zerstört. Augenscheinlich geschieht das, um die Tiefenölförderungspläne nicht durch eine neue Art gefährden zu lassen. Johanson wirft Lund daraufhin vor, sie habe ihn unter Vorspiegelung falscher Tatsachen einbezogen.

Charlie Wagner ruft derweil die letzte Videobotschaft von der JUNO auf und entdeckt, dass irgendetwas sowohl das Forschungsschiff als auch weitere Schiffe in der Region versenkt hat.

Leon Anawak möchte die seltsamen Laute in der Videobotschaft aus der Tiefsee entschlüsseln und kommt in Kontakt mit der SETI-Forscherin Dr. Samantha Crowe, die schon in Teil 2 einen kurzen Auftritt hatte.

Ende von Folge 4.

Folge 5: Charlie Wagner berichtet ihrer Chefin von ihrer Theorie, dass es sich beim Untergang der JUNO nicht um einen Unglücksfall gehandelt hat. Lehmann will davon nichts wissen und beordert Wagner zurück nach Kiel. Hier ist inzwischen aber auch Johanson – wegen der Würmer – zugegen. Er findet diese Theorie Wagners inte-

ressant. Über Mifune bekommt er außerdem Kontakt zu Leon Anawak und bekommt das rätselhafte Video zu Gesicht.

Tina Lund kündigt bei Hovestad, fährt dann aber zu ihrem Geliebten Kare (Richard Ulfstätter) ans Meer.

Johanson überzeugt Lehmann davon, dass es sinnvoll ist, Wagners Theorie weiter zu verfolgen, und er fliegt zu den Shetlands. Hier kommt er gerade noch rechtzeitig an – denn das Tsunami-Warnsystem schlägt an und kündigt eine verheerende Flutwelle an. Er kann gerade noch Wagner in den Hubschrauber ziehen, bevor die ganze Küste inklusive Station versenkt wird. In den Fluten stirbt auch Tina Lund.

Ende von Folge 5.

Folge 6: Diese Folge ertrinkt in Schwermut – Johanson trauert um Tina Lund, Charlie Wagner über ihren den schottischen Fischer, den sie sich angelacht hat und der in der Flutwelle umkam. Alicia Delaware, die vorher als Besucherin der Whale Watching-Station in British Columbia zu sehen war und nun als Forscherin institutionalisiert wird, wird rührseliger Raum mit ihrer kranken Mutter eingeräumt. Charlies homosexueller Kollege Rahim Amir (Eidin Jalali) springt von der nun geplanten Reise in den Nordatlantik ab, den Johanson, Wagner und Leon Anawak sowie Samantha Crowe planen. Mifune befürwortet das Unternehmen und stellt ein Schiff zur Verfügung, während Katharina Lehmann den Plan für absurd hält und sich vollkommen aus der Unternehmung zurückzieht.

Die französische Ärztin, die die ganze Zeit schon Probleme mit ihren beiden Kindern und dem getrennt lebenden Ehemann hat, schließt sich der Expedition ebenfalls an, macht aber rührselig ein Testament, das sie mit ihrem Ex-Mann durchspricht für den Fall, „dass ich nicht zurückkehre“.

Johanson hat zwar in Genf von der Gefahr gesprochen und dem rätselhaften Organismus im Meer den Namen „die Yrr“ gegeben, aber allgemein wird ihm nicht geglaubt. Weswegen er auf Mifunes Angebot eingehen muss.

Crowe entdeckt, dass die Signale aus der Tiefsee alle Charakteristika einer Sprache aufweisen, auch wenn sie sie nicht verstehen kann. Angeblich hat SETI ähnliche Laute schon ermittelt – einmal im Südpolarmeer, einmal in der Grönländischen See, wo sich mutmaßlich die Zentren der Yrr befinden.

Die Expedition macht sich auf den Weg in den Nordatlantik.

Ende von Folge 6.

Folge 7: Das Expeditionsschiff THORVALDSON erreicht das Zielgebiet in der Grönländischen See. Hier stellt Luther Roscovitz (Heufer-Umlauf) die modernen Tauchboote vor, mit denen der Kontakt ermöglicht werden soll. Wieso Mifune ein Schiff einsetzen kann, das dem Hovestad-Konzern gehört, wird nicht thematisiert.

Samantha Crowe schickt ein erweitertes Yrr-Signal in die Tiefsee und erhält von dort eine kryptische Antwort. Bei einem Probetauchgang bekommen es Charlie Wagner und Roscovitz mit dem Schwarm zu tun, der ihnen in den Moon Pool des Schiffes partiell folgt, was sie aber nicht merken.

Als Alicia Delaware dann allein am Moon Pool ist, nehmen die Yrr mit ihr Kontakt auf und sorgen für einen völligen Kollaps. Auf der medizinischen Station entdeckt Dr. Roche, dass Alicias Nervenzellen von der Yrr-Substanz infiziert wurde, der Kontakt aber irgendwie nicht funktioniert hat.

Kurz darauf findet sich Charlie Wagner in der Überwachungskanzel des Moon Pools an und sieht, wie der Pool zu leuchten beginnt und sich darin Muster abzeichnen ...

Ende von Folge 7.

Folge 8: Der Inhaber des Mifune-Konzerns fliegt im Grunde grundlos um die halbe Welt, um auf der THORVALDSON dabei zu sein, ebenso sein Generalbevollmächtigter Riku Sato.

Die Yrr schicken Crowe ein Bild des Ozeans und zeigen so, dass sie augenscheinlich wenigstens 250 Millionen Jahre alt sind.

Auf der Krankenstation entdeckt Dr. Roche, dass die Injektion von Ketamin in Alicias Körper die Yrr absterben lässt. Mifune denkt daraufhin – zusammen mit dem Kapitän – , dass dies ein Mittel ist, mit denen man die Yrr dazu bewegen kann, dass sie ihre Aggression gegen die Menschheit aufgeben. Diese Waffe wird gegen den Yrr-Teil im Moon Pool eingesetzt und führt zu einem verheerenden Rückschlag. Roscovitz kommt dabei ums Leben, die THORVALDSON wird nahezu manövrierunfähig ... und die Yrr im Ozean sind nun alarmiert und beginnen damit, das Schiff zwischen Eisberge zu schieben, um es zu zerstören.

Charlie Wagner versucht zuletzt, die Leiche von Roscovitz im Schlepptau, mit einem Tauchboot hinab zu den Yrr zu tauchen, um das verheerende Missverständnis aufzuklären. Mit der Bemerkung „Luther ist schon zu lange tot“ injiziert sie sich – so hat es den Anschein – Yrr-Substanz (im Buch das Kontakt-Pheromon, das im Film nicht einmal erwähnt wird) und verlässt dann das Tauchboot in der Tiefe, wo sie von den Yrr aufgesogen wird, während sie ertrinkt. (Im Buch läuft das gänzlich anders ab, und sie kommt vollkommen gesund und menschlich wieder an die Oberfläche, um dann mit Anawak zusammen zu kommen.)

Alles beruhigt sich daraufhin wieder ... und am Schluss sieht man, wie Charlie Wagner an einen nordischen Strand gespült wird und die Augen öffnet, in denen man nun das Leuchten der Yrr erkennen kann. Augenscheinlich ist nun die Verschmelzung, die bei Alicia nicht funktionierte, erfolgreich gewesen, ein Hybridwesen entstanden, und dieses Hybridwesen kann nun daran gehen, die den Yrr bisher unzugängliche Oberwelt zu erforschen.

Ende der Serie.

Grundlegende Änderungen

Im Abgleich mit dem parallel zur Ausstrahlung noch einmal gelesenen Roman von Frank Schätzing fallen zahlreiche massive Veränderungen auf. Besonders auffallend ist die Entpolitisierung der Geschichte. Während im Roman noch recht ungeniert auf den amerikanischen Präsidenten George W. Bush jr. angespielt wird und die Person der Generalin Judith Li nach Schätzings eigenen Angaben nach dem Vorbild von Condoleeza Rice gestaltet wurde, fehlen im Film sämtliche Hinweise auf die USA. Die Krabbeninvasion findet im Buch beispielsweise an der amerikanischen Ostküste statt, zu den überrannten Städten zählen Boston, New York und Washington, D.C. Auch das „Chateau Disaster“ als Zentrale für die Koordinierungsanstrengungen sowie der Hubschrauberträger INDEPENDENCE fehlen vollständig. Die THORVALDSON ist nur ein mühsamer Ersatz dafür und kommt zudem glimpflich davon (die INDEPENDENCE wird im Buch von den Yrr komplett versenkt, fast alle Besatzungsmitglieder kommen ums Leben, darunter Li, Delaware, Oliviera und Johanson).

Ebenfalls fällt auf, dass der apokalyptische Charakter im Buch in der Filmfassung krass verwässert und auf ein kleindimensionales europäisches Provinzformat zusammengeschrumpft wurde. Der Tsunami, der im Buch die ganze norwegische Ölplattformlandschaft zerstört, Rotterdam ins Meer spült und mehr als zwei Millionen

Menschen umbringt, wird auf zwei eher kleindimensionale Ereignisse bei den Shetlands und an einem seltsam flachen norwegischen Strand, wo Kares Restaurant steht, reduziert. Da merkt man deutlich, dass jemand weder die Norweger sonderlich blessieren wollte noch das sehr kritische Amerikabild Schätzings übernehmen mochte. Dass die Weltmacht angesichts dieser globalen Katastrophe so völlig durch Abwesenheit glänzt, ist allerdings vollkommen unrealistisch.

Das Verschwinden der USA aus der Handlung hat noch einen Negativeffekt: Die Sonardaten des US-Militärs sind die Quelle der Yrr-Koordinaten in den Ozeanen. Indem in der Serie suggeriert wird, SETI hätte diese Daten aufgefangen, entsteht der verrückte Effekt, man könne, indem man mit dem Fernrohr in den Himmel schaut, sehen, was auf dem Meeresgrund passiert – was erkennbarer Nonsens ist und in keiner Weise glaubwürdig.

Die Figur der Charlie Wagner und der Kontakt zur JUNO sind weitestgehend frei erfunden. Im Buch werden die wesentlichen Bausteine dieser Person durch die Journalistin Karen Weaver ausgefüllt, die im Film völlig verschwunden ist. Ihre (weibliche) Kontaktperson an Bord der JUNO ist im Buch ein älterer männlicher Wissenschaftler.

Generell fällt auf, dass zahlreiche Rollen aus dem Buch mit Frauen statt Männern besetzt wurden. Dr. Roche – im Buch ein Mann ohne familiären Anhang – wird relativ gut durch Cécile de France wiedergegeben, der hier dann entsprechend medienwirksame familiäre Komplikationen angedichtet werden, die es im Buch auch nicht gibt. Professor Dr. Lehmann in Kiel (Sukowa) ist im Buch auch ein Mann, die abwehrende Haltung, die sie hier einnimmt, findet sich im Buch ebenfalls nicht. Auch dass Samantha Crowe eine hellhäutige Geliebte hat und damit die „Alibi-Lesbe“ im Film darstellt, ist frei dazu erfunden. Dasselbe gilt für Amirs schwulen Lebenspartner, den es im Buch ebenfalls nicht gibt. Er ist gewissermaßen der „Alibi-Schwule“. Johanson, der im Roman an einen weißen Schauspieler erinnert, hat im Film eine so dunkle Haut, dass solch ein Gedanke gar nicht erst aufkommt ... hingegen schon die Vorstellung, er sei gewissermaßen der „Alibi-Schwarze“ vom Dienst.

Auch die Rolle von Leon Anawak wird im Film völlig verzerrt. In einer späten Folge behauptet er, er sei „noch nie so weit im Norden gewesen“. Was, wenn man den Roman kennt, wo er bekanntlich in der Arktis aufgewachsen ist und dort auch zum Begräbnis seines Vaters hin zurückkehrt, einfach völlig falsch dargestellt ist. Damit verschenkt die Verfilmung sehr viel Potenzial, das sie zugunsten der dortigen indigenen Bevölkerung hätte einsetzen können ... aber aufgrund der Pandemiebedingun-

gen konnte nicht in Nordamerika gefilmt werden. Vielleicht hätte das unter normalen Bedingungen anders ausgesehen (ich glaube aber nicht, hier wäre sicherlich das Budget ein limitierender Faktor gewesen).

Die heimtückische Zerstörung der Wurmfelder durch den Hovestad-Konzern, die im Film das Zerwürfnis zwischen Johanson und Lund herbeiführt, ist frei erfunden, ebenso der One-Night-Stand, den die beiden miteinander haben. Dasselbe gilt für Wagners romantischen Fischer-Lover, den es im Roman nicht gibt und zahlreiche weitere Details.

Frank Schätzing zog sich, nachdem er anfangs Teil des Produktionsteams war, aufgrund von diversen Differenzen aus der Zusammenarbeit zurück. Seine zentralen Kritikpunkte waren laut der WIKIPEDIA-Seite: Manches sei

„... kinoreif, anderes rühr- und redseliges Beziehungskisten-TV. Es pilchert mehr, als es schwärmt. Gute Schauspielerriege, aber unterfordert. Die globale Dimension der Bedrohung wird nicht spürbar, von Aktualität oder einer intelligenten Alien-Strategie ganz zu schweigen. Man hätte dem Narrativ des Romans mehr vertrauen sollen, der Maximalskalation des Thrillers.“

Bewertung

Bedauerlicherweise fand ich nach dem Ansehen der Serie, dass Schätzing in vielen Punkten zuzustimmen ist. Zwar ist festzuhalten, dass die Serie gerade in der Pandemie-Zeit unter sehr erschwerten Bedingungen gedreht wurde, was man als mildernden Umstand einbeziehen sollte. Aber indem an so vielen Stellen so offensichtlich aus Sorge vor „Kollateralschäden“ das Handlungsszenario immer unrealistischer kleingedampft wurde, erhielt man eher eine Art Sturm im Wasserglas als eine wirklich glaubwürdig inszenierte globale Bedrohungs Krise. Indem außerdem mit aller Macht versucht wurde, Handlung durch Emotionalität zu kompensieren, unter merklicher Berücksichtigung von Gender- und Randgruppeneinbindung, verlor die Serie doch sehr an effektiver Wirkung.

Der absolut faszinierende Versuch eines Erstkontaktes mit einer Millionen Jahre alten ozeanischen Intelligenz ist regelrecht ausgetrocknet und am Ende so verwässert worden, dass das Schlimmste, was vorkam, ein paar zertrümmerte Scheiben und ausgefallene Computer waren ... ohne jetzt zu wollen, dass hier im Film von Orcas halbierte Menschenleiber oder die TITANIC-like Zerstörungssorgie der INDEPENDENCE zur Schau gestellt werden sollte, wäre es doch wegen der Glaubwürdigkeit viel intelligenter gewesen, amerikanische Produzenten ins Boot zu holen

und das Budget deutlich aufzustocken. Leute wie Roland Emmerich oder die Marvel-Macher hätten dieses Buch sicherlich sehr viel realitätsnäher und dramatischer umsetzen können, als es dem ZDF-Konsortium möglich war.

So wenig gegen eine verstärkte Frauenriege im Film einzuwenden war – in Schätzing's Buch werden tatsächlich zu viele Charaktere durch weiße Männer besetzt – , so schade fand ich doch, dass viele Handlungsstränge des Buches hier überhaupt nicht in der Realisierung zu finden waren.

Findet man, beispielsweise, Anawaks zeitweiligen Kontrahenten Greywolf irgendwo? Er wird im Cast erwähnt, aber dass er bis zum Schluss auf der INDEPENDENCE dabei ist und dort stirbt, sucht man natürlich vergebens. Er wehrt sich natürlich im Roman gegen das Whale Watching, und diesen Tourismuszweig wollte man natürlich nicht schädigen. Die Verwaltung von Rotterdam hat vermutlich auch dagegen protestiert, als Kollateralschaden im Film durch den Tsunami ausgelöscht zu werden. Und sicherlich ist auch das völlige Verschwinden des Katastrophenszenarios der Kanaren dadurch beeinflusst worden, dass man tunlichst Rücksicht auf den Tourismus genommen hat. Ähnliches mag für die norwegische Ölindustrie gelten, der man keinen Image-Verlust bescheren wollte.

Somit wurden der Verfilmung an sehr vielen Stellen die Ecken und Kanten nachgeschliffen, während die Verantwortlich gleichzeitig nervös bemüht waren, auch ja möglichst viele Randgruppen zu berücksichtigen, alles mit etwas Pathos, Seitensprung, unglücklicher Liebesbeziehung und Vorgesetzten-Untergebenen-Zoff zu würzen, um die globale Katastrophe (die man hier kaum spüren konnte) für das Feierabend-Fernsehpublikum ansprechend aufzubereiten.

Alle diejenigen aber, die das Buch – wie ich – schon vor neunzehn Jahren mit fassungslosem Grausen gelesen haben, mussten von der Verfilmung notwendig enttäuscht werden. Die jäh nachlassenden Zuschauerzahlen werden das dann auch nachdrücklich bestätigt haben.

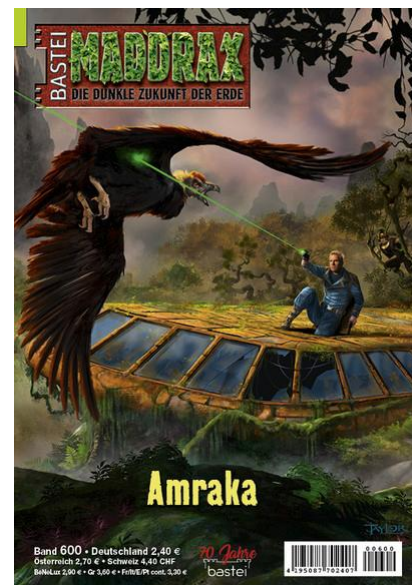
Es war also ein interessantes Experiment, aber leider steckte nicht genug Mut darin, der Buchvorlage zumindest nahe zu kommen. Insofern ist es ein provinzielles Ereignis geblieben. Schade, daraus hätte man deutlich mehr machen können.

Maddrax – Die Dunkle Zukunft der Erde

Besprechung von Bernd "Göttrik" Labusch

Zum Beginn des neuen AMRAKA-Zyklus

Mit Heft 599 „Endspiel“ von Ian Rolf Hill endete am 3. Januar 2023 der „Weltenriss“-Zyklus der Serie „Maddrax“. Der neue Zyklus begann mit Heft 600 „Amraka“ von Ian Rolf Hill 14 Tage später, also am 17. Januar 2023 und trägt den Titel „Amraka“. Schauplatz der Haupthandlung ist ab Heft 600 der Kontinent Amraka, in der realen Gegenwart allgemein bekannt unter dem Namen Südamerika. Das frühere Lateinamerika als solches kam in der Serie „Maddrax“ bereits vor, jedoch nur am Rande und mit Schauplätzen, die im Bereich des heutigen Mexiko liegen, also zu Mittelamerika gehören. Besonders zu erwähnen ist hierbei die Stadt der Dinosaurier, die im Rahmen des „Parallelwelten“-Zyklus (Hefte 500 bis 549) auf die Erde des Maddrax-Universums verschlagen wurde. Der eigenwillige, eher lustig wirkende Sauroide Ydiel stammte von dort und kehrte später dorthin wieder zurück. Für die aktuelle Handlung jedoch spielt der Distrikt 5 der Dinosaurier-Stadt Rhaaka in der Nähe der mexikanischen Stadt Mérida auf der Halbinsel Yukatan zumindest vorerst keine Rolle mehr.



Im Zuge des „Parallelwelten“-Zyklus sollen auch in Südamerika selbst solche Städte aus Parallelwelten erschienen sein, ob sie in der weiteren Handlung des aktuellen Zyklus eine Rolle spielen werden, ist noch unbekannt und eher unwahrscheinlich. Sie wurden schon im „Parallelwelten“-Zyklus nur ganz am Rande und eher kurso-risch der Vollständigkeit halber erwähnt.

Zudem schlägt es den Titelhelden Maddrax alias Matthew Drax eher zufällig nach Amraka und hier in den hintersten Winkel des Amazonas-Urwalds am Osthang des Anden-Gebirges, dort, wo sich heute die Grenze zwischen Peru und Brasilien befindet. Eigentlich ist Maddrax auf der Suche nach Aruula, seiner Gefährtin durch die postapokalyptische Welt der fernen Zukunft in etwa 500 Jahren. Der Urwald vor

Ort ist noch verwilderter, als er es in der realen Gegenwart schon ist. Begleitet wird er auf dieser Quest alias Heldenreise vor allem von Haaley, die eigentlich den Namen Choyganmaa Aksinja Jevdokija Ewgenija trägt und in St. Petersburg aufgewachsen ist. Sie stammt aus dem gleichen Volk wie Aruula und verfügt wie diese über schwache telepathische Fähigkeiten. Haaley kann jedoch nur unter dem Einfluss von Drogen von diesen Fähigkeiten aktiv Gebrauch machen. Ihre Kindheit und Jugend war ein einziger Albtraum und war mit dem Tod ihrer gesamten Familie verbunden. Die Details wurden nur Stück für Stück im Rahmen des „Weltenriss“-Zyklus (Hefte 550 bis 599) erzählt. Ihren Ersten Auftritt hatte sie im Heft Nr. 554 „Haaley“ von Ian Rolf Hill, der auch als ihr Erfinder gilt. Ursprünglich nur als kleiner Gag am Rande gedacht und ganz lose im Style von Harley Quinn aus den DC-Comics erdacht, gewann die Figur recht schnell das Herz der Leser und der anderen Autoren für sich und wurde so mit der Zeit von einer reinen Nebenfigur zur Schurkin an der Seite des hoffnungslos durchgeknallten Dr. Jacob Smythe und hat sich schließlich zur eher ungewollten Heldin an der Seite von Maddrax entwickelt.

Aruula ist seit Heft 1 der Serie „Maddrax“ die ständige Begleiterin der Titelfigur Maddrax alias Matthew Drax und stammt aus dem Volk der Amazonen aus dem Reich der dreizehn Inseln, die etwa dort liegen, wo sich heute in der Realität die schwedische Insel Gotland befindet. Die Beziehung der beiden Hauptfiguren unterlag im Rahmen der Serie zahlreiche Höhen und Tiefen, dass sie jedoch am Ende des „Weltenriss“-Zyklus einfach in Richtung Südamerika verschwand ist völlig untypisch. Es steht der dringende Verdacht im Raum, dass sie von einem oder mehreren Unbekannten entführt wurde. Zudem ist auch das private Kleinraumschiff RIVERSIDE und das Gerät für Fernreisen in ferne Sonnensysteme verschwunden. Der Einzige, der diesmal komplett als möglicher Schuldiger ausfällt, ist Dr. Smythe, der von Haaley im Streit erschlagen wurde. Auch der durchtriebene Colonel Kormak, der noch einige Rechnungen mit Drax offen hat, fällt als Schuldiger aus, da er während der Ereignisse im Finale des letzten Zyklus von den eigenen Soldaten krankenhaushausreif geschlagen wurde. So sieht sich Maddrax gezwungen in einem privaten Himmelfahrtskommando mit kleiner Mannschaft und schwacher Ausrüstung, mit dem Kleinraumschiff PLASMA die Verfolgung aufzunehmen.

Maddrax 600: „Amraka“ / von Ian Rolf Hill

Aruula ist im Rahmen des Finales des letzten Zyklus verschwunden. Matthew Drax macht sich Sorgen. Seine Gefährtin ist zwar in der Vergangenheit häufiger schon eigene Wege gegangen, aber die äußeren Umstände sind diesmal extrem ungewöhnlich und deuten auf eine gewaltsame Entführung hin. Mit ihr ist auch das gemeinsame Kleinraumschiff RIVERSIDE verschwunden.

An Bord des Kleinraumschiffs PLASMA, das eigentlich ein Kleinraumschiff des Volks der No'ether war und sich im Verlauf des letzten Zyklus vorübergehend im Besitz des verrückten Wissenschaftlers Dr. Jacob Smythe befand, aber sich nun offiziell im Besitz der Dark Force befindet, nimmt Matthew Drax die Verfolgung auf. Der Kommandant Aran Kormak der Dark Force-Truppen liegt weiterhin im Koma. Daher führt aktuell Ashley Mara das Kommando. Die offizielle Besatzung der PLASMA besteht zu Beginn der Handlung aus Corporal Wayne Jackson, Brad Walther, Ricc Boston, Dr. Katta sowie den Privates Marisa Dschenn und Teeyla. Schließlich hat sich noch Haaley heimlich an Bord geschlichen und versteckt sich während des Überflugs des Atlantiks in einem Wandschrank.

Diese Reise endet überraschend, als die PLASMA am westlichen Ende des Amazonas an der Grenze zwischen Peru und Brasilien in ein Störfeld gerät, das alle technischen Einrichtung an Bord des Kleinraumschiffs zum plötzlichen Stillstand zwingt. Matt kann die PLASMA gerade noch rechtzeitig zu einer brutalen Notlandung im Urwald zwingen, bei der das Schiff weitgehend zerstört wird und es zum Tod von Bordingenieur Brad Walther kommt. Ausgerechnet Dr. Katta, ein Freund von Matthew Drax aus vergangenen Tagen, wird schwer verletzt und handlungsunfähig.

Dr. Katta bleibt zusammen mit Corporal Jackson und Privat Dschenn bei der PLASMA zurück, während sich Matthew Drax mit Privat Teeyla und Ricc Boston mit dem Amphibienpanzer PROTO auf die Suche nach Hilfe und der RIVERSIDE begibt, die sich laut der letzten Ortungsergebnisse ganz in der Nähe befinden muss. Doch auch PROTO wird nach kurzer Zeit vom Störfeld zum Stehen gebracht. Maddrax setzt die Suche zu Fuß fort, während Teeyla und Ricc beim Amphibienpanzer bleiben. Dort erscheint überraschend eine gänzlich unbekannte dritte Person, deren Spur sie in den Dschungel folgen, wo sie der Reihe nach in Fallen gelockt und getötet werden.

Auf dem Weg zur RIVERSIDE entdeckt Matthew Drax mitten im Urwald das Wrack des Flugzeugträgers USS NIMITZ. Es ist komplett unklar, wie der Ozeanriese auf die dem Ozean abgewandte Seite des tausende Meter hohen Anden-Gebirges geraten ist. Das Wrack der RIVERSIDE selbst ist vollkommen verlassen. Matt wird jedoch von einem riesigen Kondor angegriffen und trifft völlig überrascht auf Haaley, die einfach seiner Spur in den Urwald folgte. Auf dem Rückweg zur PROTO statten sie der USS NIMITZ einem Besuch ab, deren Besatzung sich jedoch als absolut unfreundlich gegenüber ungeladenen Gästen erweist. Matt klaut auf der Flucht einen seltsamen roten Kristall, der sich als überaus nützlich als Ersatz für den originalen Ener-

giekristall der PROTO erweist. In der Nähe der PROTO finden Matt und Haaley jedoch auch die Leichen von Teeyla und Ricc.

In der Zwischenzeit kommt es auch zu Angriffen der Tier- und Pflanzenwelt auf die notgelandete PLASMA. Schließlich findet Dr. Katta den Tod, während Privat Marisa und Corporal Jackson durch den Urwald einer seltsamen Spur folgen. Zudem kommt es immer wieder zu handfesten Streit zwischen den beiden Soldaten, wobei der Corporal gegenüber Privat Marisa übergriffig wird.

Anmerkungen zum Roman:

Mit diesem Roman beginnt eine vollkommen neue Handlung, die mit der bisherigen Handlung der Serie nach meinem aktuellen Stand kaum in Verbindung steht. Die einzelnen Personen werden ausführlich in der Handlung vorgestellt und auch die aktuelle Situation, soweit für die Handlung relevant. Der Roman ist also ein idealer Einstiegspunkt für Neuleser. Zudem ist Ian Rolf Hill der passende Autor für solche eher auf Spannung getrimmte Romane, die wenig konkrete Informationen über die zukünftige Handlung oder auch nur Andeutungen über die weitere Serie bieten.

Die Handlung in den zwei Handlungsebenen in der zweiten Hälfte des Romans nach dem Absturz der PLASMA ist relativ simpel, aber spannend erzählt. Auch wenn ein erfahrener „Perry Rhodan“-Leser sich an zahlreiche Romane aus Frühzeit der „Perry Rhodan“-Serie und vor allem aus der frühen „Atlan“-Serie erinnert fühlt, wo Märsche durch Dschungelwelten fast zum regelmäßig präsentierten Standard gehörten. Legendar ist vor allem die wilde Urwald-Venus aus vielen alten Space Operas und auch „Perry Rhodan“. Wobei hier eher Edgar Rice Burroughs „Amtor“-Zyklus als Vorbild diente.

Wie Haaley in die Handlung eingebaut wurde, wirkt auf mich jedoch eher herbei gezwungen und nicht so recht in die Logik der Geschichte passend.

In den Foren im Internet wurde allerdings kritisiert, dass der Übergang vom letzten zum aktuellen Zyklus etwas zu glatt und bruchlos erfolgte und kein rechtes Gefühl für eine Zeitenwende aufkommt. Auch wirft dieser Roman zum Einstieg nur Fragen auf und liefert keine Antworten. Allerdings erwarte ich zum Anfang eines neuen Zyklus auch nicht viele Antworten. Die Geschichte soll ja erst einmal erzählt werden und dann ist noch genug Zeit für das Finale. Im Vergleich mit „Perry Rhodan“ Nr. 3200 „Mission MAGELLAN“ von Robert Corvus trifft dieser Roman jedenfalls meinen persönlichen Geschmack sehr viel besser. aber ich bin ja auch ein alter Fan der „Atlan“-Serie.

Anmerkungen zum Autor: Ian Rolf Hill

Ian Rolf Hill heißt eigentlich Florian Hilleberg, wurde am 3. März 1980 in Uelzen geboren und sein Schwerpunkt liegt eigentlich im Horror-Bereich. Seit dem Jahre 2015 gehört er zum Autorenteam der Serie „John Sinclair“ und er gehört inzwischen auch zu den mit Abstand produktivsten Autoren für die Serie „Maddrax“. Außerdem schreibt er noch für „Professor Zamorra“ und abgeschlossene Romane unter seinem bürgerlichen Namen. Sein erster „Maddrax“-Roman war die Nr. 429. Seine wichtigste Schöpfung für das Universum der „Maddrax“-Serie ist die Romanfigur Haaley.

Extras im Romanheft „Maddrax“ Nr. 600:

Der Roman verfügt über ein umlaufendes Titelbild von Néstor Taylor, das speziell für dieses „Maddrax“-Heft geschaffen wurde, nach Vorgaben von Redakteur Mad Mike alias Michael Schönenbröcher. Es zeigt den Titelhelden der Serie kniend auf dem Wrack der RIVERSIDE, wie er von einem übergroßen Kondor angegriffen wird. Die Leserseite (LKS) dient in erster Linie der Vorstellung des Künstlers, der in den letzten Jahren die meisten Titelbilder der Serie gestaltet hat und sich dabei stets an den Vorgaben von Redakteur und Autoren orientierte. Die Zeit, in der vorgefertigte Bilder von Agenturen erworben wurden und in einem ganz anderen Zusammenhang entstanden, sind vorbei.

Das erste „Maddrax“-Titelbild von Néstor Taylor zierte bereits das Heft Nr. 316. Er wurde am 2. Juli 1963 in Quilmes (Buenos Aires, Argentinien) geboren. Bereits im Alter von 18 Jahren erhielt er seine erste Anstellung bei der Firma Catú-cine Animation als Assistent und Animationszeichner. Er konzentrierte sich bei dieser Tätigkeit auf die Hintergrundanimation und arbeitete für argentinische, spanische und englische Serien und Spielfilme. Darüber hinaus arbeitete er bald als Illustrator im Verlagswesen für Zeitschriften und Kinderbücher. Seit etwa 10 Jahren konzentriert er sich vorwiegend auf die Erstellung von Titelbildern für den Bastei-Verlag. Daneben unterrichtet er auch in Zeichenkursen und Seminaren und hält Vorträge bei Kongressen. Rein handwerklich ist festzuhalten, dass Néstor Taylor die traditionelle Arbeit mit Acryl- und Ölfarben bevorzugt und Vorskizzen mit dem Bleistift erstellt, während in der Branche heute überwiegend mit Computergrafiken gearbeitet wird. Für komplexe technische Objekte erstellt er kleine Modell aus Papier als Vorlage.

Zusätzlich zur LKS enthält das Heft vier Seiten mit einem Interview mit Néstor Taylor, der hier zehn Fragen zu seiner Lebensgeschichte und seiner Arbeitsweise beantwortet.

Darüber hinaus enthält das Heft zwei Seiten mit der Risszeichnung des „Amphibienpanzers >>Prototyp XP-1<< von Michel Van, der als PROTO für die aktuelle Handlung wichtig ist.

Weiter enthält das Heft zwei Comics von Matthias Kringe. Diese waren vor einigen Jahren fast in jedem Heft enthalten. In der jüngeren Gegenwart wurden seine Comics jedoch in den „Maddrax“-Heften selten. Der erste Comic spielt mit der Frage, was es mit Aruulas Verschwinden wirklich auf sich hat. Der Künstler vermutet, dass sie nur mal ohne Maddrax Schuhe einkaufen gehen wollte.

Der zweite Comic stammt eigentlich schon aus dem „Maddrax“-Heft Nr. 182 und enthält keinen Text in den Sprechblasen. Der Comic ist Teil eines Preisrätsels. Die Leser sollen sich selbst Texte für die Sprechblasen ausdenken, einsenden und in einem Preisausschreiben bewerten lassen. Die Geschichte folgt dem Motto: „Ich hasse es, wenn sich Telepathen Witze erzählen!“

Schließlich enthält das Heft in der Mitte einen Bastelbogen für einen Entscheidungswürfel im Rahmen eines Rollenspiels. Die insgesamt acht Seiten des Würfels tragen die Porträts von acht wichtigen Figuren aus der Serie „Maddrax“ wahlweise mit einfacher Zählung oder auf der Rückseite des Bogens mit einem fetzigen Spruch passend zur jeweiligen Romanfigur.

Maddrax 601: Der Tempel / von Lara Möller

Die Handlung von „Maddrax“-Heft 600 wird bruchlos weitergeführt. Während ihrer Wache am Wrack der PLASMA bemerken Private Marisa und Corporal Jackson drei seltsame Fremde, die sich in einem unbekanntem Dialekt unterhalten und schließlich auf einer Lichtung im Dschungel verschwinden, die exakt rechteckig ist und absolut künstlich angelegt wirkt.

Als einige Zeit später Haaley und Matt mit der PROTO am Landeplatz der PLASMA erscheinen, präsentieren die beiden Soldaten einen schwer zu identifizierenden scharfkantigen Gegenstand, den sie eher zufällig am Ort von Dr. Kattas Tod gefunden haben – die Leiche des Arztes selbst ist verschwunden. Später werden Haaley und Matt von den beiden Soldaten auch zur Lichtung geführt, wo das seltsame Trio aus Eingeborenen verschwunden ist. Bei näherer Begutachtung der Wiese stoßen sie auf die Ruinen alter Grundmauern eines antiken Bauwerks. Maddrax selbst entdeckt den Zugang zu einem gruseligen unterirdischen Labor, in dem Leichen in Behältern eingelegt sind. Zwei von ihnen sind wegen ihrer bleichen Haut

als Technos zu identifizieren. Als Technos werden im Universum der Serie „Maddrax“ Menschen bezeichnet, deren Vorfahren den Untergang der Alten Welt vor 500 Jahren in Bunkern überlebt haben und die bis in die Handlungsgegenwart diese Bunker nicht wieder freiwillig verlassen. Die anderen Toten sind offenbar die Nachkommen von „normalen“ Einwohnern des Urwalds. Zudem entdeckt Haaley hinter einer Geheimtür einen der mysteriösen roten Kristalle. Ein solcher Kristall dient weiterhin als Energielieferant für PROTO. Maddrax äußert den Verdacht, dass der Edelstein radioaktiv sein könnte. Außerdem hat er eine Vision von einem seltsamen Zwillingspärchen.

Später beobachtet die Gruppe um Matt völlig unerwartet, wie Menschen, die sich wie die Bewohner Nordamerikas vor dem Erscheinen der Engländer kleiden und einen Mann durch den Urwald zerrren, der seiner Uniform nach ein Soldat vom Flugzeugträger USS NIMITZ sein muss. Ihnen folgend, stoßen sie auf einen halb im Sumpf versunkenen Tempel. Durch eine List überwältigt Haaley die Wärterinnen des Tempels, die Gruppe dringt in das Gebäude ein. In den Gewölben des Tempels treffen sie auf einen mutierten Jaguar. Dieser trägt im Fell scharfe Schuppen, die an den seltsamen Fund am Todesort von Dr. Katta erinnern – auch seine Leiche befindet sich hier.

Als das Tier Privat Marisa direkt angreift, tötet diese die Kreatur durch das Zünden einer Granate. Dank ihrer Ausrüstung wird sie selbst nur leicht verletzt. Doch als die kleine Gruppe sich später durch einen verwüsteten Gang einen Weg aus dem Tempel hinaus und in den Sumpf bahnt, werden sie von Leuten in eine Falle gelockt, die einem Karl May-Roman zu entstammen scheinen und schließlich in einer kleinen umzäunten Siedlung mitten im Dschungel gefangengehalten. Hier erklärt ein Mann, der sich als Tecuun, Häuptling des Stammes vom Volk der Mayaa, vorstellt, dass sie ein Opferritual für die große Jaguar-Göttin gestört hätten. Zudem stellt sich heraus, dass das von Privat Marisa getötete Monster in Wahrheit nur das kleine Junge jener Göttin war. Unter den Stammesangehörigen bricht Unruhe aus, als sie von Privat Marisas Tat erfahren. Doch Privat Marisa ist wie nahezu der ganze Rest der Besatzung der PLASMA inzwischen verstorben. Daher sollen nun Haaley und Matt geopfert werden, um die Jaguar-Göttin zu besänftigen. Ein erneuter Fluchtversuch scheitert.

Anmerkungen zum Roman:

Die Geschichte ist eine hübsche Mischung aus „Indiana Jones“-Film und „Karl May“-Roman. Hinzu kommt eine kräftige Prise „Zehn kleine Negerlein“ a la Agatha

Christie. Letztlich überleben von der Besatzung der PLASMA nur Haaley und Matthew Drax.

Der Roman ist überwiegend angenehm zu lesen und lebt vor allem von der Action, während die Story selbst keine echten Überraschungen bietet. Dafür machen die manchmal extrem verkrampft wirkenden Versuche in Richtung Political Correctness die Erzählung umständlich. Vom Standpunkt der Political Correctness aus betrachtet, wäre es wohl besser gewesen, den ganzen Roman an einem anderen Ort der Erde spielen zu lassen, wo Autor nicht ständig über die eigenen Formulierungen stolpert. Für den Leser hat dieser Krampf jedoch seinen eigenen Unterhaltungswert.

Für die bei „Perry Rhodan“-Lesern so beliebte übergeordnete Haupthandlung des Zyklus bildet dieser Roman nur eine unterhaltsame Überleitung vom letzten Roman zum nächsten. Wobei der Umstand, dass der weitaus größte Teil der Expedition den Tod findet und die beiden einzigen Überlebenden in die Hand der Einheimischen fallen, für die weitere Handlung wichtig ist.

Anmerkungen zur Autorin: Lara Möller

Sie gehört zu den Neulingen im Autorenteam der Serie „Maddrax“ und hat erst drei Romane für die Serie verfasst, diesen hier eingeschlossen. Sie ist 34 Jahre alt und lebt in Hamburg. Vor dem Einstieg in das Autorenteam von „Maddrax“ verfasste sie bereits einige Krimis, Fantasy-Romane und Romane zu Rollenspielen wie „Shadowrun“. „Maddrax“ Nr. 601 ist nicht repräsentativ für ihren üblichen Erzählstil. Zudem hatte sie nicht die Möglichkeit, wie die Autoren später, die einheimischen Protagonisten einfach beim Namen zu nennen oder ihre jeweilige konkrete Volkzugehörigkeit zu erwähnen. Vor allem Letzteres wäre ein heftiger Spoiler für den folgenden Roman gewesen.

Extras im Romanheft „Maddrax“ Nr. 601:

Als Extra im Mitteilteil enthält das Heft eine acht Seiten umfassende Liste aller Romane, die bislang im Rahmen der Heftserie „Maddrax“ erschienen sowie in den jeweils 12-teiligen Miniserien „Mission Mars“ nach einer Idee von Wolfgang Hohlbein, „Das Volk der Tiefe“ von Michael Marcus Thurner und schließlich „2012 – Jahr der Apokalypse“ von Hubert Haensel. Schließlich gibt es eine Liste der 30 Bücher, die beim Zaubermond-Verlag erschienen und quasi als Gegenstück zu den „Planetenromanen“ der „Rhodan“-Serie abgeschlossene Geschichten zu Handlungsträgern und Ereignissen erzählen, die nach Ansicht der Autoren in der „Maddrax“-Serie zu kurz kamen.

Das Titelbild stammt erneut, wie schon das von Nr. 599 und 600 von Néstor Taylor und zeigt den verzweiferten Kampf zwischen Privat Marisa und dem Jaguar im Tempel.

Maddrax 602: Das Auge des Jaguars / von Michael Edelbrock

Matthew Drax und Haaley werden im Auftrag des Häuptlings Tecuun vom Stamm der Mayaas in einem großen Käfig gefangengehalten. Eines Tages werden sie vom Häuptling und seinen Wachen zum Tempel geführt. Der oberste Stammeschamane Phakcha weicht dabei nicht von ihrer Seite und verflucht jede ihrer Bewegungen mit äußerstem Misstrauen.

In den folgenden Stunden erfahren Matt und Haaley von Tecuun selbst, wie das Volk der Mayaas in diese Region Südamerikas gelangt ist. Es handelt sich bei ihnen tatsächlich um die fernen Nachkommen eines kleinen Stammes echter Mayas aus Mexiko, die es im Umfeld der Katastrophe im Jahre 2012 auf Wanderschaft durch die Urwälder Lateinamerikas trieb. Eines Tages gelangten sie auf ihrem Weg an den Ostrand des Amazonasgebiets. An der Grenze von Peru und Brasilien trafen sie auf einen anderen Stamm, deren Mitglieder sich als Inkas bezeichneten und sich selbst als ferne Nachkommen jener Indios betrachteten, die 500 Jahre zuvor unter der Knechtschaft der Anden-Könige aus der Dynastie der Familie der Inkas standen. Als die Spanier erschienen und das Reich der Inkas unterwarfen, befand sich dieses Reich in einem Bürgerkrieg zwischen den Anhängern zweier verfeindeter Brüder aus der Dynastie der Inkas. Doch dies war im 21. Jahrhundert längst vergessen und spielte für die Aktivitäten der örtlichen Schamanen längst keine Rolle mehr. Das Bündnis von Mayas und Inkas erwies sich als überaus fruchtbar und erfolgreich und eroberte im Verlauf der folgenden Generationen weite Teile der Ostseite der Anden und des westlichen Amazonas-Urwalds. Doch die 500 Jahre zwischen dem Jahr 2012 und der Handlungszeit der „Maddrax“-Serie sind eine lange Zeit. So sieht der Urwald nicht nur den langsamen Aufstieg des neuen Reichs der Mayaas, sondern auch dessen späteren Niedergang. In der Handlungsgegenwart gehören nur noch wenige Dörfer zum Reich. Im Zentrum ihres Glaubens steht jedoch weiterhin der Jaguar. Hinzu kommt die Feindschaft mit der Besatzung des Flugzeugträgers USS NIMITZ, den es unter seltsamen Umständen ins 26. Jahrhundert und auf die östliche Seite der Anden im peruanischen Amazons-Gebiet verschlagen hat.

Die USS NIMITZ ist von besonderer Bedeutung für das Volk der Mayaas, denn deren Besatzung befindet sich im Besitz der größten Sammlung dieser seltsamen roten Kristalle, die z. B. als Elektro-Batterien taugen, die stark genug sind selbst der PROTO als Energiequelle zu dienen. Einst besaßen die Mayaas tausende solcher

Kristalle, doch die meisten sind inzwischen zerfallen oder haben schlicht ihre Wirkung verloren. Damit begann vor etwa 100 Jahren der Niedergang der Mayaas. An Bord der USS NIMITZ befinden sich weiterhin unzählige dieser Kristalle, doch die Besatzung gibt davon nichts an die übrigen Bewohner des Dschungels ab. Im Gegenteil überfallen sie regelmäßig die Stämme in der Umgebung, um diese für ihre Experimente zu nutzen.

Matt und Haaley sollen nun einige dieser Kristalle von der USS NIMITZ rauben und in den Besitz der Mayaas übergeben. Auf ihrer Expedition werden sie allein von Ccahuantico begleitet, einem jungen Mayaa dessen Hauptaufgabe es ist, die beiden an der Flucht oder gar an einem Überlaufen auf die Seite der Besatzung der USS NIMITZ zu hindern. Diese erweist sich jedoch erneut als äußerst feindselig und abweisend gegenüber Matt und Haaley, die nur mit größter Mühe zurück in den Tempel gelangen, wo sie bereits von Häuptling Tecuun erwartet werden.

Anmerkungen zum Roman:

Eine fast schon epische Geschichte, in der die Historie der Mayaa den Hauptteil der Handlung bildet. Die Vielzahl der im Rahmen dieser Historie erwähnten Personen, Orte und Ereignisse macht es unmöglich hier eine mehr als grobe Zusammenfassung zu liefern.

Die Rahmenhandlung glänzt hauptsächlich durch Action, aber auch durch gut getroffene Darstellung der Atmosphäre am Schauplatz und einprägsame Charakterzeichnung.

Dies ist erst der dritte Roman des Autors Michael Edelbrock für die Serie „MAD-DRAX“, doch der Roman wirkt auf mich als Leser eher wie das Werk eines gestandenen Altmeisters.

Anmerkungen zum Autor: Michael Edelbrock

Tatsächlich ist der 1980 geborene Autor abseits der großen Heftserien bereits ein erfahrener Autor, der zahlreiche Kurzgeschichten und drei eigenständige Fantasy-Romane verfasste. Darüber hinaus ist er vor allem für den Mohlberg-Verlag aktiv und verfasste dort Romane im Rahmen der Serien: „Rex Corda“ und „Chet Morrow“ alias „Ad Astra“. Ebenfalls beteiligt ist er an der Serie „Raumschiff Promet – Von Stern zu Stern“ des Blitz-Verlags, bei der es sich um eine Art Neuschreibung der Originalserie aus den 1970'er Jahren handelt, im Stil von „Perry Rhodan-Neo“.

Extras im Romanheft „Maddrax“ Nr. 602:

Das Heft enthält in der Mitte eine zwei Seiten umfassende LKS, die von Mad Mike betreut wird.

Bei dem Titelbild handelt es sich diesmal um eine Fotokollage.

Maddrax Nr. 603: In der Grünen Hölle / von Michael Edelbrock

Matthew Drax, Haaley und Ccahuantico werden von Tecuum, dem Häuptling der Mayaas mit einem neuen wesentlich größeren Auftrag versehen.

Sie sollen mit dem Amphibienpanzer PROTO in eine besonders abgelegene und gefährliche Sperrzone des Urwalds vordringen, um im ältesten und verstecktesten Tempel der Mayaas nach einem Spiegel zu suchen, mit dessen Hilfe es möglich sein soll neue blutrote Kristalle zu erschaffen, die dank ihrer extremen energetischen Aufladung zu allerlei Zwecken genutzt werden können. Ein kleinerer dieser Kristalle dient z. B. PROTO bereits als Energiequelle.

Während der Vorbereitung der Expedition schildert ihnen Tecuum drei weitere wichtige Ereignisse aus der Geschichte dieser Region an der Grenze von Peru und Brasilien. Diesmal geht es in die Zeit der geschriebenen Historie. Im Jahre 1660 ziehen sich einige überlebende Jaguar-Priester vor der Nachstellung durch die Spanier tief in den Amazonas-Urwald zurück. Im Jahre 1935 stößt eine archäologische Expedition im Indiana Jones-Style in den Urwald vor, um sich auf die Suche nach dem Tempel der geflüchteten Priester zu machen, in der Hoffnung dort einen großen Schatz heben zu können. Doch dies erweist sich als Irrtum. Schließlich flüchtet im Jahr 2012 angesichts des Weltuntergangs durch den Einschlag des Kometen Christopher-Floyd eine Gruppe von Einwohnern der kleinen Provinzstadt Cajamarca in den Urwald im Osten von Peru. Dort treffen sie auf die fernen Nachkommen der 1660 in den Urwald geflüchteten Jaguar-Priester und später auf den Stamm der Maya, der aus dem weiten entfernten Norden der Halbinsel Yukatan eingewandert ist.

Matt, Haaley und Ccahuantico erreichen mit PROTO schließlich eine Zone im Urwald, die eher aus einer Kreuzung aus Gruselroman und Jurassic Park-Film zu stammen scheint. Zahlreiche monströse Tiere und Pflanzen greifen immer wieder den Amphibienpanzer an und sorgen für Pannen und längere Pausen. Während der Fahrt durch diese Sperrzone erzählt Ccahuantico die Geschichte der Eroberung des Inka-Reichs durch Francisco Pizarro im Jahre 1532 aus der Sicht der Jaguar-Priester des Inka-Reichs, die schließlich vor den Spaniern in den Urwald fliehen.

Im Zentrum der gruseligen Sperrzone voller Monster befindet sich der älteste und mysteriöseste der Jaguar-Tempel. Er ist weitgehend zerfallen und überwuchert. Hinzu kommen diverse alte Fallen, die Matthew, Haaley und Ccahuantico den Weg durch die riesige Ruine erschweren. Als sie alle drei in eine riesige Fallgrube zu geraten drohen, überleben sie nur, weil überraschend der Jaguar-Priester Phakcha auftaucht. Er weist den Dreien auch den Weg durch den Tempel zum Spiegel. Bei diesem handelt es sich in Wahrheit um eine große Opferschale aus Silber, deren Boden ein Spiegel ist. Außerdem steht am Rand der Schale ein Rezept zur künstlichen Herstellung der mysteriösen roten Kristalle, die nur wie rote Diamanten aussehen, jedoch nicht annähernd so stabil und hart sind. In Wahrheit bestehen sie vollständig aus organischem Material. Es sind im Grunde nichts anderes als energetisch besonders stark aufgeladene Bonbons mit allerdings extrem wilder Rezeptur.

Bevor die Expedition sich mit dem PROTO wieder auf den Rückweg begibt, erzählt Phakcha die Geschichte des Jaguar-Priesters Kuymi. Dieser lebte bis zum Jahre 1480 im Tempel des Schöpfergottes Pachacamac. Der Tempel und das Umland waren erst vor etwa 50 Jahren von den Inkas erobert und unterworfen worden. Nun erhalten die Priester unter dramatischen Umständen vom Orakel die Weissagung, dass das Reich der Inka in weiteren 50 Jahren wieder untergehen wird. Außerdem erhält Kuymi vom sterbenden Orakelpriester Plassqu das Rezept zur Herstellung roter Kristalle, die einmal für das Überleben des Volkes in ferner Zukunft wichtig sein werden.

Die Rückkehr in das Dorf verläuft reibungslos. Im Dorf wird sofort mit den Vorbereitungen für die Herstellung neuer Kristalle begonnen. Die Herstellung selbst stellt ein festliches Ritual dar, an dem die gesamte erwachsene Bevölkerung unter der Leitung von Phakcha teilnimmt. Nach dem Fest ist Matthew Drax vollkommen erschöpft und kommt ins Grübeln. Denn seinem eigentlichen Ziel, Aruula und ihre Entführer zu finden und seine Gefährtin zu befreien, ist er kein Schritt näher gekommen. Als nächstes Ziel auf der Suche nach Hinweisen wird er sich der USS NIMITZ zuwenden.

Anmerkungen zum Roman:

Der zweite Teil des Doppelbandes Michael Edelbrocks schließt reibungslos an den ersten Teil an und führt die Geschichte im selben Stil weiter. Ich habe den Roman in einem Rutsch durchgelesen. Der Doppelband hat bei mir vor allem das Interesse an der realen Geschichte der Inka geweckt. Die Geschichte Lateinamerikas ist nicht weniger facettenreich als jene anderer Erdteile. Allein schon ein Blick in

die Wikipedia führte dann zu der Erkenntnis, dass sich der Autor wohl relativ eng an die Vorgaben der bekannten Geschichtsschreibung der Anden-Völker hielt.

Einziges Kritikpunkt ist die Aussage, dass die Inkas keine Schrift und somit auch keine Bücher, Briefe und vor allem keine Buchführung kannten. Dies ist nicht ganz richtig. – Die Oberschicht im Reich der Inka, ähnlich wie im mittelalterlichen Europa vor Erfindung des Buchdrucks, achtete lediglich darauf, dass die Kunst des Lesens und Schreibens auf die Oberschicht beschränkt blieb. Es gab allerdings im Reich der Inka eine Besonderheit, die sog. Knotenschrift. Hierbei handelte es sich um Seile und Fäden, die zu komplexen Mustern verknüpft wurden, wobei auch die Farbe und das Material der Fäden und die Wahl der Knotenform und deren Platzierung eine Rolle spielte. Auf diesen Weg ließen sich nur relativ kurze Texte festhalten, diese konnten von Boten jedoch schnell von Ort zu Ort gebracht werden. Die Knotenschrift dominierte daher den Informationsfluss in den Anden während der Inka-Zeit. Die Kolonisten und Ihre Nachkommen benötigten jedoch Jahrhunderte, um diese Texte zu deuten. Schließlich soll es auch eine Art südamerikanische Hieroglyphenschrift gegeben haben, die vor allem zur Zierde von Palast und Tempelwänden gedacht war und deren Texte von den Spaniern nach der Eroberung des Inka-Reichs gezielt gesucht und zerstört wurden, um Spuren zu beseitigen.

Wichtig ist noch ein anderer Punkt, der für die Geschichte an sich nur am Rande eine Rolle spielt, der höhere Adel des Inka-Reichs bestand aus den Familienangehörigen des „Sapa Inka“ (zu gut Deutsch des „Einzig wahren Inka“) und damit Königs des Inka-Reichs. Wobei die Sapa Inka, wie in der Antike die ägyptischen Pharaonen, aber auch die Oberschicht des antiken Persiens zu Zeiten Zarathustras, die Geschwisterehe praktizierten, um eine Verunreinigung des Blutes der Herrscherfamilie zu vermeiden, die der Überlieferung nach direkt von den Göttern abstammte. Da jedoch gleichzeitig die Vielweiberei gepflegt wurde und die Ehen sehr kinderreich waren, war diese Oberschicht dennoch relativ zahlreich. In der „Perry Rhodan“-Serie spekuliert K. H. Scheer dann auch, dass die Familie des Sapa Inka tatsächlich von einem der arkonidischen Offiziere Atlans aus der Zeit von Atlantis abstammt, der praktischerweise einfach nur Inka hieß. Auch in der Serie „Dämonenkiller“ alias „Dorian Hunter“ spielen die Inka eine relativ wichtige Rolle und sind sogar Thema eines eigenen Zyklus.

Maddrax Nr. 604: „Als die Erde unterging“ / von Michael Marcus Thurner

Die nächste Zwischenstation auf der Suche vom Matthew Drax auf der Suche nach Aruula ist der Flugzeugträger USS NIMITZ, den es während des Einschlags des Kometen Christopher-Floyd auf der Erde des Jahres 2012 in einen schreck-

lichen Sturm durch Raum und Zeit verschlagen hat, der das Schiff letztlich auf der östlichen, zum Amazonas Tiefland hin abfallenden Seite des Anden-Gebirges stranden ließ. Das Schiff liegt Hunderte Kilometer vom nächsten Ozean entfernt auf dem Land in der Nähe der Grenze zwischen Peru und Brasilien fest. Auch an Bord des in Raum und Zeit versetzten Schiffs sind inzwischen Generationen vergangen und es herrschen unheimliche Zustände. Zusammen mit Haaley versucht der Held dennoch Kontakt aufzunehmen.

Der Autor nutzt die Gelegenheit, in der zweiten Handlungsebene des Romans die Geschichte der Irrfahrt der USS NIMITZ zu erzählen. Sie sollte im Vorfeld der Katastrophe eine Evakuierung von ausgewählten Zivilisten durchführen und dazu von der Westküste der USA aus, durch den Panamakanal, in die Karibik vorstoßen, auf der dem Pazifik abgewandten Seite Amerikas. Doch dann kommt im Chaos des allgemeinen Weltuntergangs 2012 n. Chr. alles ganz anders ...

Anmerkungen zum Autor: Michael Marcus Thurner

Der Österreicher gehört zur zweiten Generation der „Maddrax“-Autoren, und sein erster „Maddrax“-Roman war bereits das Heft Nr. 91 aus dem Jahr 2003. Er schrieb also bereits bei „Maddrax“ mit, bevor er „Perry Rhodan“-Autor wurde. In dieser Zeit stieß der Autor auch auf die Fortsetzung der Serie „Dämonenkiller“ alias „Dorian Hunter“ beim Zaubermond-Verlag. Mit dem Jubiläumsband der Buchserie Nr. 100 übernimmt Michael Marcus Thurner schließlich das Exposé von „Dorian Hunter“. Bereits vor zwei Jahrzehnten fungierte er als letzter Exposé-Autor der neuen „Atlan“-Serie für zwei Minizyklen von jeweils 12 Heften. Für die „Perry Rhodan“-Miniserie „Wega“ von 2021 fungierte er ebenfalls als Exposé-Autor. Darüber hinaus schrieb er auch an zahlreichen anderen Serien wie z. B. „Bad Earth“ mit und verfasste auch von Serien unabhängige Romane. Aus der Serie „Maddrax“ war er daher eigentlich schon mit Heft 362 am 3. Dezember 2013 offiziell ausgestiegen. Dies ist jedoch bereits sein sechster Gastroman in der Serie „Maddrax“ seit seinem Ausstieg.

Der Redakteur Mad Mike verkündete im Umfeld des aktuellen Zyklus übrigens, dass es in diesem Zyklus weitere Gastromane von Altautoren der Serie geben wird.

Anmerkungen:

Das Titelbild stammt von Arndt Drechsler, der für „Perry Rhodan“-Leser ebenfalls kein Unbekannter ist und seit „Maddrax“-Heft 48 vom 27. November 2001 im Schnitt einmal im Jahr ein Titelbild zur Serie beiträgt. Für das Jahr 2023 hat er damit sein Soll erfüllt. :o)

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, dass die Geschichte der USS NIMITZ ein Vorbild hat, z. B. gibt es tatsächlich einen US-Flugzeugträger dieses Namens und er spielt eine wichtige Rolle in dem Hollywood-Film „Der letzte Countdown“ von 1980. Darin wird die NIMITZ in die Vergangenheit versetzt und findet sich plötzlich am 7. Dezember 1941 im Pazifik in der Nähe der Inselgruppe Hawaii wieder. Im Film geht es nun darum, ob und wie die Besatzung unter dem Kommando von Kapitän Matthew Yelland (dargestellt von Kirk Douglas) in den Angriff der Japaner auf den Hafen von Pearl Harbor eingreift, der in der Realität zum Eintritt der USA in den 2. Weltkrieg führte.

Bei dieser Gelegenheit sei noch verraten, dass mit „Maddax“ Nr. 605: „Mabuta – der vielbeinige Gott“ von Ian Rolf Hill der Zyklus noch nicht zu Ende ist und der Titelheld weiterhin nach seiner Gefährtin Aruula sucht und es wieder mit einem Stamm besonders eigenwilliger Dschungelbewohner zu tun bekommt. Deren Spezialität ist diesmal die Dressur von Wanderameisen. Die Serie bleibt sich also treu und erzählt keine literarisch wertvollen, aber sehr unterhaltsame Geschichten.

Agenten der Galaxis

Buchbesprechung von Uwe Lammers

Agenten der Galaxis

(OT: The Flying Saucer Gambit)

von Larry Maddock

Terra-Taschenbuch 153

160 Seiten, TB, 1968 (1960)

Aus dem Amerikanischen von Werner Gronwald
keine ISBN

Die Erde ist in Gefahr.

Nun gut, das ist eigentlich in der Science Fiction nichts Ungewöhnliches, vermutlich annähernd jeder zweite SF-Roman, der je geschrieben wurde, thematisiert auf die eine oder andere Weise eine Bedrohung für unsere Heimatwelt, sei es in der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft, in alternativen Realitäten oder wie auch immer. Wie sieht das hier aus?



Sorobin Kimball ist Journalist im ländlichen Kansas des Jahres 1966, jedenfalls für alle Menschen im weiteren Umkreis. Aber er hat eine zweite Identität, nämlich die eines Geheimagenten für die galaktische Geheimorganisation TERRA (laut dem WIKIPEDIA-Eintrag zu Larry Maddock steht diese Abkürzung, korrekt eigentlich T.E.R.R.A. geschrieben, für „Temporal Entropy Restructure and Repair Agency“). TERRA, um bei dieser Form zu bleiben, ist eine Zeitreiseinstitution, die im Zentrum der Galaxis im 26. Jahrhundert menschlicher Zeitrechnung sitzt und darüber wacht, dass speziell auf der Ursprungswelt der Menschheit, die Zeitlinie ungestört bleibt.

Wie es sich nämlich für eine Space Opera – und darum handelt es sich hier strukturell – gehört, gibt es selbstverständlich auch „die Bösen“. Sie manifestieren sich in der vom finsternen Drofox Johrgol gegründeten Organisation „Empire“. Diese Organisation strebt eine großflächige Umformatierung der menschlichen Geschichte zu ihren Gunsten an. TERRA soll das stets verhindern.

Als der TERRA-Agent Sorobin Kimball jählings verstummt, wird der Elite-Agent Hannibal Fortune zusammen mit seinem Symbionten-Partner Webley (ich würde ihn weniger einen Symbionten als vielmehr einen Gestaltwandler nennen) nach Kansas anno 1966 geschickt, um nach dem Rechten zu sehen.

Nun, viel zu retten gibt es nicht mehr. Kimball, dessen letzter Funkspruch brüsk gestört wurde, ist so tot, wie es nur geht, und sein Symbiontenpartner Glarrk ist offenbar wahnsinnig geworden. Und es geht, sehr passend für die Zeit, augenscheinlich um UFOs ... Empire-Raumschiffe, wie Fortune sofort – mit Recht – argwöhnt. Als er der Fährte nachgeht, stößt er auf die unbedarfte und vertrauensselige Katzenliebhaberin Marilyn Mostly, die quasi unablässig am Reden ist, geradezu hinreißend naiv, an UFOs und deren Friedfertigkeit sowie die Reinkarnation glaubend. Da sich Fortunes Partner Webley zu diesem Zeitpunkt in Gestalt einer Katze materialisiert hat, schließen die beiden Wesen unterschiedlicher Zeiten sofort Freundschaft. Was allerdings mittelfristig nicht verhindert, dass Miss Mostly von den Empire-Agenten entführt wird.

Die Fährte führt nach Arizona, in die direkte Nähe der Superstition Mountains (im Roman süß mit übersetzt und dort als „Aberglauben-Berge“ irgendwie drollig), wo die TERRA-Agenten mit der aparten Apachin Candy Longfellow zusammenprallen. Sie erfahren beispielsweise, dass die Berge heilige Orte der Apachen sind und als verflucht gelten. Außerdem aber läuft dort ein unerbittlicher Countdown, der nur noch nach wenigen Stunden zählt – dann nämlich will Empire die Welt mit einer willenslähmenden Spezialwaffe „befrieden“ und im Anschluss die Weltherrschaft an sich reißen.

Keine Frage, so sehr die Welt der 60er Jahre auch Frieden braucht – das muss man natürlich verhindern, weil das die Zeitlinie total verändern würde ... nur wie macht man das, wenn man ein naives, UFO-gläubiges Mädchen aus einer Gefangenschaft zu befreien hat, die es noch nicht mal als solche realisiert hat? Und wie soll man das machen, wenn selbst der eigene Symbiontenpartner auf einmal verrückt zu werden scheint? Da hilft nur noch der massive Einsatz einer Zeitmaschine, und dann wird es erst recht wild ...

Dieser Roman, fast so alt wie ich selbst (bezogen auf die deutsche Veröffentlichung), hat ungeachtet seines Alters einen nicht eben geringen Charme. Blendet man mal die eher skizzenhafte Rahmenhandlung des Antagonismus TERRA – Empire weitgehend aus und konzentriert sich auf das Zeit- und Lokalkolorit des Romans, dann

entdeckt man schnell, dass der Autor Larry Maddock (auf dem Cover durch einen Verlagsfehler zu „Carry Maddock“ mutiert), recht ordentlich recherchiert ist.

Denn alles, was er über die Superstition Mountains, den Zusammenhang mit den Apachen und sogar die legendäre „Lost Dutchman-Mine“ erzählt (die hier für mich völlig überraschend thematisiert wurde), passt ausgezeichnet zu weiteren Informationen, die mir zu dem Thema vertraut waren. Die allgemeine UFO-Hysterie in den frühen 60er Jahren wird ebenso aufgenommen wie gewisse folkloristische Auswüchse der damaligen Zeit.

Maddock hieß eigentlich mit bürgerlichem Namen Jack Owen Jardine (1931-2009) und hat neben der Schriftstellerei, wie das allgemein so üblich war, zahlreiche andere Berufe ausgeübt, zu denen Zeitungsreporter, Rundfunksprecher, Redakteur, Fernsichttechniker, Vertreter und Kreativdirektor zweier Radiostationen in Arizona zählten. Soweit ich weiß, hat er aber neben einer Reihe von SF-Kurzgeschichten (zu dem Symbionten Webley) vier SF-Romane um Hannibal Fortune verfasst, dessen erster hier vorliegt.

Insbesondere die lockere, an den frühen Connery-Bond erinnernde Charakterisierung des Helden (und das, ehe die erste Bond-Verfilmung entstand) sowie die bisweilen wirklich goldig gezeichneten Protagonisten und die niedlichen Irrungen und Wirrungen machen die Geschichte wirklich lesenswert und lohnen meiner Ansicht nach auch heute noch eine Wiederentdeckung.

Dass ich mit dieser Ansicht offenbar nicht alleine bin, zeigt eine in den 2000er-Jahren realisierte Neuauflage dieses Romanzyklus, der mir aber physisch nicht vorliegt. Ich für meinen Teil bin jedenfalls gespannt auf die drei weiteren Abenteuer Hannibal Fortunes.

Demnächst erzähle ich mehr dazu.

© 2022 by Uwe Lammers, Braunschweig, den 19. Mai 2022

Geheimakte Odessa

Buchbesprechung von Uwe Lammers

Geheimakte Odessa

(OT: Odessa Sea)

Von Clive Cussler & Dirk Cussler

Blanvalet 0615

512 Seiten, TB, 2018

ISBN 978-3-0615-6

Aus dem Amerikanischen von Michael Kubiak

Vorbemerkung: Es ist mitunter interessant, wenn man Romane nicht sofort nach Erscheinen liest, sondern sich damit ein paar Jahre Zeit lässt. Das ist an dem vorliegenden Werk ganz besonders zu spüren und hat ihm bei der Lektüre eine unerwartete Aktualität verliehen. Die Geschichte ist noch aus anderen Gründen recht verschieden von einem landläufigen Clive Cussler-Roman, und ich fand, dass das der Story ausgesprochen gut getan hat.

Im Februar 1917 ist das Zarenreich in Russland dabei, einzustürzen. Die Dynastie der Romanows wankt empfindlich, und ohne ausländische Hilfe kann sie sich nicht mehr an der Macht halten. In dem Moment, wo die bolschewistische Revolution schon an Fahrt gewonnen hat, wird ein geheimer Konvoi von Schiffen über das Schwarze Meer in Richtung Bosphorus gesandt, geschützt durch den Zerstörer „Kerch“. Das erweist sich als nötig, denn das Osmanische Reich zählt immerhin zu den Verbündeten des Deutschen Reiches, und so wird der Konvoi auch folgerichtig angegriffen und die „Kerch“ dabei versenkt.

Im zweiten Prolog, im April 1955, befindet sich eine russische Tupolew-Maschine ebenfalls im Raum des Schwarzen Meeres auf einem Testflug. Doch sie wird im Gewitter von einem Blitz getroffen und stürzt ab. Das Schwarze Meer wird auch in diesem Fall zum Grab und nimmt ein Geheimnis mit in die Tiefe.



Die eigentliche Romanhandlung beginnt im Juli 2017: Der Frachter „Crimean Sea“ ist von der Ukraine ausgelaufen mit Kurs auf den Bosphorus, als er in einen Sturm gerät und kurz darauf von einem unheimlichen, substanzlosen Tod attackiert wird. Es kann nur noch mit letzter Kraft ein Notruf abgesetzt werden, dann ist die Besatzung tot.

Zum Glück für das Schiff hat ein NUMA-Forschungsschiff, die „Macedonian“, den Notruf empfangen, und Direktor Dirk Pitt senior, der hier an Bord ist, um die Suche des bulgarischen Archäologen Georgi Dimitow zu unterstützen, eilt dem Havaristen zu Hilfe. Dabei kommen sie beinahe ums Leben, denn eine jähe Explosion zerstört das Schiff und versenkt es ... im letzten Moment können sie noch einen schwer verletzten Matrosen retten. Dann verschlingt die See das Schiff.

An der bulgarisch-türkischen Grenze haben es derweil die Europol-Sonderermittlerin Ana Belowa und ihr Kollege Petar Ralin mit der Verfolgung von Waffenschmugglern zu tun. Als die „Crimean Sea“ sinkt, erfahren sie davon und werden darauf angesetzt. Da das Schiff allerdings gesunken ist, bitten sie die Forscher von der NUMA um Hilfe. Pitt, der das Ereignis ohnehin seltsam fand, kommt dem Ansinnen nach ... und gerät nun in ein Abenteuer, das an lebensbedrohender Action kaum zu überbieten ist. Denn es zeigt sich schnell, dass das Schiff nicht durch einen Unglücksfall untergegangen ist. Stattdessen beförderte es ebenfalls Schmuggelgut – eine Ladung waffenfähigen Plutoniums, das an den Iran verhökert werden soll, damit auf diese Weise die ukrainische Regierung (!) Waffen für den Kampf gegen die prorussischen Separatisten in der Ost-Ukraine (!) erhält.

Spätestens hier denkt man irgendwie, man befinde sich fast in der Gegenwart. Schließlich hat leider in der Realität Russland zusammen mit den Separatisten im Februar 2022 mit einer Invasion der Ukraine begonnen. Der vorliegende Roman weiß davon natürlich noch nichts, aber die Annexion der Krim-Halbinsel durch Russland ist hier klarer Hintergrund, was auch explizit so angesprochen wird, ebenso der (gleichfalls leider reale) Abschuss eines Passagierflugzeugs über der Ukraine, der klar den Separatisten nachgewiesen wurde. Ich hatte hier manchmal schon das Gefühl, dass diese Geschehnisse die Autoren deutlich in ihrer Darstellung beeinflusst haben.

Sind also nun die Machthaber in Kiew die Bösen in der Geschichte? Das könnte man jetzt naiv vermuten, aber so verhält es sich nicht. Nein, auch wenn das jetzt verwirrend klingt. Die Geschichte ist deutlich vertrackter, und letzten Endes wird man erkennen müssen, dass auf ungewöhnlich realistische Weise alle Fraktionen von

Protagonisten mehr oder minder düstere Seiten besitzen und eine fragwürdige Moral (von Pitt & Co. mal abgesehen).

Schauen wir uns also mal die Gegenseite an.

Da haben wir beispielsweise den Niederländer Martin Hendriks, dessen Hauptniederlassung der von ihm geleiteten Hightechfirma Peregrine Surveillance Corporation auf den Bahamas ist. Auf den ersten Blick sorgt der Hersteller armer Drohnen nur für Verwirrung, weil er gar nicht ins Bild zu passen scheint. Das täuscht jedoch. Er ist dabei, Geschäfte mit der ukrainischen Regierung – konkret: Mit Kommandant Arsenij Markowitsch vom Bataillon Ajdar (heute würden wir wohl „Asow-Regimenter“ (!) dazu sagen, schätze ich) – zu machen. Gleichzeitig liefert er aber auch Waffen an die russische Seite (!). Was ihn nicht daran hindert, außerdem noch Drahtzieher hinter dem Nukleardeal mit den Iranern zu sein.

Weitere Verhandlungspartner von Hendriks sind Valentin Mankedo und Ilya Vasko von der Bergungsfirma Thracia Salvage, die hinter dem Anschlag auf die „Crimean Sea“ stecken und sich recht schnell heftig mit der NUMA balgen, um es sehr vorsichtig auszudrücken. Sie sind gewissermaßen die Haupt-Bösewichte der Geschichte, aber was für eine Waffe sie einsetzen, um die Schiffsbesatzung zu ermorden, bleibt lange rätselhaft.

Und dann wird die Geschichte sehr abenteuerlich – denn obgleich es Ana Belowa und Dirk Pitt durchaus gelingt, das Uran sicherzustellen, sind sie längst auf ein weiteres Rätsel gestoßen. Dicht neben dem Wrack der „Crimean Sea“ liegt nämlich ein Wrack aus dem Ersten Weltkrieg – die „Kerch“. Und aus dessen Lagerräumen hat Mankedos Bergungsunternehmen den Safe gehoben, in dem eine Geheimakte enthalten ist, die auf einen Schatz aus der Zarenzeit hindeutet. Das ist freilich nur ein Teil des Geheimnisses, das noch für sehr viel Verheerung und Tod sorgen wird.

Allerdings hat Pitt das von dem Wissenschaftler Dimitow gesuchte osmanische Segelschiff entdeckt, das sich in der sauerstoffarmen Umgebung auf dem Grund des Schwarzen Meeres perfekt erhalten hat ... aber verrückterweise liegt auf Deck die gut erhaltene Leiche eines russischen Fliegers. Das wiederum führt nun Dimitow auf die Spur eines weiteren Geheimnisses der Vergangenheit, von dem Pitt lange keine Ahnung hat.

Und dann ist da ja auch noch jene Handlungsspur vor Norwegen, wo die Pitt-Kinder Summer und Dirk junior ozeanografische Strömungen untersuchen und dabei zu

ihrer Verblüffung auf ein Schiffswrack aus dem Ersten Weltkrieg stoßen. Es handelt sich, wie sie herausfinden können, um die „Canterbury“, die von einem deutschen U-Boot torpediert wurde. Als Dirk junior und Summer hinabtauchen, um das Wrack zu untersuchen, finden sie zu ihrer Verblüffung einen Goldbarren mit dem Prägestempel der Romanows ... und gleich darauf wird die „Canterbury“ von einem russischen Bergungsschiff zerstört.

Wie das alles dazu führt, dass beinahe Sewastopol untergeht, wieso es in England zu einer wilden Verfolgungsjagd zwischen den Pitt-Kindern und russischen Agenten kommt, warum das alles mit einem versenkten U-Boot und weiteren Wracks zu tun hat und dies letztlich darin kulminiert, dass fast eine amerikanische Großstadt vernichtet wird ... das muss man wirklich gelesen haben. Die Plotstruktur ist beeindruckend vertrackt und solide gebaut.

Im Vergleich zum Vorgängerroman „Die Kuba-Verschwörung“ hat dieser Roman definitiv sehr viel mehr Bodenhaftung. Seine Protagonisten sind nicht schematische 0815-Stumpfsinns-Bösewichter, sondern raffinierte, verschlagene und schier unkaputtbare Schurken, die den Pitts und ihren Helfern meist ein oder zwei Schritte voraus sind und die mit der Regelmäßigkeit einer ungeliebten Krankheit immer wieder in Erscheinung treten und Probleme erzeugen.

Besonders reizvoll fand ich an der Geschichte, dass speziell Dirk Pitt senior sehr lange überhaupt nicht konkret zu sagen wusste, wer eigentlich seine Gegner sind und was genau ihre Ziele sind. Die Motivation gerade des intransparenten Hendriks bleibt fast bis zum Schluss im Dunkeln. Und es wimmelt vor grässlichen Zwischenfällen. Da werden Hinterhalte gelegt, Flugzeuge in die Luft gesprengt, Boote versenkt, Menschen verstümmelt, gemeuchelt oder entführt und dem sicheren Tod überlassen ... es wird wirklich überhaupt nicht langweilig, weil man als Leser stets versucht, Verbindungslinien herzustellen, die sich lange nicht ergeben. Man grübelt also automatisch mit, und das finde ich bei Romanplots immer äußerst anregend.

Dabei verbinden sich hier die spannenden Elemente einer verwinkelten Schatzsuche a la „Indiana Jones“ oder „Uncharted“, die ich schon an den Fargo-Abenteuern geschätzt habe, mit der klassischen Action eines Cussler-Romans. Man merkt indes auch hier wieder deutlich, dass der Roman klar für den modernen puritanischen Geschmack des amerikanischen Publikums geschrieben wurde. Erotik: Fehlanzeige. Frauen dürfen tough sein und raffiniert, ja, aber so etwas wie ein sexuelles Selbst dürfen sie nicht besitzen ... man könnte das als antifeministische Diskriminierung

betrachten. Doch ich muss sagen, der Rest des Romans ist dafür einfach zu gelungen geschrieben.

Seit langem mal wieder ein Roman vom Vater-Sohn-Duo, der mir wirklich gefallen hat. Klare Leseempfehlung!

© 2022 by Uwe Lammers, Braunschweig, den 16. September 2022



Epic Cry -
• Die ewige Nacht
von Malakai Delamare

Epic Cry – Die ewige Nacht, Kapitel 1 + 2

Space-Opera-Fortsetzungsgeschichte von Malakai Delamare

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Epic Cry – Die ewige Nacht, Kapitel 1 + 2 – Mobi

Epic Cry – Die ewige Nacht, Kapitel 1 + 2 – EPUB

Epic Cry – Die ewige Nacht, Kapitel 1 + 2 – PDF

1. Der Neue

4821 n.R.

Taunrak Republik – Verstersü-System – Planet Melisa – Paradox City

Der Anblick vom Himmelsfahrstuhl verärgerte Vostal und senkte seine ohnehin schon schlechte Laune auf einen neuen Tiefpunkt. Er brauchte nur den Arm ausstrecken, seine Hand um die Nabelschnur dieses Planeten legen und kräftig daran rütteln. Hey, das würde ein Spaß für die Passagiere der Kabinen werden, die von Seimas, der Gegenstation im Orbit kamen oder versuchten, hinaufzugelangen. Jawohl, schütteln, bis es ihm besser ging und das konnte eine ganze Weile dauern.

Er blinzelte, als die grüne Sonne Verstersü durch die aufbrechenden Wolken lugte, aus denen es bis eben kräftig gegossen hatte, und ihn mit ihren hellen Strahlen aus seinem Tagtraum holte.

Vostal blickte sich vorsichtig um, als er merkte, dass er stehen geblieben war. Für die Menschen rings um ihn herum musste es aussehen, als ob seine Hände etwas Imaginäres würgten. Zweifelhafte Blicke, die unter den mannigfaltigen Kopfbedeckungen hervorlugten, trafen ihn, welche oft von Kopfschütteln begleitet wurden. Viele ignorierten ihn wie einen Insektenschmiss, der sich unweigerlich zu dieser Jahreszeit in Paradox City auf jeden Gleiter verewigte.

Missmutig stopfte er seine Hände in die Taschen, von denen seine dunkelblaue Fliegerhose reichlich zu bieten hatte. Eigentlich hätte er sie gar nicht besitzen dürfen.

„Das ist Eigentum der Taunrak-Republik und hat an ihrem Arsch nichts mehr verloren“, hörte er seinen damaligen Ausbilder, Colonel – Ich mach’ dich fertig – Sumeos, im Geiste brüllen. Als er daran dachte, was der Colonel sagen würde, wenn er wüsste, dass er nicht nur seine Hose vergessen hatte abzugeben, grinste er breit.

„Ob das der Lebenszweck von solchen Menschen war?“, überlegte er leise vor sich hinmurmelnd.

Er gab sich dem Strom der Menge hin, die ihn immer mehr aus der Innenstadt, mit den konisch hochreckenden Glaspalästen, weiter in die Außenbezirke dieser muffigen Metropole zog. „Und welcher Idiot hat eigentlich gedacht, dass Melisa ein formidabler Planet sei, um hier eine riesige Stadt zu gründen und zusätzlich einen Himmelsfahrstuhl in die Pampa hinzuklatschen?“

Er schwitzte wie ein Gaul nach einem zehn Kilometer Dauerlauf. So schweiß-abweisend konnte die Funktionskleidung gar nicht sein, um dem gerecht zu werden. Erst goss es, als ob ein Großkampfschiff seine Wassertanks über der Stadt entleert hatte und die Abwassertanks gleich mit hinzu, so wie es stank. Kaum kam Verstersü durch die Wolken, wurde jeder am Boden lebendig gekocht. Die Bakterien, von denen es auf diesem Planeten wesentlich mehr als anderswo im Universum zu geben schien, intonierten Jubelschreie, bevor sie sich auf alles Verwertbare stürzten, um es umzuwandeln, zu verdauen oder was auch immer. Die Gasverbindungen, die dabei entstanden, rochen für seine Nase so merkwürdig, dass er gar nicht so viel essen konnte, wie er sich übergeben wollte. Zum Glück hatte er diesen Part der Anpassung schon hinter sich.

Die Einheimischen grinnten immer schelmisch und verschwörerisch, wenn neue Besucher ankamen und erst einmal durch die Kotzperiode gingen, bevor sie sich an die ungewohnten Ekelgerüche gewöhnt hatten. Selbst Nasenfilter halfen nicht auf Dauer effektiv und nur Kurzbesucher nutzten diese. Wer länger vorhatte, hier zu leben, aus welchem Grund auch immer, durchlebte diese Anpassungsphase. Wobei Vostal sich keinen Anlass vorstellen mochte, um auf diesem Drecksloch von einem Planeten freiwillig zu bleiben.

Derzeit befand sich Melisa im Winter. Spaßig wurde es erst, wenn die Sommerperiode mit ihren Monsunregen einsetzte. Während dieser Zeit wurde sogar gelegentlich der städtische Schutzschild hochgezogen. Die Sonneneinstrahlung mit ihren offiziell jetzt 32 Grad, wie er an seinem Textildisplay am Arm ablas, reichte Vostal auch so und er japste angesichts der hohen Luftfeuchtigkeit. Dass es arschwarm war, hätten ihm die dunklen Schweißflecken verraten, die sich vom Arm bis zum Saumende runterzogen. Hey, er war auf dem verdammten Eisplaneten Trualentis geboren. Taufrische vier Grad und ein kleiner Eissturm galten da als bestes Badewetter.

An kurze Hosen zu denken oder gar mit dem Oberkörper frei herumzulaufen, war auf Melisa nicht empfehlenswert. Nicht nur, dass die Menschen sich hier schockierend prüde anstellten, war nackte Haut keine so tolle Idee. Die energiereichen UV-Strahlen von Verstersü kamen fast ungefiltert auf dem Boden an, da das Magnetfeld von Melisa Urlaub machte. Zumindest große Teile davon. Die Haut eines ungeschützten oder genetisch nicht angepassten Menschen leuchtete schneller glühend rot und konnte, als kostengünstiger Infrarotstrahler benutzt werden, bevor man Sonnenschutzfaktor sagte.

Bei der Navy hatte er zur Zeit seiner Ausbildung mal seinen Kumpel Caruso darüber reden hören. Der hatte sich immer für galaktische Geschichte interessiert, während er persönlich ja lieber Geschichten erzählte. Vorzugsweise hübschen Kadetten. Zumindest denen, die keine über ihn gehört hatten.

Der Urlaub des Magnetfeldes von Melisa hing mit einem Experiment zusammen, welches das hiesige Wissenschaftsinstitut der Taunrak-Republik durchgeführt hatte. Soviel er sich dunkel erinnerte, spielte der Himmelsfahrstuhl und die Orbitalstation Seimas eine Rolle. Energie wurde durch den Fahrstuhl auf die Station gebracht und diese sollte das starke Magnetfeld in einen planetaren Schutzschild aufwerten. Darauf hatte der Planet wohl kein Bock gehabt und das schützende Feld verabschiedete sich.

Vostal blieb in der Menge am Straßenrand stehen und betrachtete die Umgebung, zu der ihn der Mob gespült hatte. Es herrschten Glas- und gebürstete Metallfronten vor, doch diese waren nicht mehr so schimmernd, glänzend oder gar von vollautomatischen Reinigungsdrohnen in Schuss gehalten. Es sah versifft aus. So ähnlich wie die Menschen hier und sie kleideten sich nicht ganz so prude, wie im Zentralviertel, aus dem er kam. Dennoch trug jeder wohlweislich eine Kopfbedeckung.

An der Ecke sah er einen jungen Mann stehen, der unmöglich von Melisa stammte. Seine makellose Haut war fast ebenso blass wie seine eigene und von unzähligen grasgrünen Synthstreifen umschlungen. An diesen hingen zahlreiche Ranken in derselben Farbe herab und ließen ihn aussehen, als ob er einem Ungeheuer gleich aus einem Sumpf stolziert kam. Zusätzlich trug er einen unglaublich ausladenden Hut, der im krassen Kontrast dazu schreiend Pink und über die gesamte Oberfläche mit Glitzerstaub bedeckt war. Verstersü ließ seinen Kopf in einer Lichtaureole erscheinen und trotzdem konnte Vostal erkennen, dass er sich nicht wohlfühlte.

Bei ihm standen drei Typen in lässiger Funktionskleidung, die sie mit allerlei Applikationen aus Synthtal in den unterschiedlichsten Formen versehen hatten und redeten wild gestikulierend auf ihn ein. Sumpfungescheuer hob bei dem zuletzt gesagten die Arme abwehrend hoch. Schien ihm nicht zu gefallen, was die da erzählten. Vostal hob die Schultern. War nicht sein Problem. Er hatte seine Eigenen.

Es war unglaublich, dass die Banken für eine simple Transaktion seine persönliche Vorsprache erbat. Wobei bitten, die Untertreibung des Jahrhunderts war. Entweder er tanzte an und kroch den Bankärschen so tief rein, dass es schon wieder auf der anderen Seite hell wurde, oder er bekam seine Pension nicht ausgezahlt.

Er seufzte schwer. Was tat man nicht alles im Leben, damit sich ein durstiger Mann ein Kühles gönnen konnte? Und genau das beabsichtigte er jetzt zu tun.

Instinktiv hatten ihn seine Schritte an den richtigen Ort gebracht.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite leuchtete ihm die Reklame des KLAMAS entgegen. Wobei Leuchten und Reklame glatt übertrieben waren. In dieser verfluchten Stadt verstand sich alles auf Untertreibung.

Ein simpler grauer Schriftzug und eine gelbe Umrandung, die sanft schien und so den Schmutz der dahinter liegenden Stahlfassade illuminierte, war das einzig Extravagante. Schon fast zu gewagt für die hiesigen Spießer. Ihm war es egal. Im Inneren lag Iridiumstaub, womit er allerdings nicht die einfallslose Einrichtung aus Polyplast und Synthmet, die im langweiligen Beige daherkam, meinte.

„Hey, Vostal. Komm rein und setz dich!“, wurde er lächelnd begrüßt. Caloja ging zufällig mit einem Tablett voller Getränke auf ihn zu, als er durch die sich leise öffnende automatische Tür kam. Zufrieden grunzte er. Genau so und nicht anders mochte er es. Beim Hineinkommen ein Duftbouquet von Gewürzen, Rauch und kühlen Getränken, das wie ein einziges Versprechen nach Entspannung und einer verdammt guten Zeit roch. Dazu einen schelmischen Blick aus ihren ockerbraunen Augen, während sie ihm einen Kuss auf die Wange hauchte.

„Bin gleich bei dir, Süßer. Du kennst ja den Weg.“

Oh Mann, wie konnte eine Frau nur so ein Verlangen in ein paar simple Worte legen? Er glaubte zu sehen, dass sie auf dem Weg zu einem Tisch, an dem drei Gäste sich angeregt unterhielten, absichtlich nur für ihn ihren prachtvollen Arsch hin und her wiegte. Schnell riss er sich von dem wundervollen Anblick los und marschierte zu seinem Stammplatz. In die hinterste Ecke der wellenförmig geschwungenen Theke aus rotem, fein marmorierten Holz. Unbewusst ließ er seine Fingerspitzen darüber gleiten. Es war so herrlich kühl und stemmte sich gegen die Wärme, die hier herrschte.

„Mensch Dschirmal. Ist die Klima immer noch hin?“, begrüßte er auf dem Weg den Besitzer des KLAMAS, der hinter der Theke stand und etwas zubereitete. Sein dunkelblaues Hemd spannte ordentlich unter den Muskelbergen.

„Du weißt doch genau, dass das hier Normaltemperatur ist, Frosty. Hör auf, deswegen zu stören. Caloja bringt dir gleich ein Kühles, wenn du ...“

„Brauchst nicht weiterreden. Ich habe mich persönlich erniedrigt, um dir deine Keks zu bringen.“ Er hantierte an seinem Textildisplay und wischte die Summe in Richtung Dschirmal, der kurz auf das Seinige sah und knapp nickte.

„Gleich wieder Pleite, dass das Spiel von vorn beginnt?“, knurrte der Barbesitzer, immer noch ihm den Rücken zukehrend.

„Nicht doch. Ich halte mich zurück. Das ist nicht so prall fürs Geschäft, da du dann ein paar Kühle weniger verkaufst. Aber hey. Kein Kredit mehr“, sagte Vostal gespielt theatralisch.

Er hatte es sich inzwischen auf dem abgewetzten Barhocker bequem gemacht und seine Fliegermütze auf den polierten Tresen platziert. Am liebsten hätte er zusätzlich sein Gesicht darauf gelegt, um sich abzukühlen. So aber sah er sich in die eigenen graugrünen, etwas auseinanderstehenden Augen. Blonde, buschige Augenbrauen zierten diese, wobei die Linke einen diagonalen Schnitt

besaß und ihn damit ständig an seine erste Prügelei an der Navy-Akademie erinnerte. Schon des Öfteren hatte er sein markantes Kinn hingehalten und etwas auf die flache Nase mit den schmalen Nasenflügeln bekommen. Zu seinem Glück fielen Hämatome auf seiner hellen Haut, die teilweise bläulich violett schimmerte, hervorragend auf. Vielleicht hatte er deswegen seine naturblonden Haare, in einem kräftigen Violett gefärbt. Er fand zumindest, dass sie ihm stand. Würden ihn seine ehemaligen Kameraden so sehen, konnten sie ihn kaum wiedererkennen. Schließlich hatte er diese seit einem Jahr nicht schneiden lassen. So kamen jetzt die ursprünglichen Wellen wieder hervor und ließen ihn auf dem Kopf recht wild aussehen.

„Warum ist das so still hier, Dschirmal?“, fragte Vostal den Kneipenwirt gut gelaunt. Dieser sah noch immer nicht aus, als ob er mit ihm eine vernünftige Unterhaltung führen wollen würde.

„Du musst dringend an deinem Unterhaltungsprogramm arbeiten. Hat dir das schon einmal jemand gesagt? Nur mit Knurren oder der zur Schaustellung von Muskeln ist es heutzutage nicht getan. Wobei ich sagen muss, die Muckis sind absolut beeindruckend und schmeicheln deinem Hemd. Das Knurren ist aber ausbaufähig. Du musst da mehr so ein dunkles Grollen einmischen. Als ob es einen Bergsturz gibt.“

„Du laberst wie immer zu viel“, kam es zurück. Mit einem Augenrollen aktivierte der Wirt über sein Textildisplay die im Raum verborgenen Lautsprecher. Das mochte Vostal. Die geniale Musik, die hier nicht leise im Hintergrund lief, sondern sich mit einem wummernden Sound direkt in die Gehörgänge grub. Er erkannte die Stimme des Leadsängers einer derzeit extrem angesagten Epic-Metal Gruppe. Diese erreichte Höhen, dass er sich fragte, ob der seine Gesangsstimme entdeckt hatte, als er mit nackten Füßen auf einen spitzen Gegenstand getreten war.

Bevor er eine Schippe obendrauf legte, er liebte es Dschirmal zu provozieren, kam Caloja mit ihrem sagenhaften Hüftschwung ihm entgegen. Die schwarz-rote Tunika, die ihren Körper umfloss, verstärkte diesen Eindruck nur.

Sie hatte die anderen Gäste abkassiert, da diese wild diskutierend das KLA-MAS verließen. Auf dem Weg zu ihm stellte der Wirt einen großen Becher auf den Tresen, der dampfte und milchig beschlagen war. Mit einer geschickten Bewegung angelte sich die junge Frau das Getränk und legte es vor ihm ab. Nicht ohne ihn mit ihren üppigen Rundungen an der Schulter zu berühren.

„Dein Kühles, Süßer“, raunte sie und küsste ihn sanft auf die Schläfe. „Beil dich, sonst ist es ein Lauwarmes.“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Mit einem wohligen Seufzer umschlossen seine Hände die eiskalte Hülle. Vostal musste sich zusammenreißen, nicht sofort alles hinunterzustürzen. Zu spüren, wie die Kälte in ihm herabließ und von innen kühlte. Allein der Gedanke daran ließ ihn schauern.

Einen kleinen Schluck gönnte er sich.

Sanft benetzte die Flüssigkeit seine Lippen und sorgte dafür, dass sich die dünne Haut schlagartig, schon fast schmerzhaft zusammenzog. Er schätzte, dass der Limser genau die Temperatur vom Gefrierpunkt von Wasser hatte.

Die Spezialität von seiner Heimatwelt, die nur das KLAMAS führte, nun ja, erst seitdem er hier Gast war und sich einen geordert hatte, enthielt reichlich das Fruchtfleisch der limsischen Früchte. Diese waren nur innerhalb der frostigen Böden von Trualentis zu finden.

Sobald die Temperatur über null Grad Celsius stieg, schmolz das Mark und wurde sämig. Daher ließ man, um den Limser zuzubereiten, kurz das Fruchtmark antauen, um es dann mit Wodka und Limettensaft zu versehen und anschließend wieder herunterzukühlen. Fertig war sein Lieblingsgetränk.

Die feine Säure prickelte auf der Zunge und dem Gaumen. Die Kälte sorgte zudem dafür, dass sich die Geschmacksknospen zusammenzogen. Der limsische prickelnde Schmerz, den fast nur die Bewohner von Trualentis auszuhalten vermochten. Hier, auf dieser äußerst heißen Welt Melisa, ein Genuss ohne gleichen.

Stimmengemurmel und ein warmer Lufthauch, der nach den verfaulten Straßen von Paradox-City roch, ließ ihn aus seinen Gedankenspielen über die wunderbare Kühle des Limzers hervor schrecken. Caloja hatte sich in der Zwischenzeit hinter den Tresen begeben und sprach leise mit Dschirmal. Sie war es gewohnt, dass er schon einmal den Bezug zur Realität verlor, sobald sich seine Hände um den dampfenden Becher schlossen.

Vostal wollte sich beschweren, dass man doch mal leiser reden könnte, um einen Mann in friedlicher Eintracht mit seinem Kühlen zu belassen. Er hatte seinen Mund schon aufgemacht und verharrte in dieser Position, als er sah, wer ins KLAMAS hereinkam. Ein bärbeißiger Typ, der scheinbar nur aus einer zotteligen Mähne bestand. Ein brauner, mit zahllosen weißen Haaren versetzter und absolut ungepflegter Vollbart im feisten Gesicht, setzte sich nahtlos bis nach unten fort. Geringelte Locken quollen aus dem auf der Brust geöffneten Magnetsaum seiner kakifarbenen Uniform hervor, die zahlreiche vollgestopfte Taschen und fast noch mehr Flecken aufwies. Ob von Maschinenflüssigkeiten oder abgeschmierten Essensresten, ließ sich von seiner Warte aus nicht erkennen. Er legte keinen Wert darauf, das herauszufinden.

Dafür hafteten seine Augen auf den Engel mit den kobaltblauen Haaren, die hinter dem Typen hervortrat, und nicht einmal die Hälfte seiner Körperbreite aufwies. Gekleidet in die gleiche Art von Uniform, jedoch hochgeschlossen, was ihre Rundungen nur mehr betonte. Das Kopfhaar war zu einem langen Zopf geflochten, der ihr über die rechte Schulter fiel und ihre schmalen, vereist wirkenden Gesichtszüge einrahmte. Auf ihn wirkte sie wie eine Puppe, mit vollen Lippen, die wie ein Blutfleck

aus dem Gesicht hervorstachen. Dazu passte ein Hauch von einer Nase, die aussah, als wäre sie nur dafür da, um eine Linie zu den Augen zu bilden, an denen sich der Blick unweigerlich verding. Nur um sich dann in zwei kristallklaren, nachtblauen Iriden zu verlieren, die ihre Umgebung genau betrachteten und momentan direkt auf ihn ruhten.

Der puppenhafte Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln und in einer der anmutigsten Bewegungen, die Vostal bisher in seinem Leben gesehen hatte, hob sie ihren Arm hoch und öffnete die Lippen. Sein Verstand rutschte automatisch zwei Sektionen tiefer und stellte sich vor, was sie imstande war alles mit diesen zu bewerkstelligen. Ihre feingliedrige Hand schloss sich und ihr wie ein Mahnmal hervorstechender Zeigefinger, dessen Spitze farblich auf die Haare abgestimmt war, fuhr sich den Mundwinkel entlang, was bei ihm in den tieferen Regionen nur für mehr Verzückung sorgte. Dann schob sie die Hand unter ihr Kinn, drückte dieses hoch, sodass sich der Mund schloss und zwinkerte ihm zu, während sie sich Dschirmal zuwandte. Ihre breitrempige Kopfbedeckung legte sie neben die von dem Bärbeißer auf den Tresen.

Vostal blickte erst irritiert, dann erhob sich sein Verstand wieder nach oben in seine angestammten Gefilde und es machte klick. Rasch schloss er seinen sperrangelweit geöffneten Mund.

Heilige Scheiße, er sah für diese Frau aus, wie ein sabbernder Idiot. Erst da entdeckte er, dass ihm Speichel aus dem Mundwinkel lief und er bemerkte, wie Hitze in seine Wangen schoss. Schnell hob er den Limser an seine Lippen und trank einen großen Schluck. Unmittelbar nahm dieser die in ihm herrschende Wärme auf, als die Flüssigkeit seinen Rachen hinunterlief und er fühlte sich flugs besser.

Er wusste nicht, was mit ihm los war. Sonst immer der coole Typ, der es mit jedem aufnahm, wurde er beim Anblick dieser Frau zum sabbernden Idioten und das gefiel ihm, wie er sich selbst eingestand. Das hatte bis jetzt keiner geschafft und er war neugierig auf sie. Er wollte sie kennenlernen, doch zunächst trank er erneut einen Schluck, während er mit den Augen die eleganten Linien der Rundungen ihrer Kehrseite nachzeichnete.

Der Bärbeißer verschwand mit Dschirmal durch eine Tür hinter dem Tresen und ließ den Engel mit den kobaltblauen Haaren so für ihn zurück. Vostal konnte sein Glück gar nicht fassen.

Wahrscheinlich hatten die beiden Männer geschäftlich im Hinterzimmer etwas zu besprechen. Es tauchten hier öfter mal Leute vom Bergungsgeschäft auf, die sich Tipps vom Wirt erhofften. Die Barleute waren in der Stadt gut vernetzt und handelten gerne mit den Informationen, die sie erhielten. Das lockte frische Klientel in die Bars und das sorgte wiederum für neue Informationen, die man verkaufen konnte. Ein nettes Nebeneinkommen.

Zunächst einen letzten Schluck, dann war sein Kühles leider schon wieder geleert. Hach, diese genussvollen Momente waren immer zu kurz. Aber er hatte ja jetzt einen Augenschmaus vor sich. Er musste aufpassen, seinen Speichel bei sich zu behalten. Also Rücken aufrichten, Schultern nach außen und ein lässiges Lächeln ins Gesicht zaubern. Das hat bisher nahezu überall geklappt.

Er stand auf, um sich neben die unbekannte Schönheit zu setzen. Plante, mit einer eleganten Bewegung zwei Getränke für sie und sich selbst bei Caloja zu bestellen, um dann ein ungezwungenes Gespräch anzufangen.

Ein Plan, der sogleich von der Realität auf den Boden der Tatsachen gezwungen wurde.

Die Eingangstür vom KLAMAS öffnete sich wieder und es kamen lautstark neue Gäste herein. Dazu ein Geruch, der noch einmal deutlich zu dem anzog, was sonst die Straßen so hergaben. Sogar Caloja verzog missbilligend die Nase und sie war hier einiges gewohnt. Es gab immer wieder Menschen, die den Herstellerangaben nach der Dauer der Wirkung von Deos blindlings vertrauten.

‘Oh nein’, stöhnte Vostal innerlich. Das Sumpfungeheuer hatte ausgedient und die drei Typen von vorhin schienen nicht das bekommen zu haben, was sie wollten. Für zufrieden und mit sich selbst im Reinen gaben sie zumindest kein Lehrbuchbeispiel ab. Eher das Gegenteil war hier der Fall. So aus der Nähe betrachtete man Gesichter, die zur Faust geballt waren. Vostal titulierte die Visagen für sich nach Fleischfresse, Schönlingsfresse und Dummfresse. Jupp, so passte es, stellte er selbstzufrieden fest.

Der Schönling hatte seine Kopfbedeckung abgenommen und eine wahre Pracht aus blonden Locken quoll hervor, die damit einen starken Kontrast zu seiner doch recht dunklen Hautfarbe darstellten. Er stand in der Mitte und schien der Anführer der drei zu sein. Während er sich puderte, erledigten die anderen beiden die Drecksarbeit. Zumindest sahen die Gesichter so aus, dass es da in der Vergangenheit mal heftiger zugegangen war.

Schönlingsfresse orderte bei Caloja etwas, das diese reserviert lächelnd entgegennahm und machte sich an die Arbeit. Während sie hinter dem Tresen handelte, gruppierten sich die Männer um den Engel herum, die sie einfach ignorierte.

„Hey, Kleine. Du kannst doch bestimmt die nette Gesellschaft von drei Herren vertragen?“

Zu Vostals Überraschung klang die Stimme des Schönlings überaus kultiviert. Er war gespannt, wie die junge Frau reagieren würde. Doch sie pflegte die, um sie Herumstehenden, zu ignorieren und nippte weiter an ihrem Getränk, das sie zwischenzeitlich von Caloja erhalten hatte. Ein cremefarbener Likör, durch den goldene Schlieren schwebten.

„Oh, eine Schüchterne. Die sind uns fast am liebsten. Denen kann man einiges beibringen, oder, Jungs?“

Diese lachten in Vostals Ohren dreckig und viel zu süffisant für seinen Geschmack. Allein die Vorstellung, sein Engel könnte mit diesen schmierigen Typen intim werden, trieb bei ihm den Blutdruck hoch. Als dann der Schönling seine feiste Hand auf ihren Rücken legte, setzte es bei ihm buchstäblich aus. Der Instinkt übernahm die Regierungsgeschäfte, befahl dem Körper aufzustehen und seinem Mund zu sagen: „Hey Süßer. Meinst du nicht, du könntest deinen Hintern mal einem richtigen Mann hinhalten? Das ist ja schon fast peinlich, wie du dich abmühst.“

Wie auf Kommando drehten sich alle drei Köpfe in seine Richtung. Bei Fleischfresse zogen sich die Brauen zusammen und die tief liegenden Augen fingen an zu funkeln. Er ballte die Fäuste. Diese schienen sich zu freuen, dass die Arbeit rief.

Das gleiche Spiel lief synchron bei Dummfresse ab. Nur von einem dümmlichen Gesichtsausdruck begleitet, der schon fast ins Komische abdriftete und seinem ihm zugedachten Namen alle Ehre bereitere.

Lediglich Schönlingsfresse hatte die blonden Augenbrauen und Mundwinkel amüsiert hochgezogen, als er ihn taxierte. Die Stimmung, die sich zwischen Vostal und den Männern aufgebaut hatte, war mit einem Messer in Blöcke schneidbar. Dicke Testosteron angereicherte Luft im handlichen Würfel. Direkt mit einem Spender versehen, für den täglichen Gebrauch. Eine Marktlücke.

„Der Vorschlag hat etwas für sich“, erwiderte der Schönling und sah sich dann gespielt suchend um, „nur finde ich hier keinen echten Mann. Oder seht ihr einen, Jungs?“

„Nein!“, bestätigte Dummfresse platt.

„Nichts zu sehen!“, haute dann Fleischfresse in die gleiche Kerbe. Schon fast entschuldigend hob Schönlingsfresse die Schultern.

„Geh zu Mami an die Zitze und überlass uns hier das Spielfeld. Du hattest für heute genug Spaß, Kleiner.“

Schon legte er seine Hand wieder auf den Rücken von der jungen Frau, die ihn weiterhin gepflegt ignorierte. Es war für Vostal nicht erkennbar, ob sie es mochte oder nur abgekocht war.

Es war jetzt eindeutig die Zeit, den Schwanz einzuziehen. Er hatte seinen Standpunkt klar formuliert und Fleischfresse behielt ihn im Auge, während sein Boss auf den Engel einsprach.

Doch er war nie bekannt dafür gewesen, das Vernünftige zu tun. Nicht umsonst erhielt man mit 38 Jahren schon eine Pension der Taunrak-Navy. Ehrenhafter Dienst schied da naturgemäß aus.

„Zu schade, aber ich glaube, dein Hintern wäre schlicht nicht gut genug für mich. Zu viel Verkehr. Auf alten Trägern soll man zwar gut fliegen lernen, aber dieser hier ist mir dann doch zu runzelig.“

Der Schönling gab Fleischfresse einen Wink und ein breites Grinsen stahl sich auf dessen Gesicht. Mit einem satten Klatschen ramnten seine Fäuste aufeinander, nur um sie danach auszuschütteln.

„Jetzt sag nicht, du willst eine Trainingsrunde um den Block machen, bis du so weit bist“, rief Vostal dem Schläger entgegen, der sich langsam auf ihn zubewegte.

„Du redest eindeutig zu viel. Hat dir das schon einmal jemand gesagt?“, grummelte sein Gegner und hob jetzt die Fäuste wie ein Boxer vor sein Gesicht. Wobei, so wie dieses sich verschönert darstellte, war der Gedanke nach seinem Beruf gar nicht so abwegig.

„Höre ich andauernd!“

Ein schneller Blick zu Caloja bestätigte ihn in seiner Annahme, dass er ohne weitere Hilfe auskommen musste. Sie zuckte nur mit den Schultern und teilte ihm damit mit, dass er seine große Klappe selbst zu verteidigen hatte. Fein, er war bereit für Runde eins.

„Dann mach dich schon einmal darauf gefasst, zukünftig Gespräche ohne die hübschen Zähne zu führen!“

Mitten im Satz hatte sein Gegner ein paar Schritte auf ihn zugemacht und ließ die rechte Faust blitzschnell nach vorn schnellen. Doch damit hatte Vostal gerechnet und wich mit einer tänzelnden Bewegung zur Seite aus. Fleischfresse grunzte und setzte mit dem anderen Arm nach. Er war geschwinder, als er aussah. Zum Glück befand sich rings herum genug Platz, da sie auf der Tanzfläche des KLAMAS standen. Und was für ein Tänzchen hier aufgeführt wurde.

Nur mit Mühe gelang es Vostal diesmal dem Schlag auszuweichen, der gar nicht seinen Kopf, sondern seinen rechten Oberarm anvisiert hatte. Gezielte Treffer auf die Muskeln, um diese schnell zu ermüden und so Schwachstellen bei den kritischen Stellen zu eröffnen. Das Spiel kannte er zur Genüge und konnte es mitspielen. Daher wirbelte er mit einer halben Drehung weiter, als zum Ausweichen unbedingt notwendig und erzielte einen heftigen Schlag auf die seitliche Bauchmuskulatur seines Angreifers. Dieser grunzte auf und setzte seinen Angriffsversuch unbeeindruckt fort. Himmel, unter diesem Wabbelberg verbargen sich ja Muskeln. Er musste ernsthaft zusehen, nicht getroffen zu werden.

Erneut gelang es ihm, einem Schlag auszuweichen. Doch den geschickt geführten Schwinger auf sein Kinn, musste er mit seinem Unterarm abwehren, was dafür sorgte, dass erste Schmerzwellen durch seinen Körper jagten.

„Hör auf, mit dem Bengel zu spielen. Die Süße hier hat noch etwas vor mit uns“, hörte Vostal den Schönling rufen. Er hatte jetzt von seiner aktuellen Position einen guten Blick auf das Profil von ihrem Gesicht, das unglaublich gelangweilt aussah.

Dieser kurze Augenblick an Unaufmerksamkeit reichte Fleischfresse, um seine rechte Faust auf seinem Brustkorb zu drapieren. Die Luft wich aus Vostals Lungen und er taumelte zwei Schritte nach hinten.

‘Das schöne Geschlecht wird einmal dein Untergang sein’, dachte er verärgert zu sich selbst. Seine Lunge füllte sich pfeifend mit Luft und er hustete. Das sollte er definitiv nicht erneut probieren.

„Konzentration!“, murmelte er mantraartig und riss die Arme hoch. Es wurde Zeit, seine Skills aus Navy-Tagen auszupacken.

Unter dem nächsten Schwinger duckte er sich hinweg und rammte dafür seine Faust in die Magengegend von Fleischfresse. Wieder war nur ein Grunzen zu vernehmen. Doch davon ließ sich Vostal nicht mehr aufhalten. Schlag auf Schlag landete er bei seinem Widersacher, der jetzt seinerseits in die Defensive geriet, die Arme hochnahm, um die Treffer abzuwehren.

Mit einer Finte lockte er seinen Gegner. Bewusst senkte er die Deckung vom rechten Arm und simulierte so merkliche Volltreffer, die seine Muskeln ermüdeten. Fleischfresse witterte seine Chance, wagte einen Ausfall und wurde mit einem äußerst schmerzhaften Schlag auf die Nase belohnt, der ihn aufjaulen ließ. Es krachte und sie gab unter Vostals Faust nach. Blut spritzte daraus hervor und dekorierte das Gesicht und seine Kleidung neu. Nicht, dass dies bei den Dutzenden vorhandenen Flecken auffallen würde. Er wollte nachsetzen, da wurden seine Arme von hinten gepackt und von einer Schraubzwinde festgehalten. Dummfresse mischte sich ein.

Vostal schalt sich einen Idioten. Sein alter Colonel würde laut lachen, da er seine zwei weiteren Gegner, die sich bis jetzt passiv verhalten haben, aus den Augen verloren hatte. Er war doch etwas aus der Übung. Fleischfresse rotzte Blut auf den Boden und grinste feist, was ihm ein diabolisches Grinsen verlieh. Wobei Vostal fand, dass ihn die dunkelroten Fäden, die aus seiner Nase über die wulstigen Lippen liefen, durchaus verschönerten.

Ihm blieb keine Zeit mehr darüber nachzudenken. Sein Gegner holte weit aus und es war klar, dass er nicht einen high five im Sinn hatte. Die Arme, die ihn festhielten, waren unerbittlich, so sehr er an ihnen rüttelte.

Der schwere Schlag in seine Magengrube ließ eine gigantische Schmerzwelle durch seine Nervenbahnen rasen, sorgte jedoch dafür, dass er mit einem Ruck wie ein Klappmesser nach vorn kippte und so aus dem Klammergriff von Dummfresse gelangte. Was ihm aber für den Moment nicht weiterhalf, da er keuchend und vor

Schmerzen winselnd auf dem Boden lag und sich zusätzlich einen Fußtritt auf die Schulter einfiel.

Den nächsten Tritt sah Vostal aus den Augenwinkeln kommen. Er bekam das ankommende Bein von Dummfresse, trotz seiner schwitzigen Hände, zu fassen und nutzte diesen als Hebel, um herumzuwirbeln und Fleischfresse mit einem gekonnten Kick in die Ferse von den Füßen zu holen. Es klatschte wieder, nur keinen Beifall. Dafür machte der Hinterkopf des von den Beinen gehaltenen, Bekanntschaft mit der Materialfestigkeit des Bodens. Das braun-weiß marmorierte Plastmetall gewann das ungewollte Duell und sein Gegner stöhnte seinen Schmerz hinaus.

Vostal hatte keine Zeit dieser Musik oder der im Hintergrund dröhnenden zu lauschen, sondern umklammerte weiterhin das Bein von Dummfresse, der verzweifelt strampelnd versuchte sich zu befreien und das Gleichgewicht zu bewahren. Den Gefallen tat er ihm nicht. Stattdessen zog er sich an der schmierigen Hose hoch und rampte ihm die andere zur Faust geballte Hand in die Kronjuwelen. Es gab ein schmatzendes Geräusch und jegliche Spannung fiel aus dem Körper, an dem er sich noch immer festhielt. Gemeinsam rauschten sie zu Boden und lagen jetzt zu dritt da.

Scheiße, schmerzte ihm der Bauch, als ob dieser eine einzige Wundfläche wäre, an dem ein riesengroßes Pflaster von der sadistischen Krankenschwester abgezogen wurde. Da merkte man erst einmal, wo überhaupt Muskeln überall saßen. Vor allem, wenn diese dem Rest des Körpers dabei helfen sollten, wieder auf die Beine zu kommen. Erneut machte er nicht den gleichen Fehler, seine Gegner zu unterschätzen und hatte den Schönling am Rand mit im Auge behalten. Mit sichtlichem Widerwillen hatte dieser vom Engel Abstand genommen, da seine Kumpels, die sonst die Drecksarbeit für ihn übernahmen, wimmernd am Boden lagen.

„Täusche ich mich, oder bilden die beiden gerade die Backgroundlady's für den schmissigen Song? Möchtest du in gleicher Tonlage mitsingen?“

Verdammt, er sollte mal lernen, die Schnauze zu halten. Schönlingsfresse schien der Humor abhandengekommen zu sein. Zumindest, wenn man die doch arg gequetschte Falte zwischen den zornig funkelnden grünen Augen so betrachtete. Die Mundwinkel leisteten inzwischen mindestens den Knien Gesellschaft.

Dass er den Bogen überspannt hatte, merkte er spätestens, als der Typ den Magnetsaum seiner schwarzen Jacke weiter öffnete. Neben einem strahlend weißen Shirt, konnte er das Antlitz eines Waffenkolbens in seinem Holster betrachten. Silber glitzernd wie die Unschuld an sich und dank des kleinen Magazins an Energiepatronen nicht oft einsetzbar, aber auch so mit nur einem Schuss absolut tödlich. Der Partikelstrahl würde ein formidables Loch in seinen Schädel brennen, sodass man dadurch in aller Ruhe die Landschaft auf der anderen Seite betrachten konnte. Nichts, worauf er unbedingt erpicht war. Er mochte seinen Kopf mit den auffällig violettfarbenen Haaren, in einem Stück.

„Oh, eine Besetta B4?“, fragte Vostal geradeaus und brachte den Schönling damit zum Innehalten. Zumindest stockte die fließende Bewegung, mit der er die Waffe auf ihn richtete und betrachtete sie stattdessen seitlich.

„Das ist richtig. Ich will gar nicht wissen, woher du dieses seltene Modell kennst. Aber umso besser. Dann wirst du dir ja bewusst sein, welche Schönheit dich jetzt zu deinen Vorfahren schickt.“

„Jupp. Schönheiten waren schon immer mein Untergang“, erwiderte Vostal lapidar und erlaubte sich einen Blick auf die kobaltblauen Haare des Engels, die ihn nach wie vor faszinierten. Schönlingsfresse bemerkte, wohin seine Augen wanderten und lächelte spöttisch, während seine beiden Kumpanen aufstanden und sich neben ihn stellten. Wie er mit einer gewissen Genugtuung feststellte, stand Dummfresse leicht in der Mitte eingeknickt und auch Fleischfresse wirkte nicht so, als ob er geradeaus laufen würde.

Den Moment der Verzögerung hatte Vostal genutzt und seine Hand vorsichtig zu dem textilen Display auf seinem linken Unterarm geschoben. Sein Verstand beschäftigte sich verzweifelt mit einer Ausweich- oder Fluchtmöglichkeit. Während das Sprachzentrum wie immer dringenden Bedarf an einem weiteren synaptischen Feuerwerk anmeldete, um zumindest mit einem lässigen Vostal-Spruch abzutreten, hatten die archaischen Instinkte die Oberhand gewonnen und eine aberwitzige Idee ersonnen. Die Finger starteten wie von selbst eine Subroutine, die er mal aus Langeweile und Spielerei entworfen hatte. Nach Fertigstellung gab der Verstand dem Sprachzentrum wieder die Wege frei.

„Versuch es doch mal damit!“, forderte er todesmutig den Schönling auf und legte so viel Selbstsicherheit wie möglich in seine Stimme. Um Vostal herum baute sich ein flirrendes Feld auf, das sich nach kurzer Zeit stabilisierte und ihn sphärenförmig eng umschloss.

„Was soll das sein?“, erwiderte der Halter der Besetta B4, die er jetzt ungehört auf ihn richtete, den Lauf auf seine Stirn zielend.

„Wonach sieht es denn aus? Ein mobiles Deflektorfeld. Es hat mich einige Nerven gekostet, es als Gratifikation zu meiner doch etwas vorzeitigen Pensionierung aus der Flotte zu erhalten. Daran wird der Partikelstrahl zerfasern und die wenigen Schüsse schaffen es nicht, das Feld zu knacken. Glaub mir. Im Einsatz oft genug ausgetestet, was ein solches Schutzfeld aushält. Da musst du schon mit mehr kommen.“ Da fing dieser Drecksack doch wiehernd an zu lachen. Ein Pferd wäre blass vor Neid geworden und seine beiden Kumpels setzten glatt mit ein. Fleischfresse zeigte auf einen Punkt an der Hüfte von Vostal und lachte noch lauter.

Irritiert sah er an den Ort, auf den der feingliedrige Finger deutete.

„Oh Scheiße“, entfuhr es ihm, als er sah, dass das Feld mit einer Tischkante sich überlappte. Bei einem echten Deflektorfeld wären jetzt stinkende Rauchwolken

aufgestiegen, die davon gekündet hätten, dass das Schutzfeld die molekulare Struktur des Tisches auflöste. Doch hier schmiegte sich dieses darum herum. Er war buchstäblich einen Schritt zu weit gegangen. Kalte Schauer der Furcht liefen seinen Rücken herunter und schnürten ihm die Luft ab.

„Nettes Hologramm, Fliegerass. Ist doch eine Fliegerhose, die du da trägst? Auch die Mütze auf dem Tresen sieht so aus. Wirklich guter Versuch, aber ich schätze, du bist an dir selbst gescheitert.“

Schönlingsfresse hob die Waffe, nachdem er sie hatte sinken lassen. Zuvor war er davon ausgegangen, es mit einem echten Deflektorfeld zu tun zu haben. Da war es nicht klug Partikelstrahlen abzufeuern, sofern man nicht durch vom Schutzschirm zerstreute hochenergetische Partikel getroffen werden wollte. Zumindest dann, wenn man keinen eigenen Deflektor besaß.

„Immerhin sehe ich selbst mit einem Loch im Kopf besser aus, als ihr drei Jammergestalten zusammen.“

Vostal dankte seinem Schöpfer, dass er ihn wenigstens mit einem coolen Spruch auf den Lippen hat abtreten lassen und machte Frieden mit sich selbst. Sein Leben war kurz, aber ausgesprochen ereignisreich. Wobei das jemand schon bedauern konnte. Seine Eltern zum Beispiel. Da hatten sie ihn sechzehn Jahre lang vom kleinen Hosenscheißer aus groß gezogen. Tonnen von Essen in ihn reingestopft, ungezählte Nächte mit Sorgen verbracht und Tausende von Keks in ihn investiert, nur damit er vorzeitig die Eisheiligen traf. Eine sinnlose Investition und da er ihr einziges Kind war, gab es keinen zweiten oder dritten Versuch.

Der Moment zog sich hin und Schönlingsfresse war dabei, den Finger zu krümmen, als eine recht hohe, samtige Stimme den Raum ausfüllte und mühelos die im Hintergrund dudelnde Musik übertönte. Sie kam vom Tresen. Sein Engel sprach und eilte zu seiner Rettung. Oder was man so als Rettung definierte.

„Aber, aber Jungs. Ihr wollt doch keine Sauerei vor einer Dame hier veranstalten. Dieser Jammerlappen von Mann ist es nicht wert, sich die Hände schmutzig zu machen.“

Wie aufs Kommando drehten sich alle zu der blauhaarigen Frau um, die sich jetzt ihnen zuwandte. Hatte er da gerade richtig gehört? Jammerlappen von Mann? Aus ihrem Mund? Wofür hatte er sich denn bitte mit den zwei Schlägern gekloppt, um sie vor ihr fernzuhalten?

Vostal stöhnte innerlich auf. Das Leben fickte ihn mal wieder, doch es meinte, da geht noch ein wenig mehr. Gedankenverloren verfolgte er ihre weiteren Handlungen und desaktivierte das nutzlose Hologramm um ihn herum, das ein Schutzfeld vorgetäuscht hatte.

Mit wenigen Worten hatte sie die Aufmerksamkeit sämtlicher männlicher Anwesender auf sich gelenkt. Sie sprang in einer eleganten Bewegung von dem

Barhocker, auf dem sie bis soeben so stoisch gesessen und alles um sich herum ignoriert hatte. Spöttisch sah sie zu Vostal rüber, nur um dann die drei Anderen anzusehen, als wären sie die Offenbarung für das weibliche Geschlecht und sie hatte es bisher nur versäumt, ihnen die gebührende Anerkennung zu geben. Die blutroten Lippen bildeten einen Schmolmund, während sie mit ihren nachtblauen Augen die Drei anstrahlte.

„Kommt. Zeigen wir dem Jüngelchen doch einmal, was nur richtigen Männern zusteht.“

Schon als sie sprach, öffnete ihre linke Hand die oberen Verschlüsse ihres kakifarbenen Oberteils, derweil die andere sich lasziv an den Hals des Schönlings schmiegte und mit seinen blonden Locken spielte. Mit einer gekonnten Bewegung drückte sie ihr Kreuz durch, sodass sich der Magnetsaum aufdrückte und zur Seite glitt. Milchfarbene, samtige Haut wurde bis zum Bauchnabel sichtbar und ihre wohlgeformten Brüste sorgten selbst für den nötigen Freiraum. Strahlten den Männern regelrecht blendend entgegen und verknoteten ihnen die Gehirnmasse.

Da ihre Oberweite den Öffnungsprozess eigenständig vornahm, war die linke Hand wieder frei und diese setzte die junge Frau ungeniert an die Hose von Schönlingsfresse.

Vostal sog heftig die Luft und biss sich auf die Lippe. Ein Schmerz, der nicht genügte, um das Gefühl der Enttäuschung nur annähernd zu dämpfen, das ihn wie ein Tsunami durchwogte.

„Na, das fühlt sich doch nach einem richtigen Mann an. Wollen wir nicht mal schauen, ob das echt ist, was du mir da versprichst?“, schnurrte sie regelrecht und riss erschrocken die Augen auf.

Mit einer geschickten Bewegung öffnete sie den Hosenschlitz und holte sein bestes Stück an die frische Luft. Aus Vostals Blickwinkel sah das bei Weitem nicht so beeindruckend aus, wie die Worte des Engels zuvor glaubhaft machten. Er musste aufpassen, dass er sich nicht gleich übergab. Die drei Männer schienen das naturgemäß anders zu sehen. Dumm- und Fleischfresse grinsten schmierig. Denen fielen fast die Augen raus bei dem, was ihnen geboten wurde und Schönlingsfresse gurrte, wie eine kaladoshanische Landtaube, was er ihm nicht verdenken konnte, so wie die Hand vom Engel sich eindeutig hin und her bewegte.

‘Sie wird doch nicht?’, dachte Vostal entsetzt, als sie sich auf die Knie begab und die vollen Lippen mit ihrer Zunge befeuchtete. Nur am Rand bekam er mit, dass ihre andere Hand, die nicht das beste Stück vom Schönling hielt, an eine ihrer Taschen nestelte und etwas Kleines, chromfarbig schimmerndes, hervor beförderte.

Im nächsten Moment stand sie auf, schüttelte kurz den Kopf, sodass der kobaltblaue Zopf von ihrer Schulter auf den Rücken rutschte. Beim Aufstehen schloss sie den Magnetsaum, sodass ihre prächtigen Brüste sich wieder züchtig

hinter dem groben Stoff versteckten. Die Gesichtszüge änderten sich auf Knopfdruck von lüstern zu einer unbeweglichen Maske aus Eis.

Schönlingsfresse stand noch immer, mit geschlossenen Augen und ausgestrecktem Schwanz, der derzeit eher als Garderobenständer fungierte und bekam von dem Rückzug nichts mit. Seine Kumpanen hingegen schauten irritiert. Einerseits weil der Himmel auf Erden die Pforte schloss, andererseits da ihr Boss jetzt wie ein Idiot aussah.

Vostal grinste und steigerte sich in ein leises Lachen, da er nur mühsam unterdrückte, als der Engel trocken sagte: „Du kannst den Kümmerling wieder einpacken und dich mit deinen sabbernden Begleitern aus dieser Stadt verpissen. Die Show ist vorbei.“

Jetzt endlich öffnete Schönlingsfresse irritiert die Augen und sah, dass das Paradies geschlossen hatte. Nicht nur seine Männlichkeit fing an zu zittern, als die Wut in ihm hochkochte. Vostal bereitete sich vor, ungeachtet seiner vorhandenen Schmerzen, erneut einzugreifen. Das erwies sich als unnötig. Der Engel hob den linken Unterarm und wies mit einer lässigen Kopfbewegung auf ihr textiles Display.

„Wenn du das nächste Mal pissen gehst und deinen Verstand in den Händen hältst, wird dir eine kleine Verschönerung auffallen, die ich angebracht habe. Du kannst dich stolz fühlen. Dein Schwanz ziert jetzt ein Prüfling!“, verkündete sie mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen.

So schnell wie der Schrumpfkurs einsetzte, lachte Vostal erneut auf. Irritiert hantierte der Schönling an seinem Gemächt herum und fand auf der Unterseite am Schaft ein kleines Plättchen.

„Was hast du mir angetan?“, kreischte Schönlingsfresse entsetzt.

Der Engel zog die Augenbraue hoch und erwiderte in einem leicht gereizten Tonfall: „Ich habe dir einen Gefallen getan und dich mit einem Prüfling verschönert. Ehrlich. Das ist eine echte Verbesserung zu vorher. Vertrau dem Profi.“

„Prüfling?“, echote der Mann irritiert und blickte wieder auf sein bestes Stück, das sich scheinbar am liebsten in seinem Inneren verkriechen würde.

„Ist ein nettes kleines Helferlein für Fusions. Fusionsingenieure, falls dir der Begriff nichts sagt. Dieses winzige Plättchen kann man überall anbringen, da sie selbsthaftend sind und dann schickt es kurze Prüfströme aus, um die Umgebung zu analysieren und das Ergebnis an den Fusi zu schicken. Prüflinge halt.“

Sie zuckte mit den Schultern, lehnte sich an den Tresen zurück, sodass ihr Oberteil schon wieder arg spannte. Doch die Magnetsäume hielten.

„Und damit dein Spatzenhirn es versteht“, fuhr sie nachdrücklich fort, „diese Prüflinge müssen teilweise durch dichte Schichten von Isoliermaterial ihre Signale senden. Entsprechend leistungsfähig sind sie. Auf jeder Packung ist daher ein fetter Warnhinweis angebracht, diese nicht in den Händen zu halten, wenn sie aktiviert

werden. Gab da mal so unschöne Unfälle. Schwarz rote Brandblasen waren da noch die netteste Auswirkung.“

Bei den Worten Unfälle und vor allem Brandblase zuckte Schönlingsfresse jedes Mal in der Mitte zusammen. Den aufgerissenen Augen und den flatternden Lidern nach, gaukelte sein Verstand ihm vor, wie die Verschönerung live und in Farbe aussehen würde. Danach sah er immer wieder im Wechsel gequält zu seinem Penis und dann voller Wut zu dem Engel.

„DUUU ...“, fing er an zu brüllen, wurde jedoch kurzerhand durch die junge Frau unterbrochen. Mit einer Stimme, die auf den Gefrierpunkt abgekühlt wurde und dabei charmant den eisigen Gesichtszügen glich, sagte sie: „Du meinst, die sexy Dame ist so nett zu dir, dass sie den Prüfling nicht gleich zündet und aus dem bevorzugten Aufenthaltsort von deinem Verstand ein Barbecue Steak macht? Stattdessen gibt sie dir die Chance, mit deiner bemitleidenswerten Begleitung, die sich sogar von so einem Halbstarcken verprügeln lässt, aus der Stadt zu verschwinden. Ich sage dir was. Ich habe bis zum Abend Geschäftliches zu erledigen und werde dann aus Spaß mal einen Prüfpuls abgeben. Die Reichweite deckt das gesamte Stadtgebiet ab. Kommt kein Impuls, wird sich der Prüfling nach 24 Stunden automatisch selbst deaktivieren. So lange würde ich nicht versuchen, es zu lösen. So von wegen eingebaute Sicherheit. Warnhinweis auf der Verpackung. Du verstehst? Und jetzt mach das du wegkommst und nicht weiterhin eine Beleidigung für meine Sinne darstellst.“

Fleischfresse, Dummfresse und Schönlingsfresse sahen im ersten Moment nicht so aus, als ob sie auf den wirklich gut gemeinten Rat hören wollten. Ein weiterer Blick auf seinen Penis und dann auf die über dem textilen Display schwebende Hand belehrte ihn eines Besseren. Mit einem Schnaufen stopfte er sich sein Gemächt in die Hose zurück und schloss diese. Mit einer Geste seines Kopfes sammelte er sein Gefolge und marschierte mit eiligen Schritten in Richtung Ausgang. Dort angekommen, verharrte er kurz, während die anderen beiden weitergingen. Erst nach einigen Metern merkten diese, dass ihr Anführer nicht bei ihnen war, und drehten sich verwundert um.

Zunächst leise, dann immer lauter lachte Schönlingsfresse und Vostal fragte sich, ob jetzt endgültig die letzten Sicherungen durchgeknallt waren, so hysterisch klang das. Doch der Mann in der Tür wurde übergangslos ernst. Mit gefährlich ruhiger Stimme sagte er: „Wir werden uns eines Tages wiedersehen und dann werdet ihr sterben. Langsam. Qualvoll. Und ich werde es genießen.“

Vostal hatte sich in der Zwischenzeit neben den Engel an den Tresen gestellt und wollte schon etwas erwidern, doch sie kam ihm erneut zuvor.

„Wenn du nicht möchtest, dass dein Kopf so schrumpelig wie der Schwanz aussieht, würde ich die Mitnahme der Kopfbedeckung empfehlen. Wir wollen nicht

riskieren, dass die winzige graue Masse, über die du verfügst, von Verstersü ausgetrocknet wird.“

Mit den letzten Worten nahm sie die drei auf dem Tresen liegenden Mützen und warf sie ihm vor die Füße. Der Geduldsfaden von Schönlingsfresse war damit eindeutig Geschichte und das Kurzzeitgedächtnis schien den Anschluss an den Rest des Verstandes verloren zu haben. Er brüllte auf und stürmte auf sie zu.

Als sie sich davon unbeeindruckt wieder auf den Barhocker hinsetzte, berührte ein Finger wie zufällig ihr Textildisplay.

Die Wirkung war erschreckend.

Ihr Angreifer verharrte mitten in der Bewegung. Dann krümmte er sich zusammen und ihm entfuhr ein lang gezogenes, verzerrtes Stöhnen. Die Hände auf den Schritt gelegt, war er kurz davor umzukippen.

Vostal knickte bei dem Anblick des Schönlings fast in der Mitte mit ein. Halleluja. Das mussten Schmerzen vom Feinsten sein. Schon nahezu preisverdächtig.

Wie um seine Gedanken zu bestätigen, sagte sie im nüchternen Tonfall: „Das war jetzt eine Einstellung im unteren Drittel. Glaub mir, dass ich die Stärken einzuschätzen vermag. Die Prüflinge sind nette Stimulanzen an den Brustwarzen, wenn du verstehst, was ich meine.“ Sie rieb kurz mit den Handflächen an den Stellen über ihre Brüste, an denen sich sanfte Ausbuchtungen zeigten, bevor sie diese wieder um ihr halb geleertes Getränk legte.

Vostal verfolgte aufmerksam, wie die zwei Gefolgsleute fluchend ihren Anführer und die drei Mützen vom Boden auflasen und anschließend das KLAMAS durch die sich automatisch öffnende Tür verließen.

Der hereinschwappende Straßenlärm verebbte. Dafür wurde die Hintergrundmusik wieder deutlicher hörbar. Der Sänger besang fröhlich eine lange zurückliegende Zeit und hielt sich von der Lautstärke, im Vergleich zu den vorherigen Songs, merklich zurück.

Trotz seiner Schmerzen in den Oberarm- und Bauchmuskeln versuchte er, sich aufrecht hinzustellen. Das lässige Lächeln bekam er nicht hin und beschloss, es sein zu lassen.

Ächzend ließ er sich auf den Hocker neben den Engel fallen und orderte bei Caloja, die sich während des gesamten Schauspiels dezent im Hintergrund gehalten hatte, einen weiteren Limser für sich. Ein Kühles war jetzt genau das Richtige für ihn. Der Schweiß lief ihm literweise runter, verteilte sich überall auf seinem Körper und tränkte die Kleidung. Schon lange hatte er nicht mehr eine Dusche so herbeigeseht wie im Moment. Am liebsten in Gesellschaft.

„Wie, kein Dank? Kein Getränk für mich auf deine Kosten? Kein Beginn eines aufgezwungenen Gesprächs?“, erkundigte sich der Engel nach einer gewissen Zeit und sah ihn von der Seite an. Ihm fiel erst jetzt auf, dass die Augenbrauen äußerst

gepflegt aussahen und die Lider im gleichen Farbton wie die Iris geschminkt waren. Das verstärkte die Tiefenwirkung erheblich und ließ ihre Augen geheimnisvoller wirken.

Er schüttelte müde den Kopf und trank einen Schluck, um sich die Kehle zu befeuchten, bevor er sagte: „Eigentlich wollte ich dir den hübschen Hintern retten, um diesen dann als Belohnung in den Händen halten.“ Er beugte sich zurück und warf einen schnellen Blick auf ihren verlängerten Rücken.

„Doch, hätte sich definitiv gelohnt. Es kann ja keiner ahnen, dass du deine Waffen so gekonnt einzusetzen weißt. Die im Übrigen beeindruckend sind!“ Er zuckte entschuldigend mit den Schultern und setzte ein schiefes Grinsen auf. Sie lachte leise auf, angesichts der Zweideutigkeiten und schüttelte sanft den Kopf. Das war das erste Mal, dass er sie Lachen hörte und er mochte es, wie sie dabei die Oberlippe hochzog und die Augen kurz aufleuchteten.

Plötzlich stand sie auf und ging mit tänzelnden Schritten an das Ende des Tresens. Mit Interesse sah er ihr hinterher. Sie schnappte sich seine dort verweilende dunkelblaue Fliegermütze mit der langen Schirmkappe und kam wieder zurückgeschlendert. Mit einem breiten Lächeln setzte sie ihm diese auf den durchschwitzten Haarschopf und kam mit ihren Lippen seitlich an sein Ohr.

„Ich denke, ich sollte mich lieber bei dir bedanken. Schließlich wolltest du Held mich ja beschützen. Und mein Hintern lohnt sich definitiv. Danke, Vostal Henson!“, hauchte sie und biss ihm dann zärtlich ins Ohrläppchen. Ein wohliger Schauer durchströmte ihn und ließ in seiner Brust ein angenehm warmes Gefühl entstehen, bevor sich sein Verstand mit einer kurzen Anmerkung meldete.

„Woher kennst du meinen Namen?“, fragte er verwundert. Der Engel zog sich wieder zurück und sein Gefühlszentrum trat daraufhin dem rationalen Teil innerlich gewaltig in den Arsch.

Sie schmunzelte.

„Commander Vostal Henson. Wer kennt ihn nicht?“

Überrascht sah er sie an. „Ich bin nicht gerade in Ehre aus der Flotte ausgetreten, aber mir war nicht bewusst, dass meine Heldentat bis hierhin bekannt ist.“

„Ist sie nicht. Der Name steht, wie in der Raumflotte üblich, im Saum deiner Mütze, du Held!“

Er schlug die rechte Hand so laut gegen seine Stirn, dass es klatschte und lachte auf.

„Natürlich“, und fügte nach einem kurzen Schluck vom Limser hinzu, „du hast eine gute Auffassungsgabe. Wo muss ich denn nachsehen, um deinen Namen herauszufinden?“

„Zumindest nicht da, wo du es dir erhoffst“, erwiderte sie schmunzelnd.

„Auf dem Höschen wird er kaum stehen“, meinte Vostal lapidar.

„Welches Höschen?“

„Mein ich ja.“

„Na gut. Ich will mal nicht so sein.“ Der Engel griff sich in die Brusttasche und holte eine mattgrau glänzende Synthplakette hervor und heftete sie sich im oberen Brustbereich an. Auf schon etwas verwitterten, kupferfarbenen Lettern las Vostal: „LSI Melody Estevinia“.

„Oha“, entfuhr es ihm, „ich habe eine LSI vor mir. Das erklärt einiges.“

„So, so. Was denn genau?“

„Ich hatte schon mit ein paar leitenden Schiffsingenieuren während meiner Zeit bei der Navy zu tun. Entweder waren es Choleriker, halbe wahnsinnige oder komplett abgebrühte Genies. Ich bin gespannt, wer du davon bist.“

„Finde es heraus!“

Vostals Herz setzte kurz aus, bevor es sich dann doch entschloss, weiter zu pumpen. Nur wesentlich beschleunigter. Hatte er richtig gehört?

„Mach nicht gleich solch ein Gesicht, als ob ich dich heiraten wollen würde“, sagte sie schmunzelnd und knuffte ihn an die Schulter.

Er unterdrückte mühsam ein Aufstöhnen. Genau an der Stelle hatte ein Fuß von den Schlägern freundlich Hallo gesagt und einen Gruß in Form eines sich ausbreitenden Hämatoms hinterlassen.

Bevor er etwas erwidern konnte, wandte sie sich ihm zu und sprach weiter: „Ich halte auf dem Bergungsschiff TINY DRAGON die Maschinen in Schuss. Uns ist der Navigator flöten gegangen. Unschönen Sache. Aber so, wie ich das sehe, bist du ein ehemaliger Flottenpilot, der in Ungnade geraten ist. Und du siehst nicht aus, als ob du in Arbeit erstickst. Zudem gefallen mir die welligen violettfarbenen Haare und dein rechter Haken hervorragend. Außerdem war der Trick mit dem Deflektorfeld kreativ, auch wenn er etwas daneben gegangen ist. Ich kann mal mit Casper reden. Wir können immer gute Leute gebrauchen.“

Schauer liefen in Wellen durch seinen Körper. Von den Fußballen bis zur Kopfhaut, die sich kräuselte. Ließen ihn sich unbewusst schütteln. Hier bot sich eine riesige Chance für ihn.

Ein Jahr schon vegetierte er hier in Paradox-City vor sich hin. Er hatte zuerst gehofft, hier einen alten Kumpel zu treffen. Wie sich herausstellte, verpasste er ihn knapp. Tja, Kumpel weg, er so gut wie Pleite und keinen inneren Antrieb, sich wieder auf die Reise zu begeben. Schließlich musste er ja erst die Bars der Stadt kennenlernen und austesten, was sich so an persönlichen Begegnungen ergab. Aber nicht eine war bisher so vielversprechend wie die mit Melody.

Wenn er es korrekt verstanden hatte, bot sie ihm eine Aufgabe seinen Fähigkeiten entsprechend und ihren Hintern an. Hörte sich nach einer echten Gelegenheit für ihn an, die sich nicht oft im Leben aufmachten. Vor allem nicht bei ihm.

„Was für ein Seelenverkäufer ist denn die TINY DRAGON?“

Er fragte nur interessehalber. Entschieden hatte er sich schon längst, wobei in seinem Geiste zwei Leidenschaften miteinander kämpften. Einerseits hielt er die Hände zärtlich an den Kontrollen der Flugsteuerung und streichelte sanft die Sensorfelder, andererseits umfasste er Melodys hübsche Rundungen. Beides ließ ihn unbewusst wie einen Idioten grinsen.

Die LSI sah ihn ernst von der Seite an, doch Vostal konnte an ihren leuchtenden Augen erkennen, dass sie lachte.

„Wir sind ehrliche Bergungsleute und haben einen Vertrag mit der taunrakischen Administration. Wir sammeln überall den Weltraummüll ein, der nach Kämpfen oder ganzen Schlachten übrig geblieben ist. Die Szavi-Liga sorgt da in letzter Zeit für ordentlich Keks. Dazu werden im privaten Auftrag tätig und bergen, was manche Corporations so unterwegs verloren haben. Es ist genug zu tun, und nur damit das klar ist, du Held.“

Bei den letzten Worten beugte sie sich rüber und blickte ihm so kalt in die Augen, dass er sich an die Froststürme seiner Heimatwelt erinnerte.

„Die TINY DRAGON ist mein Schiff. Ich warte es. Ich Sorge dafür, dass es fliegt und wenn du nur eine Delle oder Schramme beim Fliegen reinmachst, reiße ich dir so den Arsch auf, dass du als Lustobjekt genjarnischer Hengste deinen Lebensabend verdingen wirst.“

Vostal schluckte. Das war eindeutig. Vor seinem geistigen Auge schwebte ungewollt das gewaltige Gemächt besagten Hengstes und er schüttelte sich.

„Äh, kann es sein, dass ihr deswegen einen neuen Navigator benötigt?“, fragte er vorsichtig.

Melody zuckte unschuldig mit den Schultern, wobei ihr langer Zopf auf den Rücken rutschte. Mit einer ärgerlichen Bewegung holte sie ihn wieder hervor.

„Unter anderem. Außerdem hat er meinen Arsch angefasst und das hat ihm nicht so gefallen“, erwiderte sie und zeigte dabei lässig mit dem Daumen auf den großen bärbeißigen Mann, der zusammen mit Dschirmal aus der Tür hinter dem Tresen getreten kam. Vostal hatte gar nicht mitbekommen, wie diese sich geöffnet hatte, so sehr hing er an ihren sanft geschwungenen Lippen. Er fragte sich ernsthaft, ob sie nicht doch von Trualentis kam, da helle kristalline Haut mit einem Stich ins Blaue schon fast ein Markenzeichen der Bewohner seines Heimatplaneten war. Bei Gelegenheit sollte er sie das einmal fragen.

„Was hat mir nicht gefallen, Melody?“, dröhnte die Stimme von Casper durch das KLEMENS und ließ die Oberfläche des Limsers erzittern. Das komplette Gesicht des Kapitäns der TINY DRAGON schien ein einziger Wildwuchs an Bart zu sein und nur kleine, dunkelbraune Augen waren tief in den Augenhöhlen eingelagert, die ihn jetzt misstrauisch fixierten. Vostal ahnte, dass diese einige unerfreuliche Dinge

gesehen hatten. Unwillkürlich richtete er sich gerader auf. So leicht ließ er sich nicht unterbuttern.

„So wie du aussiehst, Jüngerchen, hast du schon eine Runde hinter dich gebracht. Nimm dir nicht mehr vor, als du schaffst“, sagte Casper in aller Ruhe und sah sich um.

Im Hintergrund waren zwei tonnenförmige Reinigungsdrohnen dabei, die Sauerei wegzumachen, die die kleine Vorstellung zuvor geliefert hatte. Noch waren sie nicht fertig und es waren vereinzelt Blutspritzer und Spuren von reichlich Schweiß vorhanden.

„Würde mir mal einer erklären, was hier vorgefallen ist?“, ertönte jetzt die brummige Stimme von Dschirmal. Er hatte die Fäuste in die Hüfte gestemmt und sah sich um. „Welche von euch Jammergestalten hat sich hier wieder nicht beherrschen können? Du Vostal?“

Bevor er antworten konnte, grätschte Caloja verbal dazwischen.

„Nun mach mal halblang. Ihr braucht euch nicht so aufzuspielen. Im Hinterzimmer habt ihr doch durch die Überwachungssensoren alles genau mitbekommen. Statt Vostal hier gegen die miesen Typen zu helfen, habt ihr euch wahrscheinlich bei der Vorstellung einen runtergeholt.“

Jetzt sah Dschirmal perplex aus.

„Nicht doch, liebste Caloja. Wo denkst du hin? Wir waren immer bereit einzuschreiten, sahen aber, dass Vostal hier allein klarkam. Mit ein wenig Unterstützung!“, fügte er schnell hinzu, als er die fragend hochgezogenen Augenbrauen von Melody bemerkte.

„Okay überspringen wir mal das Geplänkel hier“, sagte jetzt Casper laut und wandte sich erneut Vostal zu.

„Du scheinst ein Mann zu sein, der Raumschiffe fliegt. Nicht jeder hat die Klammotten der Taunrak-Raumflotte dabei oder bekommt sie. Was hat dir unser Fusi schon verraten?“, fragte er gelangweilt. Vorstellungsgespräche schienen nicht so sein Fall zu sein. Beim Wort „Fusi“ war ein Hauch von Unwillen zu sehen, der über Melodys Gesicht huschte.

„Du meinst deinen LSI!“, erwiderte sie schnippisch und nippte danach weiter an ihrem Getränk.

„LSI, Fusi oder Leger. Mir egal. Hauptsache MEIN SCHIFF fliegt, ich muss nicht aussteigen und schieben oder benötige gar die Dienste der Konkurrenz.“

„Ach, fick dich doch“, raunte Melody und drehte sich beleidigt weg. Wobei Vostal fand, dass sie dabei wirklich süß aussah, so wie sie die fein gewölbten Nasenflügel vor Protest aufblähte. Wenn er ihr das sagen würde, da war er sich absolut sicher, würde das nicht auf Gegenliebe stoßen. Unwillkürlich musste er mit

einem Schaudern wieder an einen genjarnischen Hengst denken. Nope. Das würde er tunlichst unterlassen.

„So, was ist? Muss ich dir jedes Wort einzeln herauslocken, Pilot? Meine Zeit ist begrenzt. Die TINY DRAGON hat einen Auftrag und die Keks locken.“

„Bisher weiß ich lediglich, dass ihr ein neues Besatzungsmitglied sucht, der euer Bergungsschiff fliegt.“

„Und? Kannst du?“

Ein schmales Lächeln umspielte Vostals Lippen. Jetzt lag es an, ihm zu zeigen, dass er nützlich war.

„Wie Ihr schon erkannt habt, bin ich ein Pilot und Navigator der Taunrak-Navy. Vor einem Jahr ausgeschieden im Rang eines Commanders. Geflogen habe ich alles vom Transportshuttle, über die leichten Schlachtkreuzer der Liberty-Klasse bis zum Sephir-Träger. Ich weiß nicht, wie oft ich quer durch die Republik und darüber hinaus gereist bin. Mein Flugzeitkonto dürfte, inklusive der Dilatationsrechnung, über das eurer Lebensalter hinausgehen.“

Ein wenig stolz in der Stimme hatte er dann doch nicht verhindern können. Wenn er es sich recht überlegte, war es schon eine gewisse Leistung, die er da hingelegt hatte. Nicht jeder Pilot in der Flotte konnte von sich behaupten, mit 37 Jahren einen Sephir-Träger geflogen zu sein. Dass dies aber bedeutete, mit 16 seine Familie zu verlassen und die Seele an die Raumflotte zu verkaufen, sahen die wenigsten.

„Das hört sich doch gar nicht schlecht an.“

Casper fuhr sich mit der rechten Hand, die von der Größe mehr an eine Bärenpranke erinnerte, durch den verfilzten Bart und tat so, als würde er nachdenken.

„Wie hast du es denn so mit Vorgesetzten?“

Das war eine Schwachstelle in seiner Vita. Das musste Vostal sich eingestehen und es gab nichts, wie er das hätte gut darstellen können. Dass er ihn direkt darauf ansprach, schien Casper genau zu wissen, warum er hier im Verstersü-System am Furunkel der Republik hockte, statt weiter die großen Spielzeuge der Taunrak-Raumflotte zu steuern.

„Ich vermute, sie wissen um den Umstand meiner Zwangspensionierung!“, sagte er daher nur lapidar und zuckte mit den Schultern.

„Man hört vereinzelt etwas. Es ging da um die Neudekoration von Admiralsuniformen oder so ähnlich.“

Vostal konnte sehen, wie sich jetzt Melody auf ihrem Barhocker umdrehte und ihn interessiert, fast herausfordernd, ansah. Ebenso drehten sich Dschirmal und Caloja zu ihm um. Die Geschichte kannten sie nur vom Hörensagen und waren gespannt jetzt die Variante von jemandem, der daran beteiligt war, zu hören.

Erneut zuckte er mit den Schultern, leerte seinen Limser mit einem Zug und versuchte sich die Lippen, mit dem vom Schweiß durchnässten Ärmel trocken zu wischen, was kläglich scheiterte.

„Die Uniformen von Flottenbefehlshabern sind aber auch wirklich hässlich“, erwiderte er lahm und sah dann ein, als er die erwartungsvoll angespannten Gesichter sah, dass schon ein paar Worte mehr nötig waren. Hier ging es um eine echte Chance für ihn und da half es nur, ehrlich zu sein.

„Okay. Onkel Vostal erzählt eine Gute-Nacht-Geschichte.“

Sprach er und fing an zu berichten. Erst stockend, dann immer flüssiger sprudelten die Worte aus ihm heraus. Es war, als ob ein Damm brach und er sich endlich einmal alles von der Seele sprechen konnte. Was hatte er schon zu verlieren, außer einem interessanten Job und seiner Traumfrau?

2. Auf Bewährung

4821 n.R.

Taunrak Republik – Verstersü-System – Planet Melisa – Paradox City

„Hm, dein Haarstil hat sich in der Zwischenzeit auf jeden Fall verbessert. Ich mag diesen flottenweiten einheitlichen Kurzhaarschnitt nicht“, entgegnete Melody Estevinia anerkennend, als Vostal Henson den kurzen Ausflug in die Vergangenheit beendet hatte.

„Na das nenne ich doch mal eine Geschichte und dir fällt nichts Besseres ein, als dir Gedanken um seine Frisur zu machen? Du bist unglaublich, Fusi“, lachte Casper laut auf und schüttelte dabei den Kopf so, dass das lange Haupthaar und der Bart wild hin und her flogen.

Beleidigt funkelte Melody den Kapitän der TINY DRAGON aus ihren nachtblauen Augen an. Sie mochte es nicht, wenn sie so bezeichnet wurde, obwohl der Job des Fusionsingenieurs beim leitenden Ingenieur mit zum Tageswerk gehörte. Aber da schien sie pingelig zu sein.

„So ähnlich habe ich sie zugetragen bekommen“, bemerkte Casper und deutete mit einer Kopfbewegung zu Dschirmal. Dieser zog schon fast entschuldigend die Schultern hoch und setzte ein schiefes Grinsen auf.

„Du weißt doch, Informationen sind mein Geschäft. Nichts für ungut“, meinte dieser lapidar und widmete sich wieder seiner Arbeit hinter dem Tresen. Die Märchenstunde war vorbei.

Vostal wollte erst aufbrausen, besann sich dann aber eines Besseren, als ihm ein Gedanke kam.

„Du hattest dich schon nach mir erkundigt, bevor du hierhergekommen bist?“, fragte er jetzt den Kapitän der TINY DRAGON direkt.

„Könnte man so sagen. Der gerissene Dschirmal hier wusste von unserem kleinen Pilotenproblem und meinte, er hätte da jemanden für mich. Also habe ich mir meinen LSI für eine Zweitmeinung geschnappt und bin hierhergekommen. Dass du uns dann gleich solch eine amüsante Show mit den drei Schlägern lieferst, war nicht eingeplant, aber höchst aufschlussreich.“

„Das heißt?“, erwiderte Vostal überrascht.

„Das heißt“, sprang jetzt Melody dazwischen, „dass du einen neuen Job als Pilot und Navigator an Bord unseres Bergungsschiffes hast. Du wirst anteilig am Erfolg der Operationen beteiligt und bist dann, nach einer gewissen Bewährungszeit, die Nummer drei auf dem Schiff. Hinter dem Kapitän und mir, natürlich. Und, um es gleich zu sagen, Dellen und Schrammen in der TINY DRAGON werden von mir vom Sold abgezogen.“ Den letzten Teil sagte sie mit Nachdruck.

„Du wiederholst dich. Wenn du dafür sorgst, dass der kleine Drache auf die Anweisungen brav reagiert, die ich ihm gebe, bekommst du nichts weiter zu tun und wir können gemeinsam unseren Sold in den Puffs der Raumstationen ausgeben“, erwiderte Vostal trocken und konnte sich dabei ein kleines Grinsen nicht verkneifen.

Sollte er einmal Glück haben? Natürlich musste er sich die Details, wie die Höhe seines Anteils, genau ansehen, aber im Grunde war es ihm fast egal. Die Aussicht endlich wieder ein Schiff zu steuern und dabei als Bonus eine wunderschöne Frau an Bord zu haben, ließen ihn ohne groß zu überlegen zugreifen. Seine Entscheidung war längst gefallen.

„Hört sich nach einem Deal an, oder was meint ihr?“, dröhnte jetzt Caspers Stimme. „Eine Runde für alle auf meine Rechnung!“

Caloja schien schon darauf gewartet zu haben, so schnell standen auf einmal neue Getränke bei ihnen. Ein letzter, herrlich vor Kälte dampfender Limser. An Bord musste er sich umgehend erkundigen, ob er diesen dort bekam. Hey, er war bald die Nummer Drei auf dem Schiff. Da würde die Bordküche ja auf seinen Wunsch ein Kühles zaubern können.

Ein kalter Schauer der Zufriedenheit durchströmte sein Innerstes. So durfte es weitergehen.

„So mein Freund. Ab sofort bist du der Pina an Bord und ich glaube, du kannst mehr von diesen verdammt guten Geschichten erzählen.“

Vostal wollte schon fragen, was Pina denn jetzt wieder hieß, konnte sich dann aber doch schnell einen Reim darauf machen. Das war die Kurzform von Pilot und Navigator. Casper schien es mit Abkürzungen zu haben und mit gruseliger Mundhygiene. Er hatte ihm eine volle Ladung seines Atems ins Gesicht gehaucht und er musste aufpassen, dass es ihn nicht umgehend aus den Stiefeln haute.

„Bei den Eisheiligen. Der sollte unbedingt mal zum Dentalhygieniker. Das ist ja kaum auszuhalten“, dachte Vostal angewidert, verzog aber keine Miene.

„Wann kannst du an Bord kommen? Wenn ich mir dich so ansehe, dann wirst du nicht viel haben, das umzieht.“

„Das trifft es. Nur die Mund- und Körperhygiene, ein, zwei Holos, etwas Kleidung und das war es.“

„Sehr gut. Ich würde sagen, wir treffen uns in vier Stunden am Himmelsfahrstuhl. Melody und ich haben etwas Geschäftliches zu erledigen und dann gibt es eine Einführung in das Mädchen, dass du zukünftig steuern darfst.“

Vostal konnte ein leichtes Grinsen kaum verhehlen und trank schnell den Rest des Limfers aus, als er Melodys großen Augen auf sich ruhen spürte.

„Na dann bis in vier Stunden.“

Er stand auf, schnappte sich seine dunkelblaue Fliegermütze. Ein kurzer Blick ins Innenfutteral ließ ihn sein Namensschild erblicken, auf das er vorher überhaupt nicht geachtet hatte.

Bevor er nach draußen gehen konnte, kam Caloja schnell hinter dem Tresen hervor und versperrte ihm mit aufgerissenen Augen den Weg. Ihre schwarz-rote Tunika raschelte leise bei jedem Schritt und gab die Illusion an den entsprechenden Rundungen etwas sehen zu können, was geschickt verborgen war.

„Du wirst mich doch jetzt nicht so ohne ein weiteres Wort verlassen, Frosty? So wie sich das angehört hat, war das dein letzter Limfer von mir.“

In ihrer Stimme schwang eine Kakophonie an Emotionen mit, die Vostal auf der Stelle überforderten. Amüsiertheit, Traurigkeit, Erleichterung, Schmerz. Dazu erreichte seine Nase ein frischer Hauch von einem ganzen Strauß duftender Blumen, während sie näher an ihn herantrat, sich auf die Zehenspitzen stellte und ihre Arme locker um seinen Hals legte. Sie hatte wieder reichlich von ihrem Lieblingsparfüm aufgetragen. Synthetisch hergestellt und doch so raffiniert komponiert, dass das Bouquet wie ein Versprechen nach einem unbeschwerten Sommer auf einem fernen Planeten roch. Eine gute Zeit, die man zu zweit verbrachte. Ihre von feinen Schweißperlen benetzten Lippen strahlten eine behagliche Wärme aus, als sich diese erst zögerlich, dann immer energischer auf die Seinen pressten. Vostal hatte automatisch die Lider geschlossen, nachdem er sich zuvor fast in ihren dunklen Augen verloren hatte, um dem wilden Ansturm an Sinneseindrücken zu begegnen und in ihrer vollen Pracht zu genießen. Sein Körper durchflutete ein Schwall an Emotionen und er gab es umgehend auf, diese zu sortieren. Dafür war später Zeit und dennoch fühlte sich der Kuss nach einer Botschaft an. Nach einem, was hätte sein können. Nach einer verdammt guten Reise, die jetzt endete, bevor sie überhaupt begann.

Mit einem leisen Seufzen lösten sie sich voneinander. Der Blick Calojas glitt verschämt und traurig zur Seite. Sie trennte sich von ihm und trat zurück. Machte Platz für den Pfad, den er sich entschieden hatte, zu beschreiten. Ein dicker Brocken Eis bildete sich in Vostals Eingeweiden und ein Sturm der Gefühle tobte in ihm, der ihn für einen Augenblick schier lähmte.

Zu viel war in den letzten Minuten geschehen. Erst die Begegnung mit Melody, dann die Schlägerei, die er angezettelt hatte, weil er meinte, die unbekannte Schönheit unnötigerweise beschützen zu müssen. Letztlich rettete sie seinen Hintern und machte ihm anschließend ein unglaubliches Angebot. Erst trug ihn die Euphoriewelle einer coolen Zukunft entgegen, dann zeigte ein sinnlicher Kuss, was er unweisend zurückließ. Das war zu viel für den Gefühlshaushalt eines einzelnen Mannes und er machte das einzig Vernünftige – er sperrte die tobenden Gefühle tief in sich ein und gab den Schlüssel beim Pförtner zur Aufbewahrung ab.

Zwei Atemzüge später hatte er sich so weit wieder gefangen, dass er erneut handlungsfähig war. Mit einem energischen Ruck zog er sich seine blaue Fliegerkappe tief ins Gesicht und ging mit schnellen Schritten durch die sich automatisch öffnende Tür des KLAMAS seiner Zukunft entgegen. Der faulige Geruch Melisas empfing ihn und bestärkte nur seinen Entschluss.

Er hatte sich entschieden, redete er sich grimmig ein und dachte dabei an fließendes kobaltblaues Haar, das ein spöttisch grinsendes Gesicht einrahmte.

* * *

„Mehr als eine Zahnbürste ist es dann wohl doch nicht geworden“, höhnte Casper Savage, als sich Vostal ihm und Melody näherte und zeigte auf seinen Navysack, der nicht einmal zur Hälfte gefüllt über seiner Schulter baumelte.

Die LSI der TINY DRAGON stand sichtlich gelangweilt neben ihrem wesentlich größeren Kapitän. Beide hätten normalerweise ein gutes Motiv für einen Schnappschuss direkt vor der riesigen Basis des Himmelsliftes von Melisa abgegeben. In diesem Moment erhoben im Hintergrund die leistungsfähigen Magnete eine der gewaltigen quaderförmigen Lastkabinen, die an allen Seiten und Ecken abgerundet war, in den sich immer weiter abdunkelnden, bewölkten Himmel.

Verstersü verschwand allmählich hinter dem Horizont und schickte als letzten Gruß ein paar kräftige Strahlen, die durch die Wolken am Rand des Verbindungskabels durchschimmerten.

Vostal zuckte mit den Schultern und ging nicht weiter darauf ein.

„Und ihr konntet alles erledigen?“

Melody Estevinia erwachte aus ihrer Lethargie und zeigte lässig hinter sich auf die Frachtkabine, die sich immer weiter in den Himmel erhob.

„Ein paar Ersatzteile und Nachschub an Verpflegung ist auf dem Weg nach oben und wir sollten zusehen, dass wir nachfolgen. Ich habe keine Lust länger als nötig auf diesem bestialisch stinkenden Planeten zu verweilen. Wie hast du das nur hier ausgehalten?“

Erneut zuckte er entschuldigend mit den Schultern und sah dann kurz zu seinem zukünftigen Kapitän rüber, der sich ungeniert Ohrenschmalz mit den Fingern heraus pulte und es dabei fertigbrachte, über die Menge, die er zutage förderte, völlig überrascht auszusehen. Es schien ihm zudem egal zu sein, dass er bei dieser Aktion von anderen wartenden Passagieren schief angesehen wurde.

„Man gewöhnt sich an alles.“

Melody verstand seinen Blick und konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen, sah jedoch schnell scheinbar interessiert auf ihr Textildisplay, als Casper sich ihr zuwandte.

„Können wir?“

Die junge Frau nickte und schnappte sich eine kleine schwarze Kiste, die bisher zu ihren Füßen geduldig wartete. Eine kakifarbene Schirmmütze, die seiner gar nicht so unähnlich war, rutschte dabei fast vom Schopf. Mit einer geschickten Kopfbewegung schaffte sie es, dass diese dort blieb, wo sie hingehörte.

„Die nächste Personenkabine ist unsere. Wir waren so frei, dir ein Ticket aufs Haus mitzulösen. Sieh es als Einstandsgeschenk an“, sagte sie trocken, während sie sich die schwarze Kiste unter den Arm klemmte. Er erkannte, dass sie aus einem keramischen Material bestand und versiegelt war. Die LSI interpretierte seinen neugierigen Blick richtig und sagte: „Das ist mein Spielzeug. Finger weg!“

Vostal Henson zog verwundert die Augenbrauen hoch. Den Tonfall wusste er nicht einzuschätzen. Was die Chefingenieurin der TINY DRAGON wohl unter Spielzeug verstand? Das konnte von einem Molekularschweißgerät bis zum Klitstimulator der neuesten Generation alles sein. Wobei, so wie sie es im KLAMAS angedeutet hatte, reichten ihr dafür Prüflinge. Warum sollte sie also Keks für schnödes Sexspielzeug ausgeben? Sie dachte da gewiss so pragmatisch wie er.

Der Gedanke ans KLAMAS erinnerte ihn an etwas.

„Hast du deinen Prüfpuls schon abgeschickt oder gibst du ihnen eine Galgenfrist?“

Melody sah ihn erst so verwirrt an, dass er meinte, ein riesengroßes Fragezeichen würde auf ihrem Kopf schweben. Dann kam der Geistesblitz und ein schelmisches Grinsen huschte über ihren puppenhaften Mund.

„Ach, das meinst du. Nun ja. So ein Prüfling ist zwar kräftig bei den Prüf- und Tastströmen, aber die Reichweite des eingebauten Kommunikationsmoduls ist beschränkt. Das Modul kommt maximal zehn Metern weit.“

Jetzt war es an Vostal, breit zu grinsen. Gemeinsam rückten sie in der Warteschlange ein Stück näher an die Abfertigung heran. Die für sie vorgesehene Passagierkabine war in der Zwischenzeit angekommen und hatte einen bunten Schwall an Menschen ausgespuckt.

Es war das übliche Schauspiel zu beobachten. Nicht wenige wurden nach einigen Atemzügen, die sie auf diesem sprichwörtlich faulenden Planeten taten, grün im Gesicht und übergaben sich in die im Eingangsbereich bereitgestellten Spuckbehälter. Die Behörden von Paradox-City waren da scheinbar pragmatisch. Bevor jedes Mal Reinigungsroboter antanzen mussten, um die übliche Sauerei nach der Ankunft einer Passagierkabine zu entfernen, brachte man lieber gleich entsprechende Behältnisse an, die dann automatisch geleert und gereinigt wurden. Die wenigen Passagiere, die mit unbewegten Mienen an den unschönen Geräuschen und Anblicken vorübergingen, waren entweder schon einmal auf Melisa oder trugen wohlweislich Nasenfilter. Es war ja nicht so, dass diese auf der Orbitalstation, direkt vor dem Beitritt in die Kabine, feilgeboten wurden. Viele dachten sich aber anscheinend, dass es für sie nicht so schlimm werden würde und sie sich die Keks sparen konnten.

„Du hast die Kerle verarscht“, stellte er amüsiert fest.

„Ich habe sie davon überzeugt zu tun, was besser für sie ist“, erwiderte sie trocken, als wäre es nichts. Doch ihre aufblitzenden Augen verrieten sie. „Dafür habe ich etwas geflunkert beim Entfernen des kleinen Schmuckstücks.“

„Wie meinst du das?“

Erneut zuckten die Schultern entschuldigend hoch.

„Na ja, Prüflinge fallen nicht von allein ab. Wäre im Dienstbetrieb ja kontraproduktiv. Man schickt ihnen dafür eine definierte Impulsfolge. Dann löst sich die molekulare Verbindung, die sie mit dem Objekt, an dem sie haften, eingegangen sind.“

Jetzt lachte Vostal laut auf, als er sich vorstellte, wie der Schönling verzweifelt darauf wartete, dass sich das angebrachte Plättchen von seinem besten Stück endlich löste.

„Das heißt, da die Reichweite nur auf wenige Meter beschränkt ist, vermagst du nicht die Impulsfolge zu schicken, die das bewirkt. Oh, bei den Eisheiligen. Schönlingsfresse wird jetzt ewig ein Furunkel am Schwanz sitzen haben?“

Irritiert drehten sich bei seinen Worten andere Passagiere zu ihm um. Da er mit Casper Savage zusammen in der Reihe stand, der vorher auch nicht gerade positiv aufgefallen war, fiel das Urteil in ihren Augen eindeutig aus. Ungeziefer sahen diese Menschen nicht wohlwollender an.

„Schönlingsfresse?“

„Interne männliche Kategorisierung. Es musste eine schnelle Schublade her.“

„Interessant!“, erwiderte sie und war kaum zu verstehen, da sie sich wieder nach vorn gewandt hatte, um den Anschluss an die Vorangehenden nicht zu verlieren.

Für weitere Worte war keine Zeit mehr, da sie jetzt so langsam an der Reihe waren. Nachdem sie die vollautomatische Sicherheitskontrolle mit zahlreichen Prüfscans, die nach Waffen, Drogen oder nicht angemeldeten Gütern suchten, hinter sich gelassen hatten, setzten sie sich in die bereitstehende Passagierkabine und schnallten sich fest. Nicht dass es dank der eingebauten Gravitrongeneratoren, die sämtlichen Andruck, der durch die hohe Beschleunigung der Linearmotoren verursacht wurde, ausglich, notwendig wäre. Aber wie überall im Weltall, wo sich die menschliche Spezies niedergelassen hatte, gab es Sicherheitsvorschriften, die vor der eigenen Dummheit schützten.

Wenige Minuten später, als sich alle teilnehmenden Passagiere gesetzt und festgeschnallt hatten, ging es los. Für viele Menschen war die Aussicht aus der Kabine, immer wieder spektakulär. Für Vostal sah es eher so aus, dass er endlich das grünlich wabernde Morastgebiet, das zum Himmel stank, verließ.

Er blickte daher durch die großen Panoramascheiben, die aus einer durchsichtigen Keramiklegierung bestanden, nach oben und versuchte die TINY DRAGON auszumachen. Diese hatte an einem der Ausleger der Orbitalstation Seimas festgemacht. Doch Verstersü stand zu ungünstig und überstrahlte im grünen Gegenlicht alles.

„Versuchst du die Blechbüchse zu sehen, die ab sofort deine Heimat sein wird?“, fragte Casper Savage, der es sich neben ihm im Sitz gemütlich machte und etwas aus seinem ungepflegten Bart herunter kratzte.

Er saß damit genau zwischen ihm und Melody, doch das kümmerte Vostal nicht. Wie sein Schiffskapitän schon treffend festgestellt hatte, war das Bergbau- und Bergungsschiff für die nächste Zeit seine Heimat und es würde mehr als genug Gelegenheiten geben, sich ihr zu nähern. Den Gedanken an den Kuss von Caloja, den er erneut auf den Lippen zu spüren glaubte, schob er schnell zur Seite. Dies war eine vergangene, eine zurückgelassene Zeit und der Blick fuhr nach oben, in seine Zukunft.

Verstersü hatte ein Einsehen mit ihm und verbarg sich jetzt hinter der immer gewaltiger wirkenden Raumstation, die das Ziel ihres Aufstiegs in den Weltraum darstellte. Das Grunddesign war das einer auf die Seite gelegten, abgeflachten Tonne, von der unzählige Arme in alle möglichen und unmöglichen Richtungen abgingen. Lediglich der untere Bereich, der auf Melisa gerichtet war, entbehrte jeglicher Anbauten. An dieser Stelle kam der Himmelslift an, hier war er im Orbit verankert. Wie eine Nabelschnur für den Planeten, an dessen Warenströmen dieser wie ein Junkie an der Nadel hing.

Vostal überblickte jetzt von seinem Platz aus gut den weit hinziehenden Horizont des grünlich wabernden und dadurch kränzlich wirkenden Himmelskörpers. Über ihm hingen unzählige Schiffe an den Auslegern und reflektierten auf ihren Hüllen die darunter entlang ziehenden Wolkenbänke. Viele waren nicht nur Dockinganlagen, sondern stellten gleich Werftequipment zur Verfügung. Gegen eine entsprechende Gebühr. Es war eine elegante Zwischenlösung bei Schäden, die für reine Bordmittel zu umfangreich, ein kompletter Werftbesuch jedoch zu teuer war.

Von kleinen Jachten betuchter Kaufleute oder Industriemagnaten, bis zu allen möglichen Formen an Industrieschiffen, war die gesamte Bandbreite an Raumschiffstypen vertreten. Nur die schwer bewaffneten und gepanzerten Navyschiffe der Taunrak-Republik fehlten. Dafür konnte er zwei der lang gezogenen und mit extra Triebwerksauslässen versehenen Kreuzer der Systempolizei entdecken, die träge über dem Konglomerat an Schiffen eine Patrouille flogen. Ihre Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, dass sich jedes an- und abfliegende Raumschiff den zugewiesenen Flugkorridor einhielt, den ihm die Lotsen von Seimas vorgegeben hatten. Ansonsten würde es ein heilloses Chaos geben.

„Welches ist denn die Blechbüchse, wie du dein Schiff eben so schön titulierte hattest?“ Er ahnte, worauf Casper gleich zeigen würde, doch er wollte sich nicht blamieren. Im Grunde blieben nicht viele Möglichkeiten und dennoch überraschte er ihn. Er hätte daneben gelegen.

„Unser Schätzchen ist die dort drüben, am Südsüdwest-Ausleger. Dem längsten, den Seimas zu bieten hat.“ Ein wenig stolz schwang in seiner Stimme mit. Aber wer konnte es ihm verdenken? Das Schiff, das Vostal zu sehen bekam, war gewaltig und brauchte sich nicht vor den Kampfkreuzern der Navy zu verstecken.

„Bei den Eisheiligen. Das nenne ich mal 'ne Blechbüchse!“, sagte er ehrfürchtig. Die Taunrak-Raumflotte verfügte über wesentlich größere Raumschiffe, aber für ein Privatschiff war dieses schon enorm.

Die Grundform der TINY DRAGON war ein abgeflachtes, lang gezogenes Rechteck. In der Mitte zeigte sich ein Steg, der von vorn bis nach hinten sich durchzog und von dem sich die Schiffshülle wie ein Hausdach abflachte. Vostal erkannte zahlreiche Hangartore und Aufbauten. Die schwarzgraue Metall-Keramiklegierung der Außenhülle reflektierte das Licht Verstersüs nur geringfügig und verlieh dem Raumschiff so einen düsteren Anstrich.

„LOUVRE-Klasse. 482 Meter lang, 122 Meter breit und 82 Meter hoch. 4.596 n.R. gebaut und zwischenzeitlich modernisiert“, rezitierte Melody jetzt die trockenen Schiffswerte. Sie hatte sich dafür etwas nach vorn gebeugt, damit sie ihn ansehen konnte. Oder um seine Reaktion in seinem Gesicht abzulesen. Immerhin war sie als LSI für den technisch einwandfreien Zustand dieses Bergungsschiffes verantwortlich.

„Trotz ihrer vermeintlichen Größe gehört sie doch eher zu den mittleren Industrieschiffen. Da gibt es andere Kaliber. Die können selbst einen Träger in ihrem Bergbauhangar verschwinden lassen. Für unsere Zwecke ist sie aber optimal. Abschleppen oder auseinandernehmen können wir alles von einem Jäger bis zum Raumhabitat.“

Vostal nickte bedächtig. „Ich vermute, der kleine Drache wird sich daher so sanft und präzise navigieren lassen, wie ein Navykreuzer?“

„Erwarte keinen Schlachtkreuzer, der beim sachten Antippen des Beschleunigungssensors einen Satz nach vorn macht und wenig später in den Hyperraum verschwindet. Das dauert bei dem kleinen Drachen alles ein wenig länger. Dafür sind ihre Triebwerke aber so leistungsstark, dass sie im langsamen Flug Seimas abschleppen könnte ... samt der festgemachten Schiffe.“

„Du meinst, mitsamt Melisa“, lachte jetzt Casper Savage dröhnend und zog damit wieder alle missbilligenden Blicke auf sich, was ihm völlig egal zu sein schien.

Mit der Zeit verschwanden sämtliche angedockten Raumschiffe aus ihrer Sicht, da sich die Orbitalstation immer weiter ins Blickfeld schob und sie in den langen Schlagschatten eintauchten. Wäre die Kabinenbeleuchtung nicht von Anfang an eingeschaltet gewesen, würden sie jetzt im Dunkeln sitzen. So konnte man ein paar wenige Positionslichter des Andockrings sehen, auf den die Kabine zusteuerte und bald darauf darin verschwand. Umgehend wurde eine große, zweckmäßig eingerichtete Halle sichtbar.

„Endstation. Auf zur TINY DRAGON“, rief Melody Estevinia vergnügt und klemmte sich ihre schwarze Box unter den Arm.

Vostal löste die Gurte, schnappte sich seinen Navysack und ging den beiden hinterher. Sie kannten den Weg.

Nach einer halben Ewigkeit, in der sie wieder Dutzende Untersuchungen und Prüfungen über sich ergehen ließen, diesmal sogar mit menschlichem Personal, was die Sache nicht unbedingt besserte, standen sie endlich vor der Schleusenluke, die zu seinem neuen Leben führte.

Mit einem leisen Zischen öffneten sich die zwei Schotthälften und glitten rummelnd auseinander.

„Die Lager könnten mal einen Schmierstoffwechsel vertragen“, bemerkte Vostal trocken und fing sich dafür einen bösen Blick von Melody ein, die seitlich von ihm stand. Ihr Puppenmund verzog sich missbilligend, doch war er überzeugt, dass sie es innerlich auf ihre to do Liste schrieb und dass demnächst hier nichts mehr rummelte.

Auf der Station herrschte immer die gleiche Atmosphäre. Optimal für den Standardmenschen und nahezu absolut steril. Wenn man ein paar Beimengungen haben wollte, besuchte man ein Fitnessstudio oder Pissoir.

Anders die TINY DRAGON. Schon der Schwall an warmer Luft, der ihnen mit einem halben Dutzend unbekanntem Gerüchen entgegenkam ... behagte ihm nicht. Die Atmosphäre war leicht säuerlich und roch metallisch sowie nach einer unzähligen Kombination von Schmierstoffen. Er mochte es zudem eindeutig wesentlich kälter. Das war nur unwesentlich kühler als auf Melisa. Enttäuscht kräuselten sich seine Oberlippe und Nase.

Melody schien die zur Schau gestellten Emotionen richtig zu interpretieren.

„Du gewöhnt dich daran. Ist mir auch eindeutig zu warm, aber Chefe hier, mag es kuschelig.“

„Ich weiß gar nicht, was du meinst“, grummelte Casper in seinen dichten Vollbart, „ich verzichte nur auf die normale Plasmakühlung der Fusionsgeneratoren. Das spart Keks fürs teure Plasma und im Schiff ist es immer mollig warm, ohne die Heizung anzuschmeißen.“

Vostal schaute für einen Augenblick den Schiffseigner völlig entsetzt von der Seite an. In seinem Hinterkopf ratterte es wie verrückt, gegen wie viele Sicherheitsvorschriften und technischen Vorgaben dies verstieß. Ein LSI bei der Navy, der das zuließ, hätte damit einen Besuch in der nächsten Druckschleuse und einen Gratisflug in die unendlichen Weiten gewonnen.

Melody prustete erst verhalten. Als sie nicht mehr länger an sich halten konnte, brach ein aus tiefstem Herzen kommendes Gelächter aus. Er setzte eine missbilligende Miene auf, als er sah, dass sich vor lauter Lachen winzige Tränen in ihren bläulich schimmernden Augen sammelten. Der Lachkrampf schüttelte die kleine Frau regelrecht durch und auch der Kapitän musste an sich halten, nicht mitzumachen. Die zuckenden Mundwinkel waren Ausdruck davon, wie schwer es ihm fiel.

„Deinem Gesichtsausdruck nach, hast du meine Worte für eine absolut zutreffende Möglichkeit gehalten“, grummelte er und konnte sich dann doch ein Grinsen nicht verkneifen, das in dem wilden Gestrüpp von Bart nahezu unterging. Diese Vollbehaarung machte es Vostal unheimlich schwer, die Gemütslage seines neuen Chefs einzuschätzen. Dabei war das für Untergebene, wie für Babys bei ihren Müttern, überlebenswichtig. Sonst landete man doch schnell in besagter Druckschleuse und endete als Eiszapfen, an dem eine fünfköpfige Familie lange Zeit zu lutschen hatte.

„Nun ja ...“, setzte er an, wurde jedoch direkt von Casper unterbrochen, während sie durch die Schleuse gingen und sich hinter ihnen das Schleusentor rumpelnd wieder schloss.

„Brauchst gar nicht zu versuchen, dich herauszureden.“

Der Kapitän packte sein Zeug auf eine in der Seitenwand eingelassenen Bank. Melody und Vostal taten es ihm nach und stellten sich danach in der Raummitte nebeneinander auf. Die Schleusenkammer war zum Glück großzügig dimensioniert und kugelförmig aufgebaut, sodass sie bequem zu dritt reinpassten. Sogar mit Raumanzügen, die in breiten Spinden an der Schleusenwand neben den Bedienungsfeldern für die Schleusenfunktionen, auf ihre Benutzung warteten und in der Zwischenzeit eine Runde abhingen.

„Das heißt nur, dass ich dir zutraue, mit allen Wassern gewaschen zu sein und auch kreative Lösungen in Betracht zu ziehen“, versuchte er es erneut. Seine Worte gingen fast in dem hellen Singen unter, das die einsetzende Ultraschall dusche bei ihrer Arbeit produzierte, als sie sich abmühte, sämtliche eingeschleppte Keime zu entfernen.

Normalerweise zog man sich dazu nackt aus, damit sie nur entfernt eine richtige Wirkung zeigte, aber das sah man hier anscheinend nicht so eng. Auf das Vergnügen, die LSI in ihrer natürlichen Pracht zu sehen, verzichtete er nur ungern. Beim Kapitän dagegen konnte er den Anblick gut weglassen. Wahrscheinlich besser für seine Augen. Obwohl, wenn er ein paar Jahre jünger und einige Kilo weniger ... er verwarf den Gedanken, so schnell er gekommen war.

„Das kannst du deiner halb toten Großmutter erzählen“, grummelte Casper erneut, während sie wieder ihre Taschen und Kisten von der Bank nahmen. Seinen Unmut schien er aber zusammen mit dem sich öffnenden inneren Schleusentor zur Seite zu wischen.

„Willkommen auf der TINY DRAGON“, dröhnte jetzt seine Stimme durch den Korridor, „deinem neuen Arbeitsplatz und zu Hause.“

Recht schnell gelangten sie an einen Verteilerknoten, an dem viele Gänge zusammenliefen. Jeder konnte im Notfall mit einem eigenen Schleusentor gesichert werden. Man durfte nie vergessen, dass sie sich letztlich im absolut lebensfeindlichen Weltraum aufhielten und nur keramisches Metall und der menschliche Erfindungsgeist sie davon abhielten, elendig zu erfrieren oder zu ersticken. Umso erstaunter war er, dass die leicht abgeschrägten Seitenwände sich nahezu fugenlos darstellten und von vielen Lichtelementen durchsetzt waren, die das warme Lichtspektrum einer Sonne imitierten. Der vorherrschende Farbton der Korridorwände war ein sattes Orange, das ins Bräunliche tendierte. Nur am Boden, an der Stelle, bei der er in die Wände übergang, verliefen deutlich sichtbare Rohr- und Kabelkanäle.

„Von hier aus gelangst du zum Hauptverteilerknoten. Zwangsläufig kommst du ohnehin dorthin, weil nahezu alle Wege dahin führen. Expresskabinen kannst du hier vergessen. Die unnötigen Kalorien, die du dir in der Messe reinschaufelst,

werden so recht effektiv wieder abgelaufen. Vom Hauptknoten geht es dann zum Maschinenraum, zur Brücke, zu den Hangars und den Magazinen mit dem ganzen Bergbauezug. Ich zeige dir jetzt aber erst einmal deinen neuen Arbeitsplatz.“

Mit weiten Schritten ging Casper voraus und schon bald gelangten sie zu dem besagten Knoten, an dem sich die Korridore in alle möglichen Himmelsrichtungen aufteilten. Hier verabschiedete sich Melody mit einem lässigen Antippen an die Stirn und den Worten: „Wir sehen uns Pilotenass. Keine Delle beim Ablegen!“

Vostal lag schon eine schnippische Erwiderung auf den Lippen, doch sie war bereits in Richtung der Maschinenräume unterwegs. Die schwarze Kiste auf den Händen balancierend und mit wippendem Gang verschwand sie hinter der nächsten Biegung. Bis jetzt hatte er keine anderen Besatzungsmitglieder gesehen.

„Wie hoch ist denn die Besatzungsstärke des Drachen?“, wandte er sich an seinen neuen Chef, der ihn in Richtung der Zentrale lotste.

„Mit dir sind wir genau 150 Seelen.“

„So wenig? Für ein Schiff dieser Größe hätte ich jetzt echt mit mehr gerechnet.“

Der bärtige Mann nickte bedächtig und grummelte regelrecht: „Die TINY DRAGON ist hochgradig automatisiert. Wir haben das immer weiter ausgebaut, seit ich sie 4762 n.R. zusammen mit meinem Geschäftspartner Marek Ladoskasmer von der Massoya Bergbau- und Transportgesellschaft übernommen habe. Jede Seele an Bord möchte bezahlt und durchgefüttert werden. Mittlerweile sind wir auf einem Level, der sich die Waage zwischen Bequemlichkeit und Notwendigkeit hält.“

Bei einem weiteren Verteilerknoten nahmen sie den rechten Gang, der sich spiralförmig nach oben wand, und standen vor einem großen Schott, auf dem das Gesicht von Casper im Graffitistil aufgemalt war.

„Man könnte glatt erkennen, wer gemeint ist. Stehen wir vor deiner Privatkabine?“

„Das hättest du wohl gerne“, sagte der Kapitän der TINY DRAGON und legte seine Hand auf einen neben der Tür hängenden Scanner.

Vostal wusste, dass nicht nur die Papillarlinien abgetastet wurden, sondern das elektrische Feld des Körpers, die Aura eines jeden Menschen. Dazu wurde eine winzige Probe des Gewebes abgenommen und die DNS mit der hinterlegten Referenzprobe abgeglichen. Was passierte, wenn es keine Übereinstimmung gab, blieb ungewiss. Im besten Szenario gab es einen stillen Alarm für den Sicherheitsoffizier oder wer auch immer dafür in den Protokollen vorgesehen war. Im schlechtesten Fall ..., er vermutete, automatische Abwehranlagen würde es hier auf einem zivilen Raumschiff nicht geben. Das war den Schiffen der Taunrak-Navy vorbehalten, deren sensible Bereiche so geschützt wurden.

„Deine Zugangsdaten richten wir ein, sobald der Anstellungsvertrag unterzeichnet ist.“

„Bis jetzt spricht nichts dagegen, aber wir sind ja noch nicht fertig mit dem Rundgang.“

Das künstlerisch dargestellte Gesicht von Casper teilte sich mittig, als die biometrischen Daten von ihm vom Zugangssystem akzeptiert wurden und die Schleuse sich mit einem leisen Zischen öffnete. Die zwei schweren Schotthälften glitten in die in den Seitenwänden dafür vorgesehenen Aussparungen und gaben den Blick ungehindert auf das Innere frei. Das Gehirn des kleinen Drachen lag ausgebreitet vor Vostal.

„Komm rein, komm rein!“, wurde er aufgefordert.

Langsam folgte er dem Kapitän des Schiffes und lies, das Gesehene wirken.

Die Schiffszentrale war hell erleuchtet und in einem beigen Farbton gestrichen. Hätte er anhand der fleckigen Kombination von Casper vermutet, dass es hier genauso versifft sich darstellte, so enttäuschte ihn diese. Alles war picobello sauber. Das Synthtal der Arbeitskonsolen glänzte in einem matten Silbergrau, während die Polster der gemütlich aussehenden Sitze ein warmes Orange zierte.

Wie in Dutzenden Zentralen war der Kommandosessel des Kapitäns im hinteren Zentralbereich auf einem Podest erhöht aufgestellt. Leicht unter ihm war das halbkreisförmige Steuerpult des Piloten und Navigators.

Sein zukünftiger Arbeitsplatz.

Der Sitz vermochte es, sich zu einer Liege ausziehen und das Pult senkte sich dann entsprechend ab, um einen optimalen Steuerungskomfort zu bieten. Gleichzeitig erhielt der Kommandant eine ideale Sicht auf die Hologramme des Pinas und konnte so jederzeit nachvollziehen, was dieser tat und wie die Fluglage des Raumschiffes war.

Alles in allem schätzte er den Durchmesser der Kommandozentrale auf 25 Meter und sie war derzeit mehr als spärlich besetzt. Nur ein Besatzungsmitglied saß an den Kontrollen einer Arbeitsstation, von der er nicht erkannte, was damit gesteuert wurde. Als sie eintraten, war die Person aufgestanden und sah den Neuankömmlingen aus dunklen Augen gelangweilt entgegen.

„Hey, Casper. Ist das der Neue?“

Vostal meinte aus der glatten Stimmlage herauszuhören, dass nur der Höflichkeit halber gefragt wurde.

Die Erscheinungsform von ihm stand im krassen Gegensatz zum Kapitän. Schlanke, aufrecht stehende Gestalt. Zurückgedrückte breite Schultern, das scharfkantige Kinn leicht hoch- und die gepflegten Augenbrauen zusammengezogen. Schwarze, militärisch kurz geschnittene Haare, die an den Seiten ausrasiert waren. Das markante bronzefarbene Gesicht zierte keine Bartstoppel. Er trug wie scheinbar

alle hier einen kakifarbenen Overall, der absolut sauber wie frisch aus der Reinigung wirkte und ihm wie angegossen saß. Auf der Brust prangten matt glänzende Rangzeichen und wiesen ihn in bronzener Schrift als SLSI aus und auf der Plakette darunter, war der Name abgedruckt.

Er hatte es mit dem stellvertretenden leitenden Schiffingenieur Miles Neteyma zu tun. So gepflegt wie seine kräftigen Hände und Nägel waren, konnte man kaum glauben, dass er Schiffstechniker war und Reparaturen vornahm.

„Ich zeige ihm alles, Miles. Noch hat er nicht unterschrieben.“

Der SLSI nickte kurz und wandte sich dann wieder seinen Kontrollen zu. Das nutzte der Kapitän, um ihn zu der Arbeitsstation zu führen, an der er hoffentlich bald sitzen und das Schiff steuern würde.

„Setze dich rein. Ich bin gespannt, wie du zurechtkommst.“

Das ließ sich der junge Pilot nicht zweimal sagen. Mit einer schnellen Bewegung saß er auf dem Sitz. Die eingebaute Steuerelektronik registrierte umgehend, dass jemand Platz nahm und fuhr automatisch, derzeit die Rückenlehne aufrecht haltend, zum Steuerpult vor. In die Liegeposition wechselte der Pilot erst, wenn das Schiff bewegt wurde oder er es ausdrücklich wünschte.

Vostal spürte, wie sich in den Polsterungen Elemente verschoben, um sich so seinen Körperproportionen anzupassen. Sein Vorgänger war demnach ein wenig schlaksiger und kleiner als er selbst. Kam es zu einem Raumgefecht, bot der Sitz zudem Platz, wenn er einen Raumanzug trug, und baute im Notfall eine schützende Gelumhüllung auf, die zumindest teilweise durchschlagende G-Kräfte abzufedern vermochte.

Die Steueranlagen des Schiffes selbst waren nicht auf dem neuesten Stand, sondern stammten deutlich aus den letzten Jahrzehnten. Kein Vergleich zum modernen Steuerinterface, wie es auf den Kampfschiffen der Navy genutzt wurde.

Wie es sich für ein Industrieschiff gehörte, lag das Hauptaugenmerk auf Robustheit und Langlebigkeit. Viel erkannte er nicht, da sich das Interface aufgrund der ihm fehlenden Berechtigung nicht selbstständig aktivierte. Aber auch so bemerkte er, dass in die Schubkontrollen interessante Zwischenschalter eingebaut waren.

„Nicht schlecht“, sagte er dann und meinte es ehrlich. Sein Schiffskapitän wusste das mit Sicherheit einzuordnen. Die TINY DRAGON war nun einmal schon über einhundert Jahre alt, hatte sich aber verdammt gut gehalten. Vostal erkannte, dass das Schiff sorgfältig gepflegt wurde. Dafür ging vermutlich ein großer Teil der Erlöse aus den Bergungsoperationen drauf.

„Das heißt, wir sind im Geschäft?“, erwiderte Casper lächelnd.

„Wenn du mich einmal den Arbeitsvertrag einsehen lässt und ich darin nicht über irgendwelche Schweinereien stolpere ...“

Der Schiffskapitän grunzte undefinierbar, richtete sich auf, nachdem er ihm bei seiner Inspektion über die Schulter gesehen hatte und tippte mit dicken Fingern auf seinem Textildisplay herum. Kurz darauf wischte er in Vostals Richtung und auf dessen Display erschien die Eingangsmeldung einer neuen Datei.

Er öffnete diese mit einem Fingerdruck und startete nebenbei einen Rechtsassistenten. Die gab es als Mitglied der Navy Freihaus und durfte nach dem Ausscheiden weiter benutzt werden. Damit überprüfte er den Vertragstext auf irgendwelche Fallstricke. Der Assistent stellte in kurzer Zeit alle wesentlichen Punkte wie Arbeitszeit, Entlohnung, Bonuszahlungen, Rechte und Pflichten von ihm übersichtlich dar. Gleichzeitig wurden kritische Passagen markiert und eine Erläuterung dazu eingeblendet. Äußerst praktisch.

Der Assistent hatte nur wenig anzumerken. Der vorgeschlagene Arbeitsvertrag war sauber und reizte stellenweise die Gesetzgebung der Republik Taunrak vollständig aus, aber das war in seinen Augen legitim. Casper Savage wollte etwas bekommen für das Geld, was er bezahlte.

Am interessantesten fand Vostal die Textstellen über Bonuszahlungen. Einerseits waren sie an das Gesamtergebnis gekoppelt, andererseits enthielten sie auf seinen Arbeitsbereich als Pilot und Navigator zugeschnittene Passagen. Dem Schiff zugefügte Dellen wurden jetzt nicht vom Lohn abgezogen, aber er war überzeugt, dass Melody schon einen Weg finden würde, ihn das spüren zu lassen – auf unangenehmste Weise. Dafür gab es einen Bonus für effizient zurückgelegte Flugrouten oder optimal durchgeführte Manöver in erzeichen Asteroidenfeldern.

„Eine Kleinigkeit fehlt mir bei den Bonuszahlungen. Lässt sich da nicht die Verfügbarkeit bestimmter Hintern einbauen?“

„Du wirst die Finger von meiner Tochter lassen, Freundchen. Das ist schon deinem Vorgänger nicht gut bekommen.“

Vostal schluckte schwer und schloss kurz die Augen. Er sagte kein weiteres Wort, sondern ließ lieber Taten sprechen. Mit einem Pressen des Zeigefingers auf das Annahmefeld bestätigte er den Vertrag und war mit der Gegenzeichnung von Casper Savage, die umgehend erfolgte, neuer zweiter Offizier an Bord der TINY DRAGON. Das mit dem Bonus nahm er allerdings nicht so einfach hin. Dafür war dieser, in seiner Vorstellung, zu verlockend.

* * *

Das Ablegemanöver vom Weltraumhabitat Seimas war butterweich und ohne Zwischenfälle erfolgt. Nach einer kurzen Eingewöhnung hatte Vostal ein Gefühl für die schweren Maschinenanlagen der TINY DRAGON bekommen. Diese waren für langsame Schwerstarbeit konzipiert und nicht für einen schnellen Sprint.

Inzwischen im ausgefahrenen Navigator- und Pilotensitz liegend, beförderte er das schwerfällige Schiff mit der Unterstützung der Navigations-KI aus dem Orbit von Melisa. Ihr Kurs führte weg vom vierten Planeten des Systems.

Nach einem Tag passierten sie die Bahn des Sechsten, einem gewaltigen graublauen Gasriesen, in dem viele Wasserstoff- und Ammoniakverbindungen vorherrschten und der eine umfangreiche Gefolgschaft aus Monden in den unterschiedlichsten Ausdehnungen aufwies. Habitabel war davon keiner, dafür ordentlich Rohstoffreich. Die Konzessionen waren schon lange unter den großen Bergbaugesellschaften, ob staatlich oder privat, aufgeteilt. Nicht umsonst war Melisa recht wohlhabend, obwohl der Planet wie eine stark frequentierte öffentliche Toilette roch.

Schon bald würde der kleine Drache in den Hyperraum gehen. Je höher dazu die Sublichtgeschwindigkeit, umso leichter fiel der Übergang aus. Ab etwa der halben Lichtgeschwindigkeit war der Verschleiß an dem Pretter-Phasen- Hyperraumtriebwerk, über das die TINY DRAGON verfügte, signifikant geringer und die Zeitdilatation fiel kaum ins Gewicht. Deswegen nahmen Geschäftsleute wie Casper Savage lieber in Kauf, eine gewisse Zeit im Realraum zu fliegen, als Schäden an den Maschinenanlagen zu riskieren. Auch wenn dadurch die Kosten für den Treibstoffverbrauch der Fusions-Sublicht-Triebwerke stieg. Das schwere Deuterium war so günstig, dass es Beschädigungen an den immens teuren Teilen eines Überlichttriebwerks in keiner Weise aufwog.

Die Zentrale hatte sich zum Start hin gefüllt und nahezu alle Arbeitsstationen waren belegt. Es herrschte ein reger Durchgangsverkehr. Nach kürzester Zeit hatte Vostal den Eindruck, dass mittlerweile die gesamte Besatzung aus irgendeinem fadenscheinigen Grund vorbeigesehen hatte, um sich ihn einmal näher in Augenschein zu nehmen.

Selbst Melody Estevinia war aus den Tiefen ihres Maschinenraums aufgetaucht, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, dass sämtliche Geräte die gewohnten Geräuschpegel von sich gaben und die Überwachungsinstrumente die regulären Parameter anzeigten.

Jetzt stand sie neben ihrem Stellvertreter. So wie er es mitbekommen hatte, hielt Miles Neteyma hier in der Zentrale die Stellung, während sie in den Maschinenanlagen umher kroch und selbst Hand anlegte.

Die um ihn herum konkav gebogene Displayfolie lieferte sämtliche Flug- und Anlagendaten, die für die Steuerung und Navigation des Industrieschiffs notwendig waren. Konzentrierte er sich, konnte er ein leichtes fernes Summen vernehmen. Das würde sich garantiert steigern, wenn das Schiff in den Hyperraum glitt. Dieser war nicht so freundlich zu ihnen, wie der Realraum.

Derzeit war nichts zu tun. Die Hauptarbeit übernahm die Navigations-KI. Deswegen sah er sich die Sensordaten über den Gasriesen Malinos, wie er von seinen

Entdeckern vor mehreren Jahrtausenden genannt worden war, und seiner reichen Kinderschar an. Das gravitative Zusammen- und Wechselspiel faszinierte ihn ungemein.

„Casper, in ca. 20.000 Kilometer Entfernung messen die Sensoren einen Neutrinoanstieg“, tönte es von der Sensorstation rüber.

„Wer kommt uns denn da besuchen?“, fragte der Kommandant verwundert und ließ die Schiffs-KI das zentrale Hologramm mit den aktuellen Sensordaten aufbereiten. Die TINY DRAGON befand sich in der Mitte. Rechts von ihr war Malinos mitsamt seinen Begleitern zu sehen und ein gutes Stück vor ihnen, wurden die Neutrinoemissionen dargestellt. Einen Augenblick später sahen sie die von der Ortung interpolierten Messwerte eines Hyperraumaustritts. Optisch sah es wie üblich aus. Graue Schlieren sickerten in den Realraum und im nächsten Moment weiteten sich diese mit feinen blauviolettten Blitzen zu einem Übergang auf und entließen das aus dem Hyperraum austretende Objekt. In diesem Fall waren es zwei kleine Raumschiffe, die die Bord-KI anhand der Schiffsdatenbank sofort identifizierte.

Vostal benötigte die eingblendeten Daten nicht. Er erkannte die Zeradin-Jäger auch so, die eine elegante Kurve flogen, um sich ihrem Kurs anzupassen.

Diese Jägerklasse stellten mal die Standard-Abfangjäger der taunrakischen Raumnavy dar. 16 Meter lang und vier Meter breit, wie ein altmodischer Drache für Kinder geformt. Der hintere Teil mit den Fusionsantrieben und darüber ein ovaler Ring mit dem Hyperraumtriebwerk. Davor die Steuerungskapsel für zwei Personen. An den beiden pfeilförmigen Flügeln saßen die Manövriertriebwerke und es konnten Waffen montiert werden. Von Raketen, schweren Laser oder Partikelwaffen war einiges möglich. Nur die Geldbörse des Besitzers stellte die Grenze dar.

Inzwischen war diese Jägerklasse bei der Navy durch den Zepla-Jäger abgelöst und war dadurch verbreitet in der Republik. Die Raumflotte hatte sie nach der Ausmusterung breitflächig verkauft. Natürlich wurden die angebrachten Waffen vorher demontiert, doch für findige Techniker stellte es kein Problem dar, diese wieder zu armieren. Schon hatte man einen äußerst wendigen und schnellen Jäger, der sogar in einem Rahmen von 50 Lichtjahren selbstständig operierte. Das machte sie beliebt bei allerlei zwielichtigen Gesocks und mit diesem schien man es hier auch zu tun zu haben.

„Was wollen die denn von uns? Hast du die Rechnungen nicht bezahlt, Casper?“, sagte Melody und runzelte fragend die Stirn.

„Hm“, grummelte dieser nur, fügte dann aber hinzu: „Sind die Jäger bewaffnet? Kam schon ein Funkspruch?“

„Es baumelt etwas Großes unter den beiden Schiffen. Sieht wie ein Höllenfeuer-Torpedo aus und eine Partikelwaffe auf jeder Flügelseite“, erwiderte die

Sensoroffizierin, deren nichtssagenden Namen Vostal schon nach der Begrüßung wieder vergessen hatte.

„So, so. Höllenfeuer-Torpedos. Da hat aber jemand einen ordentlichen Meinungsverstärker mit dabei“, murmelte der Kapitän und es schwang Besorgnis mit darin.

„Keine Funksprüche bisher. Soll ich die Systempolizei informieren?“, fragte jetzt Teleus Kami nach, der an der Funkanlage saß. Er war ein schwächlicher älterer Mann mit langen weißgrauen Haaren, die er zu einem Zopf gebunden hatte. Sein Gesicht hatte mehr Falten und Flecken aufgewiesen, als die abgetragene Bordkombi, die er lässig trug.

„Noch nicht. Wir wollen erst einmal schauen, was die so vorhaben. Spann mal die Schilde hoch. Gelber Alarm. Vostal, Hyperraumsprung vorbereiten. Miles, fahr mal unsere Spielzeuge aus. Die können ruhig sehen, dass der Einsatz der Torpedos für sie ungesund wäre!“

An seiner Arbeitsstation erkannte Vostal anhand der verschiedenen Statusmeldungen, dass die TINY DRAGON sich in einen eng anliegenden Deflektor hüllte. Er hatte keine Ahnung, ob diese von der Stärke her zwei Höllenfeuer-Torpedos standhalten würde. Diese Waffen waren speziell dafür konstruiert, den Schutzschirm von Großraumschiffen zu knacken, sodass die dann eingesetzten Bordwaffen leichtes Spiel hatten. In der Regel kamen Fusionsladungen als Sprengköpfe zum Einsatz. Da der Kapitän ihm aber befohlen hatte, für einen Notsprung bereit zu sein, hatte er so seine Zweifel, ob die Schirme hielten. Oder er wollte einfach jegliches Risiko eliminieren.

Anhand ihres aktuellen Kurses und der Ausrichtung des Schiffes ließ er die Navigations-KI eine mögliche Route berechnen. In 100 Lichtjahren Entfernung kamen sie so einem blauen Riesen verdammt nahe. Sie mussten deswegen vorher einen Orientierungsaustritt vornehmen. Er legte dafür den Rand eines Systems fest, das 68 Lichtjahre entfernt war. Einerseits übertraf das die Reichweite der beiden Jäger, andererseits vermied jeder halbwegs gute Navigator den Austritt mitten im Leerraum zwischen den Sternen.

Auf der Oberfläche des Bergbauschiffes schoben sich Luken zur Seite und machten Railguns und vereinzelt Partikelwaffen platz. Der Realraum war rau und die Gesetze der Republik gestatten es Industrieschiffen, sich mit Waffen vor Piraten zu schützen.

Kaum waren die Schirme hochgespannt, meldete sich Teleus Kami erneut: „Einkommender Funkspruch mit Sichtverbindung.“

„Auf das zentrale Holo schalten“, wies Casper Savage seinen Funkoffizier an.

Gleich darauf gleißte es in der Mitte des Raums auf und das Konterfei eines gut aussehenden Mannes mit blonden Locken baute sich auf, dessen Kopf vom orange-weißen Helm eines Raumanzugs eingerahmt wurde.

Innerlich stöhnte Vostal gequält auf und er befürchtete, es lautstark getan zu haben, so wie sich auf einmal alle zu ihm umdrehten. Natürlich hatte er Schönlingsfresse sofort wiedererkannt und auf Melody Estevinia schien das ebenfalls zuzutreffen. Ihr Gesicht verschloss sich, wie die Arme, die sie vor der Brust verschränkte.

Der Schönling lächelte breit. Er konnte ihn und die junge Frau nicht gesehen haben, da die Aufnahmelinse so gesteuert war, dass sie den Kapitän des Schiffes auf seinem Sessel anvisierte, auf dem dieser soeben Platz nahm.

„Was verschafft mir das Vergnügen? Wir sind vor dem Sprung und wenn sie keinen triftigen Grund für diese Unterbrechung nennen, war es ein kurzes Gespräch.“

„Wir stören nicht lange. Ich möchte nur zwei Unruhestifter einsammeln, die sich meinen Informationen nach, auf ihrem Schiff aufhalten.“

„Und wer sollen diese Personen sein?“, fragte Casper seelenruhig, obwohl Vostal vermutete, dass er genau wusste, wovon sein Gegenüber sprach. Schließlich hatte er im KLAMAS alles im Hinterzimmer mit angesehen.

„Es handelt sich um zwei Besatzungsmitglieder von ihnen, auf die jeweils ein Kopfgeld in Höhe von 200.000 Keks ausgesetzt ist. Vostal Henson und Melody Estevinia.“

Jetzt musste der Kapitän der TINY DRAGON doch schlucken und Vostal spürte, wie ein kalter Schauer der Furcht durch seinen Körper jagte. Auch die LSI war Nuancen heller im Gesicht, was schon eine Leistung für sich darstellte.

„Habe ich richtig verstanden? 200.000 Keks? Von wem wurden die ausgelobt und wofür?“, fragte Casper bohrend, nachdem er sich von seinem ersten Schreck erholt hatte.

Jetzt lächelte Schönlingsfresse breit und zeigte eine Reihe sorgfältig gepflegter Zähne, bevor er sagte: „Das PaGeMi hatte in jüngster Vergangenheit Besuch von einem Mann, der an einer empfindlichen Körperstelle etwas kleben hatte, was nur aufwendig zu entfernen war. Ein garstiges Stück Technologie und es bedurfte all ihr Können, um es abzulösen, ohne bleibende Schäden zu hinterlassen. Von den seelischen Schmerzen gar nicht zu reden, die diesem Mann damit zugefügt wurden. Die Mediziner des pandorianischen Gesundheitsministeriums waren doch sehr schockiert und haben nachgefragt, wem dieser schwere Eingriff in die Gesundheit eines geachteten Untertanen des Ministeriums zu verdanken war. Da fielen dann diese beide Namen, woraufhin der über alles geliebte und angesehene Minister Sun Szei Wang befand, dass so mit seinen Untergebenen nicht umgesprungen werden darf.“

Kollektiv verfinsterten sich die Gesichter innerhalb der Zentrale und die Luft kühlte sich auf den Gefrierpunkt ab. Da hatten Melody und er ja so richtig in die tiefste Kloake gegriffen. Schönlingsfresse, Dummfresse und Fleischfresse waren Mitglieder der berühmt-berüchtigten Unterweltorganisation aus der Pandora-Föderation, die es sich mittlerweile auch in der Taunrak-Republik gemütlich machte. Bei denen rollten schon für geringe Vergehen ganze Gliedmaßen über den Boden.

„Ich verstehe“, sagte Casper dann endlich gedehnt, „ich fürchte nur, wir haben da ein kleines Problem, was aber bestimmt, mit ein wenig guten Willen, von beiden Seiten zu lösen ist.“

„Ich höre?“

Jetzt sah die gesamte Brückencrew auf ihren Kapitän, dessen Miene hinter der dichten Gesichtsbehaarung kaum zu ergründen war. So wie er angespannt auf seinem Sessel saß, hatte er die Ernsthaftigkeit der Bedrohung erkannt. Auch wenn der kleine Drache in den Hyperraum wechselte, ohne in der Glut der Höllenfeuer-Torpedos zu vergehen, trafen sie in nahezu jedem Sonnensystem auf einen Vertreter des Gesundheitsministeriums. Das Problem war nur hinausgezögert.

Es bedurfte jetzt einer Lösung.

Vostals Gedanken rasten um die massive Komplikation herum, den die beiden Zeradin-Jäger und vor allem der gekränkte Stolz von Schönlingsfresse bedeutete.

„Die liebe Melody ist mir wie eine Tochter und unverzichtbar für den Betrieb meines Schiffes. Ich fürchte, sie ist nicht verhandelbar“, sagte der Kapitän mit jovialer Stimme.

„Moment? Hatte er wie eine Tochter gesagt? Vorhin klang das anders“, dachte Vostal erstaunt.

Bevor er seine Gedanken auf das Problem zurück fokussierte, sprach jetzt Schönlingsfresse und die Stimme war nicht mehr so freundlich wie am Anfang.

„Ich glaube, ich habe meinen Standpunkt nicht richtig klargemacht. Es gibt nichts zu verhandeln. Die Zwei sind auszuliefern oder ihr potthässlicher Mülleimer von Raumschiff verwandelt sich in einen Schlackehaufen.“

„Sie möchten wegen einer solchen Kleinigkeit 150 Menschen umbringen und sich dem Zorn der örtlichen Polizei und der Bergungsgilde aussetzen?“

„Ich bitte sie. Der Polizeichef gibt eher etwas zum Kopfgeld dazu, so wie sie ihm manchmal auf der Nase rumtanzen und die Gilde wird gar nichts unternehmen, wenn sie nicht unliebsamen Besuch haben möchte. Das wissen sie so gut wie ich.“

Trotz des dichten Bartes war an den dunklen Augen von Casper Savage abzulesen, dass er kurz vor einem Tobsuchtsanfall stand und innerlich hin- und hergerissen war.

„Henson könnt ihr von mir aus haben, doch Weyl's Tochter steht nicht zur Disposition“, sagte er schließlich mit aller Schärfe in der Stimme, die keinen Widerspruch duldete, drehte sich dann zu ihm um und fügte an ihn gerichtet hinzu: „Tut mir leid, Kleiner. Ich muss an das Schiff und ihre Besatzung denken.“

Vostal schluckte, als er in den Augen Caspers aufrichtiges Bedauern erkannte. Sie wussten beide, was die Ärzte des Gesundheitsministeriums mit Delinquenten veranstalteten. Diese erblickten fast nie das Licht einer Sonne wieder. Aber was zum Henker meinte er mit Weyl's Tochter? Er kannte nur eine Person namens Weyl und die Konsequenzen erschienen ihm unglaublich. So dachte scheinbar auch Schönlingsfresse, dem der Nachname etwas zu sagen schien. Er war zumindest sogleich wesentlich umgänglicher.

„Ich denke, in diesem speziellen Punkt können wir uns einigen. Bin ja kein Unmensch. Wie erfolgt die Übergabe von Henson?“

„Sie können gerne andocken und ihn einsammeln oder möchten sie ihn gut verpackt als Lebendfracht?“

Schönlingsfresse lachte auf und schüttelte dann den Kopf, sodass seine blonden Locken hin- und herflogen. „Offen gesagt ist die Aussicht, ihr Schiff zu besichtigen verlockend und doch muss ich bedauerlicherweise ablehnen. Nicht, dass wir unerwarteten Besuch bekommen. Speziallieferungen frei Haus sind manchmal anstrengend zu übergeben, aber warum schmeißen sie ihn nicht im Raumanzug aus der Luftschleuse und fliegen einfach weiter? Sie sind ihr Problem los und wir sammeln ihn ein.“

Casper nickte zustimmend.

„Hört sich gut an. Wir bereiten alles vor. Geben sie uns ein paar Minuten.“

Vostals Arsch sank auf Grundeis. Das war es dann mit seiner rosigen Zukunft, die sich so erwartungsvoll vor ihm aufgetan hatte.

Melody war näher gekommen und stand jetzt neben seiner Arbeitsstation, in der die Navigations-KI noch immer sämtliche relevanten Daten übersichtlich darstellte. Ihre nachtblauen Augen drückten eine so aufrichtige Traurigkeit aus, dass der Eisklumpen in seiner Magengegend weiter anwuchs. Sein Blick glitt flackernd auf die beiden schematisch dargestellten Zeradin-Jäger, die sich schräg hinter die TINY DRAGON gestellt hatten und aus kürzester Entfernung ihre Torpedos abfeuern konnten.

Es war schon ein Jammer, dass zwei so kleine Schiffe, einem so großen Raumschiff gefährlich wurden. Dabei gab es doch einen triftigen Grund, warum die Jäger überhastet ausgemustert worden waren. Mit einem Mal glitt ein breites Lächeln über seine Lippen und Melody musterte ihn irritiert, als ob er den Verstand verloren hätte.

Das Holo mit Schönlingsfresse war erloschen, als er sich lächelnd an den Kapitän des Bergungsschiffes wandte: „Interesse, deiner Sammlung zwei Jäger der Navy hinzuzufügen?“

Fortsetzung folgt ...



Die Wälder von Katalis

Fantasy-Fortsetzungsgeschichte von Veronika "Vroni" Bärenfänger

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Die Wälder von Katalis – Mobi
Die Wälder von Katalis – ePUB
Die Wälder von Katalis – PDF

Erstes Buch

Die Ankunft

Zeit und Raum

Ich bin General Markus von Lork, Oberbefehlshaber der Lafarenischen Wüsteneinheit. Vor zehn Wintern erwachte ich hier, unterhalb einer Steinformation, mitten im Wald.

Wie ich hier herkam, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich mit meiner Einheit, in der Wüste, auf der Suche nach etwas Schatten war. Wir wollten nur kurz rasten und etwas von dem kostbaren Wasser zu uns nehmen. Nicht lange, denn die Galier waren uns dicht auf den Fersen. Wir fanden diese Steine, die den Anschein erweckten, als wären sie vor Generationen absichtlich in das Gelände eingebracht worden. Ich erinnere mich noch daran, wie ich meinen Gurt lockerte, die Wasserflasche entnahm und mich gegen einen dieser Steine lehnte. Dann fühlte ich einen mächtigen Schlag, der mir die Luft raubte und das Bewusstsein nahm. Als ich wieder erwachte, mussten Stunden vergangen sein. Ich konnte nichts sehen und nichts hören, aber fühlen. Allein die Feuchtigkeit der Luft, die ich atmen konnte, machte mich stutzig. Die erste Berührung mit dem mit Moos bewachsenen Waldboden schockierte mich. Ich war offensichtlich in einem Wald, aber wie kam ich hierher? Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, mein Kopf schmerzte, in meinen Ohren surrte es und ich konnte nichts sehen, schmecken oder riechen. Mein letzter, mir bekannter Aufenthaltsort war die Wüste. Wir befanden uns meilenweit von der nächsten Oase entfernt. Wie kam ich jetzt in einen Wald?

Hatten unsere Feinde uns übermannt und waren wir jetzt Gefangene? Was hatten sie mit mir gemacht? Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Wald lag, bis sich mein Gehör langsam wieder normalisierte. Und dann hörte ich sie, die Geräusche des Waldes, unbekannte und unheimliche Laute. Nichts davon hörte sich an, wie in den Wäldern von Lork. Nichts war mir auch nur im Ansatz vertraut. Es machte mir Angst. Mir, dem mehrfach ausgezeichneten General Markus von Lork, machte dieser Wald eine Höllenangst. So viel Angst, dass ich begann mich dafür zu schämen. Hatte ich nicht in der Schlacht um die Ländereien von Ugwadule, erfolgreich 700 Kämpfer gegen die Galier geführt? In dieser Schlacht waren wir ganz besonders skrupellos gegen unseren Gegner vorgegangen, vor allem, als wir sahen, was sie mit den überlebenden Dorfbewohnern angestellt hatten. Sie hatten viele der Kinder

verschleppt, Mädchen wie Jungs. Die meisten konnten wir nicht wieder finden. Die Vorräte waren immer geplündert worden, genau wie unsere Bodenschätze. Wie viele unserer Frauen nun getötet, missbraucht oder verschleppt wurden, konnte bis zu dem Tag, an dem ich hier erwachte, niemand sagen. 21 Dörfer wurden unter meiner Leitung von den Galliern befreit. Ich tötete zwölf Offiziere eigenhändig im Zweikampf. Die Kollateralschäden zählte ich nicht mit. Zwei Jahre hatte ich meinem Hass und meiner Wut freien Lauf gelassen und so starben auf diesem Weg nicht nur ebenbürtige Gegner, sondern auch Frauen und Bedienstete. Nur Kinder fasste ich nie an, nicht ein Einziges. Ich lag hier in diesem fremden Wald, konnte weder sehen noch riechen oder schmecken und hatte so viel Angst wie noch nie. Es war für Männer der Lafaree nicht üblich, sich solchen Gefühlen hinzugeben. Immerhin gab es eine Gesellschaft zu verteidigen. Eine, die viel Wert auf ihre einzelnen Mitglieder legte und in der Gefühle wie Liebe, Vertrauen und Zugehörigkeit die höchsten Güter darstellte. In dieser Gesellschaft war man nicht ängstlich, hier war man gemeinsam stark, gemeinsam mutig. Aber hier war niemand, ich war völlig alleine und ich sollte mich nicht dafür schämen, dass meine Gefühle mit mir durchgingen.

Ohne etwas zu sehen, richtete ich mich auf und schob mich rücklings gegen etwas, was ich nach kurzer Zeit als Stein identifizieren konnte.

Vorsichtig tastete ich meinen Waffengürtel ab – nichts – keine einzige Waffe, kein Messer, nichts. Ich war also doch ein Gefangener, aber warum hörte ich niemanden und warum konnte ich immer noch nichts sehen? Endlose Stunden hockte ich an diesen Stein gelehnt und lauschte auf jedes ungewöhnliche Geräusch. Ein furchtbares Gefühl, nichts sehen zu können, nicht zu wissen, warum und dann all diese seltsamen, unbekanntes Geräusche. Irgendwann hörte ich ein Knacken und Knarren neben mir. Zuerst ganz zaghaft, dann immer aufgeregter. Ich hatte den Eindruck, dass mindestens zwei Wesen neben mir 'sprachen', aber was war das für eine Sprache? Alles in allem wurde es immer seltsamer.

Als ich mir mit den Händen durch mein Gesicht fuhr, stellte ich fest, dass ich wohl heftiges Nasenbluten gehabt haben musste. Hatte ich einen Schlag in das Gesicht erhalten? Nun, das muss Stunden her gewesen sein, das Blut war zäh und klebrig, ein Teil schon vollends getrocknet. Der Kopf schmerzte und als ich mir mit der Hand durch meine Zöpfe strich, fiel mir auf, dass mein gesamter Schmuck fehlte. All die silbernen Spangen und Schließen, die Perlen und die Drähte. Die sorgsam geflochtenen Zöpfe meines Irokesen öffneten sich schon. Wer zur Hölle tut so etwas und warum? Diese Gedanken halfen mir leider nicht über meine Angst hinweg. Im Gegenteil, die vielen Fragen machten mich mittlerweile schier wahnsinnig. Nachdem jetzt die Laute des Waldes immer klarer wurden, stellte ich fest, dass ich langsam wieder Licht und Schatten erkennen konnte. Ich würde also meine Sehkraft wieder erlangen, ich müsste nur geduldig sein. Das war aber nur eines meiner Probleme.

Meine geliebte Frau hat mir das auch immer vorgeworfen, dass ich zu ungeduldig sei. Anna, wie sehr vermisse ich sie und Tiana, meine kleine, wunderschöne Tiana. Seit ihrer Ermordung hatte ich an nichts anderes gedacht als an Rache. Diese widerwärtigen Galier hatten abgewartet, bis die Männer auf die Jagd gingen und dann unser Dorf überfallen und geplündert. Sie hatten alle niedergemetzelt, einfach alle, die Frauen, Kinder und die Alten. Und das hier? War das jetzt wiederum deren Rache an unseren Gräueltaten? Im Grunde hatten wir uns danach ja nicht wesentlich netter verhalten. Wir hatten auch unsere Aggressionen an den Schwachen ausgelassen. Wobei ich persönlich immer den Kampf mit einem Gegner, Auge in Auge suchte. Mir war es egal, ob ich siegen oder verlieren würde. Anna und Tiana waren tot, es gab nichts mehr, was mich auf dieser elendigen Welt halten würde. Wenn ich also sterben sollte, dann bitte im Kampf, aber nicht so hilflos wie in diesem Moment.

Langsam konnte ich immer mehr sehen, ich nahm bereits deutlich die Unterschiede zwischen Hell und Dunkel wahr. Einmal hörte ich noch dieses Knarren und Klacken und ich bildete mir ein, eine Bewegung wahrgenommen zu haben, aber sicher war ich mir dabei nicht. Es waren mit Sicherheit weitere Stunden vergangen, als es mir endlich besser ging. Die Temperatur war spürbar angestiegen und als ich mich endlich umblicken konnte, musste ich feststellen, dass diese Steine hier große Ähnlichkeit mit der Formation in der Wüste hatten. Außerdem stellte ich fest, dass ich völlig allein war. Zumindest hier, an diesem Ort. Ich blickte mich um, hier war nichts und niemand. Um mich herum gab es nichts anderes als Wald und hier war auch kein Mensch außer mir. Ich betrachtete die Steinformation und als ich meine Hand auf die große Stele legte, unter der ich erwacht war, bildete ich mir ein, ein Kribbeln in den Fingern zu spüren. Eine Vibration, die sich in meinem ganzen Körper ausbreitete. Was für ein seltsames Gefühl. Ich blickte in die Wipfel der Bäume und dem Sonnenstand nach musste es ungefähr Mittag sein. Ich entschloss mich, loszulaufen, heraus aus diesem Wald. Irgendwann würde ich die Orientierung wieder finden. Also lief ich los. Ich lief durch den Wald, bis es dämmerte und war doch nicht einen Schritt herausgelangt. Das konnte doch gar nicht sein. Kein Wald in meiner gewohnten Umgebung war so groß wie dieser, der schier nicht enden wollte. Es muss wohl Vollmond gewesen sein, denn das fahle Licht sorgte dafür, dass es nicht richtig dunkel wurde. Als ich zu müde war, um weiterzulaufen, kauerte ich mich in einem Busch zusammen und versuchte, mich etwas auszuruhen. In der Nacht nickte ich mehrfach weg, schreckte aber immer wieder hoch. Richtig guter Schlaf war das nicht. Als die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel durchbrachen, hatte ich mir etwas Tauwasser von den Blättern gesammelt, getrunken und mich dazu entschlossen, wieder zurück zu den Steinen zu laufen. Glücklicherweise konnte ich meine Spuren vom Vortag noch sehen und fand somit leicht zurück zu meinem Ausgangspunkt.

Also marschierte ich einen halben Tag zu den Steinen und von dort bergauf. Vielleicht konnte ich mir von oben einen besseren Überblick verschaffen.

Es war heiß und der Tau auf den Blättern schon seit einer gefühlten Ewigkeit verdunstet. Die Baumwipfel ließen zwar nur gelegentlich etwas Sonne durch, dennoch heizte sich die darunter entstandene feuchtwarme Luft unbarmherzig auf. Meine Jacke hatte ich mir schon vor einiger Zeit um die Hüfte geschlungen. Langsam meldete sich der Hunger und ich machte mir so meine Gedanken, was ich wohl essen könnte. Die Pflanzen hier waren alle so anders als alles, was mir bisher bekannt war. Ich war mir nicht sicher, ob ich sie essen konnte, also ließ ich es. Im Laufe des Tages ging ich immer weiter bergan und erreichte endlich die Wipfel dieses Waldes. Ein kleines Stück kletterte ich noch über zerklüftete Felsen, bis ich den Gipfel erreichte und dann sah ich es. Ich sah den großen gestreiften Ball am Himmel, der sich wie eine riesige Kugel hinter den Horizont schob. Vor ihm schwebte eine kleinere Kugel, ähnlich des gewohnten Mondes. In meinem Rücken versank die Sonne ganz langsam am Horizont. So weit mein Auge reichte, gab es hier nur Wald. Ich drehte mich um und beobachtete den Sonnenuntergang. Wie bei einem ganz normalen Sonnenuntergang brachen sich ihre Strahlen in einem großen Fluss, der den schier nicht enden wollenden Wald zerteilte und sich dann doch wieder im Dickicht verlor. Ich war wohl nicht mehr auf der Erde, wie ich sie kannte. Ich fragte mich nur, ob es eine andere Welt war, oder ob ich nur eine Reise durch die Zeit gemacht hatte. Die Berater meines Vaters hatten häufig solche Geschichten erzählt, dass die Menschen einst so fortschrittlich gewesen waren und es fast geschafft hatten, zu anderen Welten zu reisen. In den Schulen hatte man uns das Konzept unseres Sonnensystems beigebracht und gelehrt, dass es wohl mehr als eine Welt im Weltall gab. Mit dem Fernrohr blickte ich als junger Bursche gerne zu den Sternen und malte mir die wildesten Geschichten aus. Ich war viel gereist und hatte alle Länder der Lafaree besucht, nichts war hier vergleichbar. Nur wo befand ich mich jetzt und wo waren die anderen Menschen? Ich beschloss, sitzen zu bleiben, vielleicht hier oben, auf den Felsen etwas zu schlafen. Ich legte mich hin und beobachtete diese riesige bunte Kugel und den kleinen Mond. Waren das zwei Monde oder war dieser Waldplanet ein Mond dieses riesigen Balls? Nachdem die Sonne vollends untergegangen war, wurde es abrupt eisig kalt, so kalt, dass ich mich wieder etwas weiter unter die Baumkronen begab. Das fahle Licht, welches die beiden Monde reflektierten, sorgten dafür, dass es nicht richtig dunkel wurde. Im Schutz der Bäume und Pflanzen war es überraschenderweise sogar angenehm warm. Ein paar große Blätter, die ich abreißen konnte, nutzte ich als Decke und wenig später schlief ich auch schon ein.

In den frühen Morgenstunden wurde ich vom herabtropfenden Tau geweckt. Ich öffnete die Augen und dachte noch für einen Moment, ich läge in meinem Bett.

Als ich realisierte, dass dies alles doch kein Traum gewesen war, entdeckte ich ihn, den Hasen. Dieses Tier sah genau so aus wie ein Hase, es muss also ein Hase sein. Gemütlich graste es im Unterholz, knabberte an ein paar Pilzen, hoppelte zu einer Pflanze, an der ein paar Früchte hingen und er bediente sich genüsslich. In diesem Moment beschloss ich, dass dieser Hase meine nächste Mahlzeit werden würde. Voller Enthusiasmus sprang ich auf und wollte nach meinem Messer greifen, aber es war ja nicht da. Der Hase erschrak und ehe ich mich versah, verschwand er im Wald. Ich überlegte, was ich nun tun sollte. Ich sollte mir eine Möglichkeit einfallen lassen, wie ich diesen Hasen fangen konnte. Früher oder später musste ich etwas essen, das war sicher und dieser langohrige Kerl war eine willkommene Mahlzeit. Ich blickte mich um und sammelte ein paar dieser Pilze und ein paar dieser Früchte. Wenn der Hase sie fressen konnte, dann waren sie bestimmt nicht giftig, hoffte ich. Vorsichtig kostete ich zuerst die Pilze, die wie rohe Champignons schmecken und danach genehmigte ich mir zwei dieser orangefarbenen Kugeln, die etwa die Größe einer Pflaume besaßen. Die Früchte waren süß und saftig und stillten den schlimmsten Hunger und Durst. Nachdem ich mich gestärkt hatte, suchte ich einen möglichst geraden Ast und fand auch einen. Ich wollte mir einen Speer daraus fertigen und stand gleich wieder vor dem nächsten Problem. Wie sollte ich den Ast vom Baum schlagen, ohne Werkzeug und wie danach anspitzen? Da fielen mir die Felsen ein. Vielleicht lagen dort Steine herum, die man nutzen konnte. Ich stieg also wieder nach oben und suchte mir ein paar Steine zusammen, die ich für geeignet hielt. Mit einem großen Stein versuchte ich einen nach dem anderen zu zerschlagen, in der Hoffnung, sie würden so zersplittern, dass man damit schneiden oder hacken konnte. Nach etlichen, schweißtreibenden Versuchen, gelang es mir, einen scharfen Splitter abzuschlagen. Weitere schweißtreibende Stunden später hatte ich es geschafft. Mein Speer war geschlagen und gespitzt. Der Preis waren blutige Finger, die ich danach kaum noch bewegen konnte. Der einzige Vorteil dieser Aktion lag dann tatsächlich vorerst darin, dass ich zufällig zwei Steine zusammengeschlagen hatte, die dabei Funken schlugen.

Ich würde also in der Lage sein, Feuer zu machen, mich zu wärmen und meine Nahrung zu kochen. Jetzt hieß es nur noch, herauszufinden, was hier alles essbar war. So verbrachte ich die ersten Tage mit Sammeln von diesen Früchten und den Pilzen, von denen ich ja schon wusste, dass ich sie essen konnte und den mühseligen Versuchen, einen Hasen zu erlegen. Zwischendrin entwickelte ich eine durchaus praktikable Technik, in den Morgenstunden mehr Tauwasser auf einmal zu sammeln und es bis in die Mittagsstunden auch aufzubewahren. Die beiden Feuersteine packte ich in den Beutel, in dem ich früher mein Münzgeld aufbewahrte. Wie alles andere aus Metall waren auch diese nicht mehr da. Mit der Hilfe des Steinsplitters gelang es mir, einen Ast zu spalten. Anfangs band ich den Stein mit Flachs fest,

musste aber feststellen, dass sich dieser zu schnell aufarbeitete. Da musste ich mir noch etwas Besseres einfallen lassen, aber immerhin gab es hier so etwas wie Flachs. Nach einigen Tagen hatte ich mein Lager wieder zur Steininformation verlegt. Von hier aus startete ich immer wieder verschiedene Erkundungstouren, gelangte aber nie aus dem Wald heraus.

Eines Tages packte ich all meine Sachen zusammen und wagte den Ausflug zum Fluss. Was ich leider nicht bedachte, war die Tatsache, dass diese essbaren Pflanzen und Pilze nicht überall wuchsen. Ich musste also irgendwie improvisieren und hoffen, dass ich am Fluss dann ein paar genießbare Fische finden würde. Ich war so naiv zu glauben, dass dieser Wald keine Gefahren für mich parat haben würde.

Nach einer schweißtreibenden Wanderung stand ich dann am Ufer eines Flusses, der so breit war, dass man das andere Ufer kaum wahrnehmen konnte. Vorsichtig kostete ich das Wasser. Wie herrlich erfrischend und genießbar. Ich schüttete mir zwei volle Hände in das Gesicht, bevor ich mich entkleidete und schon bis zu den Knien im Wasser stand. Eigentlich wollte ich mich ins kühle Nass werfen, als mir diese Bugwelle auffiel, die sich direkt auf mich zubewegte. Unweigerlich musste ich an Krokodile denken und ergriff instinktiv die Flucht. Ich erreichte gerade noch rechtzeitig das Ufer, als ein silbrig glänzendes Ungetüm aus dem Wasser schoss und mit seinen mehrfach mit messerscharfen Zähnen ausgestatteten Kauleisten heftig nach mir schnappte. Ich schnappte mir meinen Speer und wandte mich diesem Ding zu. Beherzt stach ich zu und rutschte an den harten Schuppen einfach ab. Das Biest hatte sich zu weit aus dem Wasser gewagt und versuchte nun, mit heftigen Schwanzschlägen wieder in den Fluss zu gelangen. Vielleicht war das meine Chance, nur wie sollte ich diesen Panzer durchdringen? Ich versuchte es erneut und rutschte erneut ab. Diese Schuppen waren hart wie ein Schildkrötenpanzer und glänzten wie das feinste Perlmutter. Einzig diese messerscharfen Zahnreihen mäßigten meine Faszination. Ich versuchte, mit aller Kraft dieses Monstrum zu erwischen, traf in das Maul und das Biest brach, ohne dass ich mit der Wimper zucken konnte, die Spitze meines Speeres ab.

Geistesgegenwärtig stieß ich voran, statt erschrocken nachzugeben und hatte das Ungeheuer am Spieß. Mit letzter Kraft schleuderte ich es noch ein weiteres Stück an den Strand, wo es langsam und zuckend verendete. Erst Stunden später wagte ich, es anzustoßen. Es war definitiv tot, also untersuchte ich es genauer. Das Biest hatte vier Augen, zwei riesige Glupschaugen, direkt links und rechts von seinem steinharten Schädel, sowie zwei weitere, die nach vorn ausgerichtet waren. Die Schuppen waren, wie ich vermutete, aus einer Art Perlmutter und umschlossen den Körper wie eine Rüstung. Im verhältnismäßig großen Maul verbargen sich drei

Zahnreihen, ausgestattet mit einer Vielzahl spitzen und scharfen Zähnen. Ich überlegte noch, ob man aus ihnen vielleicht ein Werkzeug bauen könnte, gab aber den Versuch, einige zu entfernen, nach einigen schmerzhaften Verletzungen auf. Genauso erging es mir mit den Schuppen. Leider würde ich erst viel später entdecken, dass ich dieses Tier überdies hätte essen können und dass die Schuppen perfekte Messer abgeben würden. Ich verscharrte es im Sand, fertigte mir mühselig einen neuen Speer und verbrachte die Nacht am Strand. Im Schein meines Lagerfeuers entdeckte ich dann das Leuchten über dem Wasser. Unzählige Augen spiegelten sich im Mondlicht und betrachteten mich. Zuerst in absoluter Ruhe und dann konnte man hören, wie sie sich gegenseitig angingen, wie das Wasser schwappte, sie schnappten und die Schuppen aneinander rieben. Hier wollte ich nicht bleiben, also schulterte ich meine Sachen und wanderte zurück in die Richtung, aus der ich kam. Mehrere Tage lief ich in die Richtung, aus der ich dachte, dass ich gekommen sei, bis ich auf einen kleinen, glasklaren Teich stieß. Das Wasser war so klar und rein, sodass man das Laub am Boden gut erkennen konnte. Nun, das sollte nichts heißen, immerhin konnte es gut sein, dass sich genau dort, unter dem Laub, ein Untier versteckte. Vorsichtig schöpfte ich also etwas Wasser ab und trank. Nichts passierte, also wurde ich mutiger, brach einen Ast mit vielen Blättern ab und schlug auf die Wasseroberfläche. Abermals geschah nichts. Da ich völlig durchgeschwitzt war, fasste ich den Entschluss, an der flachsten Stelle ganz vorsichtig in das Wasser zu gehen. Knöcheltief stand ich darin und es passierte nichts, es bewegte sich nichts und es griff mich auch nichts an. Ich wagte mich also immer weiter in das kühle Nass und stellte fest, dass hier nichts lauerte. Dieser Teich war ein einfacher Quellteich ohne grauenvolles Monster. Eine gefühlte Ewigkeit war ich noch angespannt und achtete auf alles um mich herum. Letztlich war das Wasser aber so angenehm kühl, sodass ich entspannt die Augen schloss. Geweckt wurde ich von diesem knarrenden Geräusch und dem Klacken, genau demselben Geräusch, welches ich bei meiner Ankunft hörte. Ich machte die Augen auf und blickte in zwei riesige gelbe Augen mit schmalen Schlitzern. Ich wäre beinahe ertrunken, vor lauter Schreck. Das kleine Tier erschrak ebenfalls und huschte in sichere Entfernung. Ich richtete mich im Wasser auf und kletterte heraus. Das Wesen stand bewegungslos einige Meter von mir entfernt und diese handtellergroßen Augen starrten mich an. Ich hockte mich auf den Boden und versuchte nicht mal meine Hose anzuziehen. Die nasse Haut würde das ohnehin unmöglich machen. Ich betrachtete diese kleine Katze. Zumindest hatte es die Größe einer Katze, nur diese riesigen gelben Augen, auch war die Nase recht spitz und erinnerte eher an ein Mäuschen. Nachdem ich diesen Mörderfisch gesehen hatte, war ich auf alles gefasst, nur nicht auf so ein niedliches, flauschiges Blau – das war doch blau, oder irrte ich mich. Dieses Wesen hatte ein zartblaues, flauschiges Fell mit feinen weißen Streifen, die von den äußeren Augenwinkeln

geschwungen, über die Wangen bis zum Näschen reichten. »Hey, wer bist du denn?«, rief ich zu ihm herüber. Ich hörte etwas, wie ein Knacken, ein Fiepen, Schnurren und etwas, dass sich anhörte wie nock, nock, nock.

Das war meine erste Begegnung mit den Limfies, so nannte ich sie, nachdem ich in all den Jahren ihre Sprache gelernt hatte. Na gut, zumindest wusste ich meist, was sie wollten und konnte ihnen mit ein paar kurzen Lauten mitteilen, was ich brauchte.

Zzila und Karr, ein Paar, welches sich auf ewig gefunden hatte. Die beiden sollten fortan sehr hilfreich für mich sein, denn immerhin erleichterten sie mir das Überleben und sie zeigten mir die Höhle. Ein wenig oberhalb des Teiches befand diese sich, in den Felsen. Von außen fast nicht zu erkennen, so dicht war der Efeu darüber gewachsen. Als ich mich dann ins Innere begab, staunte ich nicht schlecht. Hier in dieser Höhle waren eindeutige, menschliche Zeichen. Es hatte hier also einmal Menschen gegeben. Neben einem Bett mit Fellen gab es einen Tisch und einen Stuhl, eine Feuerstelle, deren Rauch über eine geschickte Konstruktion nach außen geführt wurde. Tongeschirr, ein Teller, ein Becher und Tontöpfe zum Kochen und Aufbewahren. Ich fand gegerbtes Leder und zu meinem Entsetzen auch die Überreste des ursprünglichen Höhlenbewohners. Ich fand auch eine Art Aufzeichnungen. Zum einen waren die hinteren Wände der Höhle mit sehr ausführlichen Zeichnungen der Umgebung versehen und in einer Truhe lagen, fein säuberlich sortiert, beschriftete, weiße Baumrinden. Hier würde ich auf jeden Fall eine Weile bleiben, denn durch den Efeu, war ich hier sicher. Ich hatte ein Bett und ich konnte hier Feuer machen, ohne gleich im Rauch zu ersticken. Wasser war nahe und die Limfie konnten mir sicherlich auch zeigen, was ich essen kann und was nicht. So verging die Zeit.

Mittlerweile konnte ich meine Kleidung selbst reparieren und sogar neue anfertigen. Ich war in der Lage, meine Haare über den Ohren mit einem scharfen Steinsplitter zu schneiden und meine Zöpfe neu zu ordnen. Auch meinen Bart hielt ich einigermaßen in Form. Den Männern der Lafaree wurde schon immer eine gewisse Gockelhaftigkeit nachgesagt. Also die Edelmänner der Galier behaupteten das. Sie vergaßen aber, dass unsere Aufmachung zu den Stammesritualen gehörte. Junge Männer mussten sich beweisen und erst danach erhielten sie den Irokesen mit den teilweise verfilzten Zöpfen. Allerdings mussten sich junge Frauen auch beweisen. Jeder bekam eine Aufgabe, die er oder sie bewältigen musste.

Auch die Tätowierungen hatten alle ihre Bedeutung. Das Dornentribal habe ich mir verdient. Ich musste in meinem Initiationsritus gegen ein Wildschwein kämpfen und dieses ist der Ursprung des Tribals. Mittlerweile rankt es sich über meinem linken Ohr, auf der kahl geschorenen Kopfseite. Jeder Dorn ist ein bestandener Kampf, jeder Dorn zeigt einen Sieg und seit die mordende und plündernde Meute über mein Dorf hergefallen war, zeigte sie auch jeden einzelnen Gegner, den ich im

Kampf tötete. Ja, ich kann töten, mit bloßen Händen. Die Skrupel, die ich mit sechzehn noch hatte, habe ich mit meinem Zorn verloren. Die Wut und der Hass haben mich hart werden lassen und langsam dachte ich, dass diese Einsamkeit nun die Strafe von Mutter Natur sei. Wenigstens hatte ich ein bisschen Ansprache, durch die Limfies und ich hatte wenig Zeit zum Grübeln. Ständig gab es etwas zu tun und wenn es nichts zu tun gab, dann machte ich Erkundungsausflüge. Hier gab es genug zu entdecken und beim besten Willen war nicht alles so freundlich wie die Limfie. Bei einem meiner ersten großen Ausflüge wurde ich dann auch von einem Egel gebissen. Ich konnte ihn gerade noch entfernen, bevor ich das Bewusstsein verlor.

Ich wusste nicht, wie lange ich weggetreten war. Jedenfalls erwachte ich durch Zzilas liebevolle Fürsorge. Sie hatte unablässig meine Lippen mit Wasser benetzt, damit ich nicht austrockne. Mein Schädel brummte, als hätte ich mit meinem Schwager ein Saufgelage veranstaltet. Der Geschmack in meinem Mund erinnerte an das Aroma von Feuer und Stahl, der sich bildet, wenn man einen ganzen Tag in der Schmiede verbringt. Ich fühlte mich grauenvoll, bis mir auffiel, dass ich nicht nur wenige Stunden außer Gefecht war, es waren wohl ein paar Tage. Mein körperlicher Zustand ließ mich das vermuten. Ich brauchte viel Wasser und mindestens eine Woche, um wieder einigermaßen auf die Füße zu kommen. Letztlich war ich froh, noch am Leben zu sein. Ich durchsuchte die Aufzeichnungen meines Vorgängers und fand entsprechende Passagen. Auch er hatte ebenfalls unliebsame Bekanntschaft mit diesen Egel gemacht, die es nur zu einer bestimmten Jahreszeit gab. Er hatte aus ihnen ein Mittel gegen den Schmerz entwickelt. Mit Wasser gemischt, hatte er es gegen seine Zahnschmerzen im Mund gespült. Die genauen Mischungsverhältnisse und die Wirkung hatte er genauestens dokumentiert. Er schrieb auch über die Heilwirkung einer bestimmten Pflanze und auch hier genau, über die Zubereitung der Paste. Das war grandios, denn sollte ich mich verletzen, so wäre ich in der Lage, mich selbst zu behandeln. Auch wenn es aussichtslos erschien, ich wollte überleben. Ich konnte mir nicht vorstellen, ewig hier alleine zu bleiben. Das war zwar einfach nur so ein Gefühl und ich konnte nicht ahnen, dass ich recht behalten würde. Nur so, wie es dann kam, hatte ich mir das natürlich nicht vorgestellt.

Katalis, so nannten die Limfie ihren Planeten. Es gab hier Jahreszeiten und da ich nicht genau wusste, ob die Jahre auf Katalis denen auf der Erde entsprachen, zählte ich die Winter. Das eindeutigste, konstanteste klimatische Ereignis. Es wurde kalt, die Bäume verloren viele ihrer Blätter. Der Quellteich gefror an der Oberfläche und es fiel Schnee. Wie in meiner Heimat. Also stellte das kein Problem für mich dar. Zudem hatte ich in meiner Höhle ein wirklich gutes Versteck vor Wind und Wetter.

Mit den Limfie konnte ich mich im Laufe der Zeit immer besser verständigen, wenn ich auch häufig einfach riet, was sie mitteilen wollten.

Jedenfalls war es ein Tag, wie jeder andere. Ich war gerade dabei, das frisch gegerbte Leder weichzuklopfen, als Karr sehr aufgeregt und nervös bei mir erschien. Ich wurde sofort stutzig, Karr, er hatte es nicht so mit mir. Meist war er nicht glücklich mit Zzilas Enthusiasmus und mied mich. Wenn ich das kleine Limfiweibchen richtig verstanden habe, ist sie der Ansicht, dass ich aus einem bestimmten Grund hier bin. Karr hingegen meint, ich wäre ein schreckliches Vorzeichen. Nun, in diesem Moment war er aber so aufgeregt, dass ich ihn kaum verstand. Nur so viel, ich sollte ihn unbedingt begleiten, es wäre etwas angekommen und dieses Ding bräuchte wohl Hilfe. Viele Schmerzen und viel Blut, sagte er noch, bzw. verstand ich. Ich holte also meinen Beutel mit meiner Medizin und folgte ihm in den Wald.

An der Steininformation konnte ich sie schon sehen. Da lag sie.

Eine Frau.

Ein Soldat der Galier. Ich blieb stehen und atmete einmal tief durch.

Sie lag genau an der Stelle, an der ich vor zehn Wintern hier angekommen war. Eine sehr schlanke Frau. Sie wirkte auf mich sehr jung, vielleicht gerade mal dem Kindesalter entwachsen, aber nicht viel älter als zwanzig. Sie hatte dunkle, lange Haare, die locker zu einem Zopf geflochten waren, der sich schon fast auflöste. Das Mädchen trug keinen Helm, aber die schwere Montur der Galischen Armee. Lange, dünne Beine, feingliedrige Finger. Überhaupt nicht muskulös, eher mager, fast zu dürr für einen Soldaten. Sie war schmutzig, sie wirkte ausgetrocknet und abgehetzt und sie hatte definitiv Angst. Ich beobachtete ihr Gesicht, die Augen waren weit aufgerissen und suchten nach etwas, was sie wahrscheinlich nicht sehen konnte. Ich stand da über ihr und betrachtete sie in aller Ruhe. Ihre Augen, das hatte ich so noch nie gesehen, sie hatten zwei Farben. Während das eine das Blau eines glasklaren Eissees besaß, war das andere in einem warmen Branton. Die leicht geschwungenen, dunklen Augenbrauen passten perfekt in dieses Gesicht. Ihre Lippen waren aufgesprungen und das Blut an ihrer schmalen Nase bereits getrocknet. Interessiert registrierte ich jede Feinheit ihres Gesichts, zumindest das, was man unter all dem Dreck sehen konnte. Da sie so viel Angst hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass sie die Geräusche um sich herum schon wahrnehmen konnte.

Mit einer Hand krallte sie sich tief in das Moos, ein weiteres Anzeichen für ihre abgrundtiefe Angst. Ich wusste jetzt nicht, ob ich mich darüber amüsieren durfte oder nicht. War das jetzt fair oder war das jetzt tatsächlich etwas gemein von mir?

In der linken Schulter steckte etwas, das wie eine riesige Klaue aussah. So etwas hatte ich bisher noch nie gesehen, also beschloss ich, mir das genauer anzusehen. Zzila versuchte, mir mit vielen Lauten mitzuteilen, dass es dringend sei und dass die Frau unbedingt meine Hilfe brauchte. Das hier war mein Feind.

Ich hätte mir beim besten Willen nicht vorstellen können, dass die Erlösung aus dieser unendlichen Einsamkeit ausgerechnet ein weiblicher, Galischer Soldat sein würde. Nein, ich habe nichts gegen Frauen. Ich bin überzeugt, sie können viele Arbeiten genauso gut wie Männer erledigen. Mir ging es um den Galier. Da diese junge Frau in einer Uniform steckte, herrschte nach all der Zeit wohl immer noch ein Krieg. Ein einziger Blick reichte, um festzustellen, dass auch sie nicht eine einzige Waffe besaß. Das Portal, wie ich es mittlerweile nannte, hatte wohl sämtliches Metall verschluckt. Ich war mir da nicht sicher, aber mein Vorgänger hatte darüber geschrieben. Ich stand da und beobachtete sie, während Zzila und Karr beide ihre Schnäbel nicht halten konnten. Die beiden waren so aufgeregt. Also beugte ich mich über sie, knackte und schnurrte den Limfies eine Antwort entgegen. Ich würde ihr helfen, in dem Moment, in dem ich das mitteilte, hoffte ich bereits, dass sie sich auch helfen lassen würde.

Ich kniete mich nieder und packte ihren rechten Arm fest. Sie fing natürlich an, wie eine Wilde um sich zu schlagen, aber in dem Zustand konnte sie garantiert nichts gegen mich ausrichten.

»Hör auf!«, raunte ich sie an.

Sie schnappte nach Luft, wollte antworten, aber es kam kein Ton über ihre Lippen.

Ich packte fester zu und drückte die Schulter mit dem Knie auf den Boden.

Sie schrie.

»Hör auf! Du wirst deine Kraft noch brauchen!«

Ich glaube, ich hörte mich nicht wirklich nett an, irgendwie war mir auch nicht nach 'nett' zumute.

Sie hörte auf und ich lockerte den Griff. Ich wedelte kurz mit der Hand vor ihrem Gesicht und da sie keine Reaktion zeigte, musste ich lachen. Oh, war das hässlich von mir, aber irgendwie auch nicht. Sie versuchte, wieder etwas zu sagen.

»Lass es!«, fuhr ich sie an und fügte hinzu, »Das ist der Sprung, das dauert, bis es wieder geht.« Das wird ihre Gedanken bestimmt eine Weile beschäftigen. Unterdessen sprach ich mit den Limfie ab, was ich nun tun wollte. Die beiden müssten mir ein wenig zur Hand gehen. Zzila konnte es natürlich nicht bleiben lassen, von ihrer Vorahnung zu sprechen, während Karr das Ganze für ein schlechtes Omen hielt. Darüber würden wir aber heute keine Entscheidung treffen, ich würde jetzt entscheiden, ob ich die Klaue sofort entferne oder erst später in meiner Höhle.

Ich überlegte kurz und entschied mich für jetzt. »Ich werde dir jetzt diese Klaue entfernen«, sagte ich trocken und packte ihren Kopf. Natürlich wehrte sie sich gegen meinen Griff, was es jetzt nicht gerade leicht machte. Mein Knie fixierte ja bereits ihre Schulter, also verlagerte ich noch etwas mehr Gewicht darauf. Das tat weh, das war mir klar. Sie ließ es ja auch hören. Allerdings hatte sie ihren Mund

auch so schön weit offen, sodass ich ihr ein wenig meiner Egelpaste hineingeben konnte. Laut meines Vorgängers würde die Narkose etwa zwei Stunden anhalten. Ich hatte mich bei der Zubereitung der Paste exakt an die Vorgaben gehalten. In ein paar Minuten konnte ich also loslegen.

Da sie das Zeug beinahe ausspucken wollte, musste ich ihr Mund und Nase zuhalten.

Ich bin dann aufgestanden, nachdem sie geschluckt hatte. Widerliches Zeug, ich weiß, ich habe eine niedrigere Dosis geschluckt, als ich es gegen Schmerzen getestet hatte.

Man konnte praktisch sehen, wie sich das Gift in ihrem Körper ausbreitete. Zuerst würgte sie, dann wandte sie sich vor Schmerzen, bis ihre Bewegungen immer langsamer wurden.

Sie wurde immer ruhiger, während sie die Kontrolle über ihren Körper vollständig verlor. Ich beugte mich über sie und sagte,

»Jetzt werden wir sehen, was für ein Soldat du bist.«

Den Spott konnte ich mir nicht verkneifen. Warum war mir jetzt schon klar, dass das Ganze hier noch eine große Menge an Stress bedeuten würde?

Ich packte sie fest und mit einem Ruck drückte ich die Klaue von hinten nach vorn durch die Schulter. Mit einem weiteren Ruck zog ich dieses Teil dann völlig aus der Wunde und warf es auf den Boden.

Danach entkleidete ich sie und versuchte, die Wunde zu versorgen. Es blutete stark und natürlich war ich mir nicht ganz sicher, ob die Pflanzenpaste auch bei so großen Wunden gut wirken würde. Ich brauchte eine Menge davon, bis ich dieses Loch in ihrer Schulter versorgt hatte. Nun, ich würde wohl in den nächsten Tagen neue Paste ansetzen müssen. Hoffentlich war die Jahreszeit der Pflanze noch nicht vorbei.

Nachdem ich alles sorgsam verbunden hatte, wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und kontrollierte noch den Rest ihres Körpers. Keine weiteren Verletzungen, sollte sich also die Wunde nicht noch entzünden, so hatte das Mädchel relativ gute Chancen. Ich zog sie wieder an, sammelte die Klaue ein und steckte sie in meinen Beutel. Das Ding würde bestimmt ein gutes Werkzeug geben.

Zzila und Karr schickte ich weg. Ich würde damit alleine zurechtkommen.

Bevor ich ging, blickte ich erneut auf die Steinsäule, unter der sie gelegen hatte.

Der gleiche Ort, an dem ich vor etwa zehn Jahren hier landete.

Ein Sprung durch Zeit und Raum und jetzt kam dieses Mädchen, ebenfalls ein Mensch, aus meiner Welt. Ich blickte sie an, ein Galier, zog die Nase hoch und

spuckte abfällig auf den Boden. Sie war der Feind, nichts, wofür sich der Aufwand lohnte.

Ich weiß nicht, ob es diese Einsamkeit hier war oder einfach, weil die Zeit eben doch die Wunden heilt. Auch wenn mir eigentlich nicht nach Vergebung war, ich würde mich um sie kümmern. Schwierig würde es allemal werden. Sie musste erst begreifen, wo sie sich jetzt befand.

Katalis, ein Waldplanet, der eigentlich ein Paradies für Menschen wäre. Zumindest gibt es hier ausreichend Nahrung und Wasser. Wie bei jedem Paradies existiert aber ein Haken. Ich schulterte das Mädchen und wanderte zurück zu meiner Höhle.

* * *

Die junge Frau war ohne Vorwarnung auf einen fremden Planeten geschleudert worden.

Sie hatte die Augen geöffnet und versucht, sich zu bewegen. Seit ein paar Stunden lag sie hier, direkt unter der efeubewachsenen Stele.

Ein stechender Schmerz fuhr ihr durch die linke Schulter. Sie schloss die Augen und tastete vorsichtig mit der rechten Hand über das Leder ihrer Uniform. Etwas Spitzes steckte tief in der Schulter. Sie versuchte, sich zu entspannen, was war geschehen?

Zusammen mit ihrer Einheit hatte sich die Soldatin in der Wüste befunden. Sie waren in einen Hinterhalt geraten, als sie versuchten, in diesen seltsamen Steinformationen Schutz zu finden.

Es surrte in ihrem Kopf, die Schulter schmerzte stark und sie konnte sich kaum konzentrieren. Was war da noch?

Sie erinnerte sich, wie Colonel Simmons tödlich getroffen zusammenbrach.

Cynthia, ihre beste Freundin, sie hatte gesehen, wie ihr Brustkorb von etwas durchbohrt worden war.

Ein Gronk!

Der Gedanke schockierte sie, die Lafaree hatten offensichtlich einen Pakt mit ihnen geschlossen. Das war eine Katastrophe, niemand konnte gegen die Gronk etwas ausrichten. Der Krieg würde sich jetzt gegen sie wenden, die Lafaree würden siegen und die Galier auslöschen. Wie hatten sie das geschafft, bisher war es niemandem möglich gewesen, mit den Gronk eine Allianz einzugehen. Diese Wesen waren nicht kontrollierbar. Sie bewohnten die Wüsten, versteckten sich in Steinhöhlen, lebten von dem, was ihnen die Wüste bot. Diese haarigen Gestalten, mit

scharfen Klauen und Zähnen, waren unzivilisiert und unzähmbar. Man erzählte grausame, blutrünstige Geschichten über sie. Einige behaupteten, sie seien gar nicht von der Erde. Sie seien hier ausgesetzt worden, kämen von einem der blinkenden Sterne dort oben am Himmel.

Wusste das jemand? Wusste jemand, was hier draußen in der Wüste vor sich ging? War das dem Stab bekannt? Wenn nein, es musste sie jemand warnen.

Abermals öffnete die Frau die Augen, ein dichter Schleier um sie herum, sie konnte rein gar nichts erkennen. Waren das ihre Augen, oder war sie in völliger Dunkelheit? Sie versuchte, sich aufzurichten, brach den Versuch sofort ab, zu sehr schmerzte die Schulter. Ihr war schwindelig, der Kopf, nein, der ganze Körper schmerzte, als wäre sie gegen eine Wand geprallt. Sie überlegte, ja natürlich, das war sie auch, es hatte sie etwas getroffen und sie war rücklings gegen einen dieser Steine geschleudert worden.

War das jetzt wohl eine abgebrochene Klaue, die da in ihrer Schulter steckte? Sie atmete einmal tief durch, fasste an das Ding in ihrer Schulter und versuchte, es herauszuziehen. Sie bäumte sich auf, sackte wieder zurück und konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Das, was auch immer es war, steckte zu tief, um es einfach herauszuziehen. Sie atmete schwer, leckte sich über die aufgesprungenen Lippen. Sie konnte immer noch nichts ihrer Umgebung erkennen. Entweder war es stockfinstere Nacht, oder der Aufprall an dem Stein hatte auch ihre Augen verletzt. Es war kaum etwas zu hören, oder konnte sie das auch nicht mehr?

Sie wischte sich mit der rechten Hand durch das Gesicht. Das Blut war bereits zähflüssig angetrocknet und klebte zwischen den Fingern, sie musste schon eine ganze Weile hier liegen.

Die junge Frau konnte nichts sehen und nichts hören, sie hörte nur das Surren in ihrem Kopf. Wenn sie sich noch einen kurzen Moment ausruhte, vielleicht käme dann die Kraft zurück. Sie ließ die rechte Hand neben sich in den Sand gleiten ...

Sand? Das war kein Sand, das war feucht und weich. Abermals versuchte sie, etwas zu sehen, konnte aber nichts erkennen. Sie tastete mit den Fingern über den Untergrund. Das war eindeutig kein Sand, das war Moos, feucht und weich. Sie spürte Blätter und Nadeln. Ihr letzter bewusster Aufenthaltsort war tief in der Wüste gewesen, dort hatte es weit und breit keinen Wald gegeben. Alles, was sie zum Schutz finden konnten, war doch diese seltsame Steinformation, die wie eine alte Kultstätte wirkte.

Wie um alles in der Welt kam sie in einen Wald?

Ihr Puls schoss in die Höhe, sie konnte es nicht verstehen, außer den Truppen war es gelungen, die Gronk erfolgreich zu bekämpfen. Aber warum war sie dann allein?

Da sie nicht in der Lage war, die Geräusche des Waldes wahrzunehmen, konnte sie auch nicht wissen, dass sie schon eine ganze Weile nicht mehr allein war. Zwei katzenähnliche Wesen hatten sie schon inspiziert. Einheimische, intelligente Wesen dieses Waldplaneten. Generell recht friedliche Wesen.

Die Frau hatte die Aufmerksamkeit der beiden auf sich gezogen, seit sie versucht hatte, sich die Klaue aus der Schulter zu ziehen. Zaghafte näherten sie sich ihr, die zu diesem Zeitpunkt weder etwas hören, noch sehen konnte.

Die beiden Wesen huschten nun schon eine ganze Weile um das Mädchen herum, betrachteten sie von allen Seiten und unterhielten sich.

Eine Reihe von Zisch – Knarr – und Schnurrlauten in aufgeregter Abfolge. Das Pärchen diskutierte, was zu tun war. Die Zeit drängte, das viele Blut, der Frau ging es nicht gut und der Mann war schließlich auch genau hier aufgetaucht.

Beide zischten und diskutierten noch ein wenig, bis sich einer aufmachte, um den Mann zu holen.

Währenddessen gingen der Soldatin tausend Gedanken durch den Kopf. Sie lag mit offenen Augen auf dem Rücken. Sie wollte warten, bis sie sich etwas besser fühlte.

Die junge Frau konnte sich das alles nicht erklären, wie kam sie in diesen Wald und vor allem, warum war sie allein? Immer wieder kreisten die Gedanken um die Tatsache, dass sie sich nicht mehr in der Wüste befand. Ein Gefühl, das einen wahnsinnig machen konnte.

Mit der Zeit wurde das Surren in ihrem Kopf leiser und die Geräusche des Waldes drangen sukzessiv zu ihr durch. Hoffnung keimte in ihr auf, wenn sie wieder etwas hören konnte, konnte sie vielleicht auch bald wieder etwas sehen. Sie lauschte eine ganze Weile den Geräuschen, die natürlich sehr unheimlich erschienen, vor allem da sie kaum Licht und Schatten unterscheiden konnte. Dann hörte sie es laut knacken, als ob jemand auf einen Ast gestiegen war.

Der Blutdruck stieg augenblicklich, die Atemfrequenz steigerte sich. Das Mädchen suchte mit den Augen etwas und konnte doch nichts sehen, sie grub die Finger der rechten Hand in das Moos, mit der linken konnte sie sich nicht bewegen. Ihr Herz raste, der Mund wurde trocken. Was auch immer da jetzt auf sie zukam, sie war nicht in der Lage sich zu wehren. Beinahe wünschte sie sich, dass sie immer noch nichts hören könnte.

Es raschelte und knackte nun direkt neben ihr. Sie hatte das Gefühl, als beuge sich jemand über sie und daraufhin spannte sie jeden Muskel in ihrem Körper. Die Schulter tat ihr weh, aber sie würde sich sicherlich nicht ohne Gegenwehr töten lassen.

Dann hörte sie eine Stimme, die seltsame, knackende, knurrende und zischende Laute von sich gab. Das Zischen und Schnarren auf der anderen Seite reagierte.

Jemand kniete neben ihr nieder und wartete einen Moment, bevor er ihren rechten Arm fest packte und auf den Boden drückte. Sie fing an, wie wild, um sich zu schlagen, mit wenig Erfolg.

Er sprach mit ihr und lachte sie aus.

Sein Lachen verwirrte die junge Frau und sie versuchte zu sprechen.

»Lass es!«, fuhr er sie an, »Das ist der Sprung, das dauert, bis es wieder geht.« Was? Was für ein Sprung? Das Mädchen war jetzt völlig verwirrt, was ging hier vor? Diese elende Angst wollte nicht weichen. Sie hörte ihn abermals zischen, knurren und knacken und wieder schien ihm etwas zu antworten.

Mit seinem Knie drückte er ihre rechte Schulter fest zu Boden, woraufhin sie einen Schmerzschrei ausstieß. Er nutzte die Gelegenheit und flößte ihr etwas ein, wechselte blitzschnell seine Hand und hielt Mund und Nase zu, bis sie schluckte, dann ließ er locker und stand auf.

Die junge Frau hatte einen abscheulich bitteren Geschmack im Mund, sie hustete und würgte, gleichzeitig krümmte sie sich vor Schmerzen.

Vom Mund heraus breitete sich ein schreckliches Gefühl aus. Wie eine Welle verteilte sich das Gift und betäubte ihre Nerven rasend schnell.

Was hatte er ihr gegeben?

Sie spürte, wie es langsam auf den ganzen Körper betraf, wie es sich immer mehr ausbreitete.

Während sie immer ruhiger wurde, verlor sie die Kontrolle über ihren Körper.

Ein Betäubungsmittel. Sie sollte möglichst wenig Schmerzen haben, dennoch war sie bei Bewusstsein.

Nach einer Weile beugte er sich über sie, sie spürte seinen Atem in ihrem Gesicht, unfähig sich zu bewegen. Sie hörte, wie er spöttisch sagte,

»Jetzt werden wir sehen, was für ein Soldat du bist.«

Danach hatte er sie gepackt. Sie spürte noch, wie er mit einem Ruck die Klaue in ihrer Schulter bewegte und dann verlor sie das Bewusstsein.

* * *

Zzila hatte sie entdeckt. Das kleine Limfiweibchen war den Menschen sehr wohlgesonnen, was für ihren Partner leider nicht zutraf. Karr mochte den Menschen nicht und zeigte das immer wieder offen und ohne Scheu. Er hatte schon einmal schlechte Erfahrungen mit einem Menschen gemacht. Dem Mann, der früher in der Höhle wohnte, der hatte ihn gejagt und wollte ihn wohl essen. Menschen waren primitive Geister, sie gierten nach Waffen aus Stahl, um sich letztlich gegenseitig zu töten. Warum sollte man also diesem Menschen hier helfen?

Das Wesen war verletzt und die Natur würde schon dafür Sorge tragen, dass die Bestandteile nicht ungenutzt vergehen. Zzila war da anderer Ansicht. Sie dachte zwar auch, dass die Menschen nicht wirklich intelligente Wesen waren. Zu viel Hass herrschte unter ihnen und das war alles andere als zivilisiert. Das Limfiweibchen sah das Erscheinen des Mannes aber als Zeichen. Ihre Großmutter hatte ihr davon berichtet, dass es in ihrer Kindheit Menschen gab. Gute Menschen, die versuchten etwas Vernünftiges hier aufzubauen und leider scheiterten. Sie hatte erzählt, sie seien wieder gegangen und hätten vorhergesagt, dass eines Tages wieder Menschen kommen würden. Mit guten Absichten, wichtig für den Planeten. Wobei Zzila zugeben musste, dass Markus sich in vielen Dingen einfach völlig idiotisch benahm. Sie glaubte an das Gute im Menschen, also setzte sie sich auch für dieses Wesen ein. Als an diesem Tag nun die Frau erschien, war das für Zzila ein gutes Zeichen. Bald würden wieder Menschen auf Katalis leben. Hoffentlich friedlich.

Unterschlupf

Ich musste nicht weit gehen, wobei ich dieses Fliegengewicht wahrscheinlich noch einige Kilometer weiter hätte tragen können.

Warum schickte man solch ein zartes Wesen an die Front?

Das konnten tatsächlich nur Galier, die schickten auch Kinder in den Krieg.

Die Lafaree hatten natürlich auch Frauen in ihren Truppen, aber nicht so zarte, zerbrechliche Wesen. Ich würde aber noch merken, wie sehr ich mich in dieser Annahme täuschte. Das Mädchen war wehrhaft wie eine Katze.

Eine Sache hatte sich jetzt bewahrheitet. Auf gar keinen Fall würde ich so enden, wie mein Vorgänger. Sollten sich etwa noch mehr Gegebenheiten bewahrheiten? Diese wichtige 'Sache' von der Zzila immer sprach, vielleicht?

An meinem Unterschlupf angekommen, legte ich sie vorsichtig auf den Boden. Der Efeu verbarg zwar recht gut meinen Eingang, dennoch hatte ich Schilf zu großen Matten geflochten, um den Durchgang fester zu verschließen. Ich hatte mich ja damit abgefunden, meinen Lebensabend hier zu verbringen, also wollte ich für mich die größtmögliche Sicherheit. Ich weiß nicht, womit ich rechnete, oder wer mich hier unangekündigt besuchen sollte. In zehn Wintern war es nicht geschehen. Aber egal,

ich hatte so das Gefühl, in einem Haus zu leben und nicht in einer Höhle, wie ein Urmensch. Allerdings fühlte ich mich manchmal so. Wie ein Höhlenmensch, so all ohne den Stahl.

Nein, es gab keine Erze hier. Zumindest nicht oberflächlich, vielleicht konnte man sie tief im Fels finden, aber selbst dann gab es ja keine Möglichkeit, das Feuer so heiß zu schüren, dass es diese Erze auch schmelzen könnte. Das fehlte hier, allerdings gab es genug zu essen und meine Fähigkeiten in der Jagd sorgten dafür, dass ich auch regelmäßig etwas Fleisch auf dem Tisch hatte.

Ich hob sie an und trug sie über die Schwelle und genau so fühlte sich das an. Ich wollte nicht, dass sich das so anfühlte. Sie war nicht meine Frau!

Diese verdammte Einsamkeit machte mir gerade einen gewaltigen Strich durch meine Rechnung. Alles, was ich mir auf dem Weg hierher vorgenommen hatte, war dahin. Ich versuchte, dieses Gefühl abzuschütteln.

Ich wollte sie auf keinen Fall als etwas anderes sehen, als das, was sie war. Eine galische Frau, die durch Zufall hier gelandet war. Das wollte ich mir einreden und ich wollte mir unbedingt einreden, dass sich da auf gar keinen Fall etwas anderes entwickeln würde, als eine Art Duldung.

Gut, zu Beginn würde sie selbst dafür Sorge tragen, dass ich mich erst einmal nicht anfreundete. Wie zuvor erwähnt, es war mir noch nicht nach Vergebung.

Sie würde ohnehin noch für ein wenig Aufregung sorgen und bis dahin sollte ich es genießen, dass sie schlief.

Ein Lafaree und ein Galier

Wie schnell würde sie begreifen, dass dies hier überhaupt keine Rolle spielte? Wie schnell würde ich selbst akzeptieren, dass dies gar keine Rolle spielen darf?

Vorsichtig legte ich sie auf meinen Schlafplatz. Ich befreite sie von ihrer Uniform und positionierte sie so, dass sie bequem lag. Unter den verletzten Arm legte ich ein zusammengerolltes Fell, um Schmerzen zu vermeiden. Ich deckte sie zu und machte mich daran, meine Öllampe zu entzünden. Danach entfachte ich mein Feuer und setzte den Tontopf auf die Flammen. Ich füllte Wasser hinein und zerhackte etwas Gemüse. Die Knochen meines letzten Mahls, gab ich ebenfalls hinein, etwas Salz und ein paar Kräuter. Kurz darauf fing das Wasser an zu kochen und nach und nach durchflutete der würzige, angenehme Geruch der Suppe die Höhle. Das konnte einem das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Ja, ich hatte hier einiges gefunden, um mein Leben angenehmer zu machen. Allerdings hätte ich mich weit-aus schwerer getan, hätte ich nicht die wertvollen Hinweise meines Vorgängers gefunden. Auch die Limfies waren sehr hilfreich, vor allem, was Obst und Gemüse anging.

Das Mädchen würde noch viel Kraft brauchen, bis diese Wunde zugeheilt war. Ich hoffte, sie würde wenigstens so lange schlafen, bis die Nebenwirkungen des Sprungs verschwanden. Nicht mal meinem größten Feind wünschte ich das Gefühl, dass ich hatte, als ich feststellte, dass ich alleine bin. Also würde ich jetzt nicht gehen, ich würde warten, bis sie zu sich kam.

Ich setzte mich auf meinen Stuhl, holte die Klaue aus dem Beutel und betrachtete sie. Das würde eine gute Waffe geben, damit würde sich bestimmt gut jagen lassen.

Es dauerte mehrere Stunden, bis die Kleine wieder zu sich kam. Ich hatte unterdessen die Klaue mit meinen Steinen bearbeitet und die kräftigende Brühe kochte ebenfalls vor sich hin.

Ich malte mir in den verschiedensten Konstellationen aus, wie sie wohl reagieren wird, wenn sie mich zum ersten Mal sieht. Meine Herkunft wollte ich nicht verbergen. Ich war nun mal ein Lafaree, sogar ein von Lork. Der Sohn des Lafaree, dem es gelungen war, die Stämme zu vereinen. Meinem Vater gehörten die Wiesen, die Felder und die Wälder des Lork, so nannte man das Land, auf dem mein Stamm lebte. Fruchtbar und natürlich sehr begehrenswert für die Galier. Diese Edelleute waren so arrogant, sie unterhielten Bedienstete, die ihnen die Arbeit abnahmen. Ihre Untertanen wurden eher wie Sklaven behandelt und nicht wie die Bürger eines Volkes. Bei dem Gedanken musste ich meinen Kopf schütteln.

Ich dachte daran, dass wir uns ja auch optisch von den Edelleuten unterschieden.

Die Lafaree waren gebildete Menschen. Dennoch bestellten sie ihre Felder selbst, sammelten die Früchte des Waldes und gingen auf die Jagd. Die Männer und Frauen kümmerten sich gemeinsam um Haus und Hof. Frauen durften alles werden, was sie wollten, da wurden ihnen keine Grenzen gesetzt. Mit sechzehn durchliefen alle Kinder ihr Initiationsritual, in dem sich alle ihre Bestimmung suchten. Jeder meisterte seine Herausforderung und erhielt als Belohnung sein Tattoo. Wir Lafaree waren stolze Menschen, hart im Nehmen, raue Schale, weicher Kern und das trugen wir nach außen.

Als Mann war man bärtig, tätowiert, trug einen Irokesen und Zöpfe, die gerne mit diversen Metallen verziert wurden. Dazu dann eine lederne Montur mit Fell, schwere Stiefel und meist auch hier Metall zur Zierde. Lafaree-Frauen waren natürlich etwas feiner gekleidet, sie hatten keinen Irokesen, aber durchaus sehr gepflegte Haare mit Zöpfen und Knoten. Ihre Körper trugen ebenfalls einige Tätowierungen, jede einzelne davon mit einem besonderen Hintergrund.

Mein Vater hatte die Stämme vereint. Das Buschvolk der Ugwadule, das Waldvolk von Vildskov, das Bergvolk von Harmaapatra, und mit den Ebenen von Lork waren das die vier Hauptstämme der Lafaree.

Über die Galier wusste ich nur, dass sie in einer monarchistischen Struktur lebten. In ihren Städten gab es zwei Schichten von Menschen, die Reichen und die Armen. Die Armen waren hauptsächlich Bauern und Bedienstete, die gnadenlos ausgebeutet wurden.

Mein Wissen über deren Lebensweisen oder gesellschaftliche Strukturen war somit erschöpft. Ich wusste tatsächlich nicht viel über meinen Feind.

Während ich mir also meine Gedanken machte und an der Klaue herum schnitzte, schlief das Mädchen tief und fest.

Zweimal prüfte ich, ob sie überhaupt noch atmete, denn sie bewegte sich überhaupt nicht.

Meine Kleidung hatte nach all den Jahren nicht mehr viel mit der traditionellen Kleidung eines Lafaree zu tun. Ich nutzte Flachs, dem ich, auf einem Stein, die Samen abschlug und ihn danach in Wasser einlegte. Nach dem Trocknen zog ich die Fasern so lange über ein Holz, bis sich eine weiche Faser daraus ergab. Ich verspann mit einem kleinen Stein und einem Ast die Fasern zu einer einigermaßen gleichmäßigen Schnur und verwebte diese dann zu einem Stoff. Mit einem gespaltenen langen Dorn gelang es mir dann, Stoffstücke daraus zu fertigen, um Hemden und Hosen daraus zu nähen. Einige Felle meiner Beutetiere, nicht alle, behandelte ich, indem ich sie in einem Aschebad von Haaren und dem Fett befreite. Danach wusch ich es gründlich aus, ließ es trocknen und klopfte es langwierig, damit ich es später, mit Lederbändern verknüpft, tragen konnte. Neben meinem Wurfspeer hatte ich mir Pfeil und Bogen gebaut. Alles aus Holz, die Sehne aus Darm, damit konnte ich gut jagen gehen. Zu Essen gab es hier genug, der Wald strotzte nur so von Essbarem, wilde Gemüse, Obst und natürlich Wild. Eigentlich genau wie in der Heimat, es hatte nur eine Ewigkeit gedauert, bis ich herausgefunden hatte, was davon genießbar war und was nicht.

Es dämmerte bereits, als sich das Mädchen zum ersten Mal bewegte. Als ihre Bewegungen immer häufiger wurden, stand ich auf, füllte eine Schale mit Suppe, legte den Löffel hinein und stellte sie auf den Boden vor dem Bett. Es war besser, sie würde mich erst von der Ferne sehen. Es würde ohnehin eskalieren und ich wollte nicht gleich wieder grob werden, wobei ich befürchtete, dass ich das erneut werden müsste.

Ich beobachtete sie. Bestimmt hatte sie noch den widerlich bitteren Geschmack im Mund. Wahrscheinlich denkt sie, sie sei in ihrem Bett. Das hatte ich ja auch gedacht. Ich konnte an ihren Bewegungen abschätzen, was da gerade in ihrem Kopf vorging. Sie überlegte wahrscheinlich, ob sie in Feindeshand war oder bei einem Freund. Beides nicht ganz falsch – ich musste schmunzeln.

Nun, wenn sie nicht dumm war, dann sollte sie mittlerweile bemerkt haben, dass ihre Wunde ordentlich versorgt worden war. Welcher Feind würde so etwas tun?

Komm schon Mädchen, sieh mich an ...

In dem Moment drehte sie sich zu mir.

Sie zog die Beine an, setzte sich abrupt auf und rutschte mit dem Rücken zur Wand. Sie hatte mich offensichtlich erkannt und offensichtlich hatte sie sich auch schon wieder selbst wehgetan. Armes Ding, wie furchterregend musste ich doch wirken, sodass sie mich wie paralysiert anstarrte.

Unweigerlich musste ich lachen. Ich richtete mich dabei auf, was zur Folge hatte, dass die Kleine sich noch mehr zusammenkauerte und vor Schmerz stöhnte. Ich holte tief Luft und konnte mir den zynischen Unterton nicht verkneifen, als ich sagte: »Die Begrüßung habe ich mir tatsächlich freudiger vorgestellt.«

Wie gerne hätte ich jetzt in ihre Gedanken sehen wollen, sie zog jedenfalls das Fell dicht an sich und fragte,

»Was willst du?«, und fügte ein, »Wo bin ich? Was mach' ich hier?«, gleich hinzu.

Ich achtete darauf, mich nicht zu sehr zu bewegen, denn ich wollte ihr nicht noch mehr Angst machen. »Ich will gar nix, du bist in meinem Haus, du ruhst dich aus«, antwortete ich kurz und bündig.

»Willst du mich verarschen?«, schmetterte sie mir mutig entgegen.

»Nein, wie kommst du darauf?« Ich versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben. Keine Panik, sie war immerhin verletzt.

»Ich war in einem Hinterhalt, das wart ihr, ihr habt die Gronk auf uns gehetzt«, sprudelte nur so aus ihr heraus.

Ich rutschte mit dem Stuhl ein wenig herum, um ihr direkt gegenüber zu sein, beugte mich leicht nach vorn, stützte die Ellenbogen auf die Knie, wischte mir über die Mundwinkel und sagte, »Erstens weiß ich nicht, was ein Gronk ist und zweitens war ich seit gut zehn Jahren nicht mehr im Krieg.«

»Du lügst!«, platzte es aus ihr heraus.

»Warum sollte ich das tun?«, fragte ich sie.

»Weil du ein Lafaree bist!«, schrie sie.

»Ach ...«, ich musste unweigerlich laut lachen, »... das reicht also, um ein Lügner zu sein.«

»Du willst mich nur durcheinander bringen, damit ich einen Fehler mache!«, schmolte sie jetzt.

Irgendwie fing sie gerade an, sich irgendetwas zu konstruieren. Vielleicht, weil nicht sein konnte, was nicht sein darf?

»Überleg doch mal«, ich griff nach der Klaue, zeigte sie ihr und fuhr fort, »hätte ich dir wirklich diese Klaue aus der Schulter geholt, wenn ich dich töten wollte?«

Jetzt hatte es ihr die Sprache verschlagen. Ich nutzte die Sprachlosigkeit, deutete auf die noch dampfende Suppe und sagte mit Nachdruck: »Iss!«

Ich beobachtete, wie sie auf die dampfende Schüssel schielte. Sie musste Hunger und Durst haben. Ich sah, wie sie an den Rand des Bettes rutschte und in dem Moment, als sie sich hinunterbeugte, fiel ihr offensichtlich auf, dass ich sie entkleidet hatte. Ich hatte das tatsächlich nicht bedacht, denn ich wollte es ihr eigentlich nur bequem machen. Die schwere Soldatenmontur war einfach nichts für einen geschwächten Körper.

»So ist das also, ich bin deine Beute«, sagte sie trocken.

Da sie mich eingehend ansah, vermute ich, dass sie versuchte, meinen Gesichtsausdruck zu erfassen. Ich lehnte mich zurück, strich mir mit beiden Händen durch das Gesicht, atmete einmal tief ein und antwortete: »Ich wusste ja, dass das nicht so einfach wird, aber ...«

»Was aber? Ich bin doch nicht blöd oder welchen anderen Grund sollte es haben, dass ich noch am Leben bin!«, fiel sie mir ins Wort.

Kopfschüttelnd sagte ich ernst: »Iss, es wird sonst kalt«, und nach einer kurzen Pause fragte ich, »Wie ist dein Name?«

Erneut beugte sie sich nach vorn, um nach der Suppe zu greifen, zuckte stöhnend zurück. Ich fragte: »Soll ich sie dir reichen?«

»Nein, bleib, wo du bist und mein Name ist Leila«, fauchte sie zurück.

Mit der Andeutung einer Verbeugung sagte ich grinsend,

»Es ist mir ein Vergnügen, MyLady. Sie können mich Markus nennen.«

Leila betrachtete mich skeptisch, fischte nach der Schüssel, angelte sie sich nach oben und begann zu löffeln. Sie wagte es nicht, einen Blick von mir zu nehmen, so fest schien sie davon überzeugt, dass ich ihr jeden Moment an den Pelz gehen würde.

Eilig löffelte sie die Gemüsestücke heraus und trank direkt aus der Schüssel.

Irgendwie konnte ich meine Blicke nicht von ihr lassen.

Als ich aufstand und zur Feuerstelle ging, keifte sie: »Komm mir ja nicht zu nahe!« Jetzt musste ich mich am Riemen reißen, das ging mir auf die Nerven. Noch ein wenig mehr und ich könnte sie möglicherweise packen. Ich versuchte, so gelassen wie möglich zu wirken. Als ich mir selbst einen Becher mit Suppe füllte, wandte ich mich kurz ihr zu und fragte: »Noch was?«

»Geh weg!«, fauchte sie nur.

Als ich mich wieder setzte und meine Suppe aus dem Becher trank, wurde ich von ihr misstrauisch beobachtet. Ihre Augen funktionierten offensichtlich wieder einwandfrei, denn kurz, nachdem ich das gedacht hatte, muss sie meine Tätowierungen entdeckt haben. Der Gesichtsausdruck war einfach nicht anders zu deuten. Sie hatte gerade begriffen, dass ich kein No-Name war und natürlich würde sie denken, dass sie mir ausgeliefert sein musste. Ich war nun mal ein Offizier der gegnerischen Armee. Im Nachhinein kann ich wirklich nicht sagen, was genau dazu führte, dass sie ausrastete, ich kann nur sagen, dass ich nicht mal mehr zu Wort kam. Zuerst stellte ich meinen Becher auf den Tisch und blickte sie an. Sie erwiderte den Blick, aber wenn der töten könnte, wow.

Wie sollte ich ihr am verständlichsten erklären, was hier eigentlich los war und wo sie sich tatsächlich befand. Just in dem Moment, in dem ich ansetzen wollte, fing sie wieder mit der Beutetheorie an. Sie steigerte sich bereits hinein. Ich hatte noch nie ein Talent darin, Dinge zu erklären und genau deswegen gelang es mir auch nicht, ihr diesen Zahn zu ziehen. Bemerkenswert hart im Nehmen war sie, das musste ich neidlos anerkennen. Erst eine Reise durch ein interstellares Portal und das mit durchbohrter Schulter, und jetzt sie kämpfte wie eine Löwin. Wie sollte ich sie jetzt wieder herunterholen, sie fing an, sich da in etwas hineinzusteigern und als ich abermals aufstand, wirkte sie bereits hysterisch.

Da platzte mir der Kragen.

Ich wirbelte herum, war schneller neben ihr, als ihr lieb war, packte sie am Hals, riss sie auf die Füße und drückte sie gegen die Wand. Mit voller Absicht ließ ich sie meinen ganzen Körper spüren und drückte meine Wange gegen ihre. Sie konnte sich keinen Millimeter bewegen, geschweige denn sprechen, denn meine eine Hand drückte fest auf ihren Kehlkopf. Ruhig, mit meiner tiefsten, rausten Stimme flüsterte ich ihr ins Ohr.

»Oh ja, ich könnte eine ganze Menge, jetzt und jederzeit. Ich habe dir das Leben gerettet, du schuldest mir was.«

Mein Griff war grob und fest.

»Dankbarkeit wäre angebracht«, zischte ich ihr noch ins Ohr und ließ sie los. Ich ging einen Schritt zurück und brüllte sie an, »Oh ja, ich bin ein Mann und ich hatte lange keine Frau«, blickte ihr wütend ins Gesicht, als ich etwas leiser hinzufügte, »Ich bin aber kein Schwein!«

Mit diesen Worten packte ich meine Jacke, griff meinen Bogen und meinen Speer und bevor ich die Höhle verließ, befahl ich: »Schlaf, ruh dich aus. Ich werde dir morgen erklären, worum es hier geht.«

Danach überließ ich sie ihren Gedanken und folgte meinen, hinaus an die frische Luft, meinen Ärger vergessen. Was bildete sich dieses Weib ein? So ging man mit mir nicht um, schließlich hatte ich ihr nichts getan.

Ich wusste nicht, dass ich sie völlig verwirrt hinterließ. Wir wussten beide praktisch nichts von dem anderen und sie war mir tatsächlich völlig ausgeliefert. War das nun gut so? War das gewollt?

Ich musste begreifen, dass ich durch mein Auftreten ihre Reaktionen verursachte. Mir musste etwas einfallen, einen Vertrag schließen?

Was sollte dieser beinhalten?

Waffenstillstand?

Zum allerersten Mal war ich wirklich froh, dass es auf Katalis kein Metall gab. Wie leicht hätten wir uns gegenseitig aufgeschlitzt. Im Kampf, im Schlaf oder bei sonstigen Gelegenheiten. Vergebung – dabei hatte ich immer noch so gar keine Lust darauf. Ja, genau meine Wut war mir sehr ans Herz gewachsen, aber es war ungerrecht, es an ihr auszulassen. Wenn ich mich nicht verschätzte, war dieses junge Ding gerade mal ein Teenager, als Anna starb. Wie konnte ich sie für etwas verantwortlich machen, was ihre Vorfahren getan hatten?

Wir beide mussten diesen Krieg beenden, hier und jetzt. Sie war auf mich angewiesen und ich musste jetzt endlich auch mal ehrlich zu mir sein. Ich genoss diese Abwechslung, auch wenn es erst nur der Streit war. Ich hatte einen Menschen um mich. Aber wie brachte ich sie jetzt dazu, mir zuzuhören?

* * *

Markus hatte die junge Frau völlig verwirrt zurückgelassen. Sie hatte die ganze Situation falsch gedeutet. Nach dem Aufwachen fühlte sie sich noch so wohl, so behütet und aufgehoben. Es war warm. Sie war sorgfältig zugedeckt worden und die Schulter hatte man auch ordentlich versorgt. Erst als sie sah, mit wem sie es zu tun hatte, bekam sie Angst. Als sie dann feststellte, dass er sie entkleidet hatte und sie offensichtlich in seinem Bett lag, zählte sie eins und eins zusammen.

Dann bemerkte sie dieses Dornentribal. Sie hatten ihnen in der Ausbildung erklärt, wie diese zu lesen waren. Lafaree, bei denen die Dornen bereits zum Kopf gereichten, waren die schlimmsten Mörder. Jeder Dorn ein Sieg, jeder Dorn ein getöteter Galier. Sie schmückten sich mit ihren Gräueltaten und es war ja auch bekannt, dass sie vor Frauen und Kindern keinen Halt machten.

Die Situation, in der Leila steckte, konnte für sie gar nichts anderes bedeuten. Sie waren in der Wüste besiegt worden und nachdem der Gronk sie nicht umgebracht hatte, wurde sie von diesem Lafaree verschleppt, in diesen Wald gebracht und nun musste sie ihm gefügig sein. Das wollte sie nicht. Das war einfach unvorstellbar. Auf keinen Fall, nicht mit so einem ungehobelten Klotz. Nein, niemals, auf keinen Fall.

Und ja, Leila steigerte sich da in etwas hinein. Als er sie abermals packte, seine Macht über sie eindrucksvoll demonstrierte, fühlte sie sich in der Annahme bestätigt.

Sie rechnete bereits mit dem Schlimmsten. Dachte, er würde sich sofort über sie hermachen und sie danach töten, würde sie sich jetzt wehren. Überraschenderweise ließ er sie einfach los. Damit hatte sie am allerwenigsten gerechnet. Das brachte das Chaos in ihrem Kopf erst recht durcheinander. Was sollte sie jetzt davon halten. War es nun, wie sie dachte oder wollte er etwas ganz anderes?

Seine Worte hallten in ihren Ohren. »Oh ja, ich bin ein Mann und ich hatte lange keine Frau – ich bin aber kein Schwein!«

Er hatte sie so fest gepackt und so angebrüllt, sodass ihr das durch Mark und Bein fuhr. Und jetzt saß sie heulend auf dem Bett und er war weg. Er hatte ihr befohlen, zu schlafen, und er würde ihr morgen alles erklären. Was wollte er ihr erklären? Sie fühlte sich so ausgeliefert und so unendlich alleine. Sie rollte sich zusammen und versteckte sich unter dem Fell.

Vorsichtig, sodass die Schulter nicht schmerzte, wiegte sie sich in den Schlaf. Viele Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie haderte mit ihrem Schicksal. Dennoch wünschte sie sich, dass sie das alles überleben würde. Sie wollte noch nicht sterben, nicht heute und auch nicht morgen.

Katalis

Für den Moment hatte ich sie also ihren Gedanken überlassen. Ich hoffte, sie würde begreifen, dass ich ihr nichts getan hatte. Im Gegenteil, ich hatte die Klaue entfernt, die Wunde gesäubert und versorgt. Zudem lag sie gerade in meinem Bett und ich hatte sie soeben weder verprügelt noch anders misshandelt. Ich wollte, dass ihr das durch den Kopf ging. Ich würde sie nicht anfassen, dessen war ich mir schon sicher.

Wobei man ja solche Vorsätze eigentlich gar nicht fassen sollte. Vor allem, wenn man alleine mit einer hübschen Frau auf einem Waldplaneten war. Ich atmete einmal tief durch, meine Gefühle gingen offensichtlich gerade mit mir durch. Daran durfte

ich in diesem Moment noch gar nicht denken. Ich würde sie nicht anfassen. Das machte ich mir immer wieder klar.

Ich hoffte, sie würde die Zeit nutzen, um sich auszuruhen, nachzudenken, zur Besinnung zu kommen. Wir befanden uns in einer vertrackten Situation. Tatsächlich war sie noch gar nicht in der Lage, das Ausmaß dieser Misere zu erfassen. Leila, ein hübscher Name für eine hübsche Frau. Ihre braunen, glatten Haare hatte sie zu einem Zopf geflochten. Das Gummiband hatte den Sprung überlebt, allerdings war sie mittlerweile so zerzaust, als käme sie aus einem anstrengenden Zweikampf. Sie war schlank, sehr schlank, was ihr Becken und ihre Brust ebenfalls betraf. Ich lächelte, als ich feststellte, dass ich mir darüber Gedanken machte. Vielleicht schätzte ich sie genau deswegen jünger ein, als sie war. Sie hatte eben immer noch etwas Kindliches an sich. Ansonsten war sie mit ihren zweifarbigen Augen, die vor lauter Hass richtig hell funkeln konnten, hübsch anzusehen.

Ich schüttelte mich kurz, meine Gedanken mussten sich wieder beruhigen. Ich stand vor der schier unlösbaren Aufgabe, ihr zu erklären, wo wir uns befanden.

Im Mondschein begab ich mich nochmals zu der Steinformation. Vielleicht war noch etwas zu finden, vielleicht hatte sie irgendeinen Hinweis mitgebracht und er war mir nur noch nicht aufgefallen. Vielleicht brachten die Steine die zündende Idee, wie ich das jetzt anstellen sollte.

Ich blickte nach oben, das fahle Licht des kleinen Mondes, zusammen mit dem Gasriesen, schien durch die Baumkronen und erhellte mir den Weg. An dem Tag meiner Ankunft standen die Planeten in der gleichen Konstellation. Sollte das vielleicht etwas bedeuten? Nein, jedes Jahr um diese Zeit standen die Planeten in dieser Konstellation und nie war etwas passiert. Ich stand direkt unter der großen Stele, unter der Leila heute Morgen gelegen hatte. Ich blickte an ihr herauf,

»Was für ein Geheimnis hältst du für mich bereit?«, fragte ich laut und berührte den Stein.

Ich spürte die Vibrationen wie ein angenehmes Kribbeln an der Handfläche. Je länger meine Hand auf dem Stein verweilte, desto intensiver spürte ich, wie sich die Vibration im ganzen Körper fortsetzen. War sie stärker als sonst, oder bildete ich mir das nur ein? Ich drückte die Hand fester dagegen und schloss die Augen. Vielleicht konnte ich fühlen, was auf der anderen Seite geschah, aber es passierte nichts anderes als sonst. Ich wünschte mir so sehr, hindurch gehen zu können, zurück nach Hause. Ich musste wieder an meinen ersten Tag hier denken und ich dachte an meine Angst. Jetzt hatte ich auch etwas Mitleid mit Leila. Sie musste ebenfalls Angst gehabt haben und jetzt hatte sie auch noch Angst vor mir. Ich war ihr körperlich deut-

lich überlegen und sie hatte recht, wenn ich wollte, könnte ich mir jederzeit alles nehmen, was mir in den Sinn kam.

Ich überlegte, was ich damals getan hatte, nachdem ich sehen konnte, wo ich war. Richtig, ich war nach einem kleinen Irrweg, bergan gegangen, um mir einen Überblick zu verschaffen. Von wo konnte man sich einen besseren Überblick verschaffen als von oben.

Jetzt hatte ich die Antwort auf die schwierige Frage, wie ich Leila begreiflich machen konnte, wo sie sich befand. Dort hatte ich schließlich begriffen, dass ich mich keinesfalls noch auf der Erde befinden konnte. Ich würde sie mit der Morgendämmerung mit hinauf auf den Berg nehmen. Wenn sie das sehen würde, würde sie hoffentlich begreifen, in welcher aussichtslosen Situation wir uns beide befanden. Dann würde sie mir hoffentlich auch zuhören und verstehen, dass wir miteinander auskommen müssen. Es bleibt uns doch nichts anderes übrig, wir haben keine Wahl. Wir können hier nicht mehr weg, außer ein überirdisches Wesen würde uns wieder nach Hause lassen.

Ich konnte nicht wissen, wie sehr unsere beiden Kulturen noch aufeinanderstoßen würden. Auch ich musste lernen, dass wir beide eine Vergangenheit hatten, die wir erst hinter uns lassen mussten. Ich konnte nicht wissen, was diese junge Frau in ihrem kurzen Leben schon ertragen musste. Als ich mich auf den Rückweg machte, ging mir noch durch den Kopf, dass so ein Marsch möglicherweise zu anstrengend für sie werden könnte. Ich verwarf den Gedanken. Sie war ein zähes kleines Biest und ich war mir schon sicher, dass sie völlig genesen nicht so leicht zu kontrollieren wäre.

Zurück in der Höhle, sah ich, dass sie sich unter dem großen Fell zusammengerollt hatte und schlief.

Ich kramte ein paar Felle zusammen und richtete mir ein Lager auf dem Boden. So leise wie möglich legte ich noch etwas Holz nach und löschte die Lampe. Ich entkleidete mich und legte mich zum Schlafen.

Früher als geplant wachte ich wieder auf. Es war einfach zu unbequem, hier auf dem Boden. Mühsam rappelte ich mich auf und lächelte, du wirst alt mein Freund, dachte ich und streckte mich. Ich schlüpfte in meine Hose, legte einen Holzsplit in die Glut und verließ die Höhle auf ein Bad im Quellteich.

Als ich zurückkam, weckte ich Leila.

»Steh auf, wir gehen«, sagte ich kühl.

Sie schreckte hoch, brauchte offensichtlich ein paar Minuten, um zu realisieren, wo sie sich befand.

Ich hatte mich gerade mit nacktem Oberkörper herunter gebeugt, um meine Stiefel zu schnüren, als ich spürte, dass sie mich anstarrte. Ich richtete mich auf und blickte sie an. Ihr Mund stand offen, sie sagte keinen Ton.

»Ist was?«, fragte ich schroff.

»Wow«, entwich es ihr.

»Was, wow?«, hakte ich nach.

»Nichts, ich dachte nur ...«, begann sie und brach ab.

»Was, wir haben keine Zeit, mach schon, wir müssen los!«, entgegnete ich möglichst emotionslos. Ich hatte gesehen, dass sie mich angestarrt hatte und ich war mir jetzt nicht ganz sicher, ob es meine Tattoos waren, die sie irritiert hatten, oder mein Körperbau.

»Wo gehen wir hin?«, fragte sie.

»Du möchtest doch wissen, was hier los ist. Ich kann es dir nicht erklären, also zeige ich es dir«, antwortete ich und fügte hinzu, »Zieh dich an, wenn die Sonne aufgeht, wird es heiß und der Weg ist lang und steinig.« Mit diesen Worten legte ich ihre Sachen auf das Bett.

Ich werde mit ihr reden müssen, dachte ich, der Boden ist auf Dauer zu hart.

Ich hatte das Gefühl, sie wollte mich etwas fragen, aber sie schwieg. Um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, wandte ich mich ab, während sie sich anzog. Als sie fertig schien, drehte ich mich zu ihr und kontrollierte mögliche Schwachstellen. Ihre Hosen schlossen unten nicht richtig ab. Das war gefährlich, nicht nur wegen der Egel. Ameisen und andere Krabbeltiere konnten auch leicht die Beine hinaufklettern. Auch wenn deren Bisse nicht ganz so extrem waren wie die von einem Egel, so waren sie dennoch sehr unangenehm. Ich ging in den hinteren Teil der Höhle und kramte zwei gute Lederstücke und ein paar Lederbänder heraus. Ich ging in die Knie und wollte sie um ihre Wade schlingen. Sie zog den Fuß zurück.

»Halt still!«, befahl ich.

»Nein«, entgegnete sie.

»Halt still!«, schnauzte ich erneut und packte ihren Fuß. Abermals zog sie ihn weg. Ich blickte sie verärgert von unten her an und sagte,

»Es gibt hier ein paar unangenehme Krabbelviecher, wenn du möchtest, dass sie dir die Hosenbeine hinaufklettern, bitte. Wenn nicht, mache ich sie dir so zu, dass da kein Käfer mehr reinkommt.«

»Was?«, fragte sie erstaunt.

»Gib her«, sagte ich und packte ihren Fuß erneut. Ich schlang das Leder um die Wade, stopfte die Enden in ihren knöchelhohen Stiefel und befestigte es mit zwei Lederbändern, die ich fest verknotete. Wortlos ließ sie sich noch das zweite Bein verpacken. Als ich fertig war, klopfte ich kurz gegen ihr Schienbein und sagte, »Fertig, lass uns gehen.«

Ich kniete vor ihr und blickte ihr direkt in das Gesicht. Ihr Gesichtsausdruck war nicht zu deuten, jedenfalls wirkte sie jetzt nicht mehr so verbissen, so verärgert wie am Vortag. Sie hatte wirklich faszinierende Augenfarben, man konnte da gar nicht wieder wegsehen.

– Schlag dir das aus dem Kopf, Junge, sie ist wie Feuer und Wasser gleichzeitig und sie ist immer noch dein Feind! –

Ich löschte die Lampe und wir verließen die Höhle. Nachdem ich den Eingang wieder sorgfältig mit den Schilfmatten verschlossen hatte, drapierte ich den Efeu erneut so davor, dass man die Höhle nicht erahnen konnte.

Dann ging ich ohne große Worte voran.

»Wohin gehen wir?«, fragte sie.

Ich antwortete ihr nicht.

Eine Weile liefen wir schweigend durch den Wald.

Erstaunlicherweise stellte sie keine weiteren Fragen, sondern folgte mir, ohne zu murren. Mit Sicherheit machte sie sich ihre Gedanken über diesen Wald. Wenn sie nicht ganz dumm war, und davon ging ich aus, dann waren ihr die Besonderheiten schon aufgefallen. Nach einer ganzen Weile fragte sie erneut,

»Wo gehen wir hin?«

Ich musste lächeln, dieses Mädchen war wirklich erstaunlich, so gar nicht Edelfrau, so wie ich sie erwartet hätte. Sie war Galier, die machten sich oft nicht gerade ihre Hände dreckig. Vielleicht war sie ja eine Bedienstete, die zum Dienst gezwungen wurde. Allerdings wusste ich, dass häufig die jungen Edelleute zum Militär gingen, um sich einen Namen zu machen. Jedenfalls beeindruckte mich ihre Schweigsamkeit.

»Wir gehen nach oben auf den Berg, von dort kann man besser sehen«, antwortete ich ihr. Ich erwartete schon, dass sie jetzt weitere Fragen stellen würden, aber das tat sie nicht. Schweigend folgte sie mir, ohne weitere Fragen. Wir machten nur Pause, um etwas Wasser zu uns zu nehmen. Die Ziegenmägen eigneten sich hervorragend zum Wassertransport und der Inhalt reichte gut für einen Tag. Zwei hatte ich gefüllt und diese orangefarbenen Kapi-Beeren, wie die Limfie sie nannten, hatte ich auch eingepackt. Alles also gut durchdacht. Als ich ihr eine Beere reichte, beobachtete ich genau ihre Reaktion. Sie betrachtete sie eingehend und nachdem

ich mir, völlig sorglos, eine in den Mund steckte, biss sie vorsichtig ab. Die Beeren waren ja wirklich köstlich, da überraschte es mich nicht, dass sie den ganzen Rest gleich in den Mund steckte. Sie fragte mich nicht danach.

Was hätte ich gegeben, für einen Blick in ihren hübschen Kopf. Ich hatte ja schon daran gedacht, dass dieses Mädchen hart im Nehmen ist, aber diese Wanderung, mit der verletzten Schulter, bei der steigenden Temperatur und der Luftfeuchtigkeit, ohne Murren durchzuziehen, beeindruckte mich wirklich. Der erste Eindruck bestätigte sich.

Eine ganze Weile gingen wir über felsigen Grund bergauf. Dass wir den Baumwipfeln jetzt ganz nahe waren, musste ihr aufgefallen sein. Sie erwähnte das mit keinem Wort. War sie nicht neugierig? Machte sie sich keine Gedanken darüber?

Bei Sonnenaufgang mussten wir nur noch über ein paar Felsen zum Plateau hinauf. Wir waren schon eine Weile nicht mehr umgeben von den Bäumen. Abermals hatte sie keine einzige Frage gestellt. Ich wunderte mich sehr, die Unterschiede zu einem Wald auf der Erde mussten ihr doch aufgefallen sein. Aber konnte es vielleicht sein, dass sie noch gar nicht sonderlich viel von der Welt gesehen hatte? Hatte sie gar keine Bücher gelesen?

Ich hievte mich auf das Plateau, reichte ihr die Hand und zog sie auf den obersten Felsen. Da standen wir nun, weit über den Wipfeln der Bäume, freie Sicht in alle Richtungen und sie blickte in den Sonnenaufgang. Die Luft war noch kühl, der Himmel wolkenlos. Das Timing hätte gar nicht besser sein können. Ich hatte so gehofft, dass wir rechtzeitig hier sein würden, damit sie sehen konnte, wie die Sonne aufgeht und der Doppelmond am Horizont verschwindet. Wie oft war ich hier oben und hatte die verschiedenen Konstellationen der Sonnenauf- und -untergänge beobachtet und jedes einzige Mal traf mich die grauenvolle Gewissheit, hier völlig allein zu sein. Jetzt stand ich hier oben und blinzelte in die Sonne. Zum allerersten Mal war ich nicht mehr allein. Ich drehte mich um, um die Schönheit der Monde zu genießen. Leila tat es mir gleich, mit offenem Mund.

So weit das Auge reichte, gab es hier nur Wald. In alle Richtungen nichts anderes als Wald. Nirgendwo war auch nur die kleinste Andeutung einer Zivilisation zu erkennen. Lediglich ein breiter Fluss war zu sehen, der den Wald ein Stück lang teilte. In dessen Wasser spiegelte sich die aufgehende Sonne, bis er dann schlussendlich im satten Grün verschwand. Was für eine wunderschöne Natur und was für eine grausame Einsamkeit.

Gemeinsam sahen wir die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über den Wipfeln der Bäume und den wolkenlosen Himmel. Während auf der anderen Seite der Gas-

riese, der in den Farben eines Regenbogens schimmerte und der wesentlich kleinere Mond, im Begriff waren, am Horizont zu verschwinden.

Ich wartete ab, ließ das Ganze auf sie wirken.

Mit einem deutlichen Zittern in der Stimme fragte sie, »Wo sind wir?«

Ich drehte mich einmal um mich selbst und deutete auf den Wald.

»Das ist Katalis.«

»Der Wald?«, fragte sie.

»Nein, das ist der Planet.«

Leila sackte auf ihre Knie.

Ich stand neben ihr und blickte in den Sonnenaufgang.

»Wo sind die Anderen?«, fragte sie.

»Welche Anderen?«, stellte ich die Gegenfrage.

»Unsere Kameraden, wo sind sie?«

»Tot, am Leben, ich weiß es nicht, sie sind jedenfalls nicht hier«, antwortete ich.

Sie fing an zu weinen und das tat mir wirklich sehr leid.

»Kannst du mir jetzt glauben, dass ich dir nie etwas Böses antun wollte?«, fragte ich sie.

Sie schluchzte nur.

»Da du jetzt weißt, wo wir sind, steht es dir frei, zu gehen. Es liegt mir nichts daran, dich gewaltsam festzuhalten«, sagte ich sanft und reichte ihr die Hand.

Sie griff diese und richtete sich auf. Ich blickte ihr in das Gesicht und wischte ihr eine Träne von der Wange. »Ich biete dir die Möglichkeit, bei mir zu bleiben, dann sind wir beide nicht so allein. Ich möchte das aber an Bedingungen knüpfen. Nenn es einen Vertrag.«

Sie hatte meine Hand immer noch in ihrer, drückte diese und sagte,

»Was hab' ich denn für eine Wahl?«

Ich fuhr mit dem Zeigefinger der anderen Hand unter ihr Kinn und hob den Kopf leicht an. Sie musste mir jetzt direkt in die Augen blicken. »Ob du irgendwann als Frau zu mir gehören willst, ist und bleibt ganz allein deine Entscheidung. Ich verlange von dir, dass du alles tust, um uns beide hier am Leben zu halten. Ich muss mich darauf verlassen können, so wie du dich auf mein Versprechen, dich nicht anzufassen, verlassen kannst.«

Das war mir so spontan eingefallen, ich wusste nun auch nicht, ob ich mir da nicht etwas zu viel zugemutet hatte oder nicht. Ich wollte nur einfach diese Situation entschärfen. Ich war ja der festen Ansicht, dass ich diesen Planeten nie wieder verlassen würde.

Offensichtlich hatte es ihr die Sprache verschlagen. Sie sah mich immer noch ungläubig an und hielt meine Hand. Vielleicht wusste sie nicht, was sie darauf antworten sollte, also nahm ich ihr das ab.

»Du musst dich nicht sofort entscheiden, lass uns gehen. Es wird bald sehr heiß und wir sollten vorher noch versuchen, etwas zu Essen zu finden. Den Rest können wir bei einem guten Mahl besprechen«, schlug ich vor. Wir machten uns auf den Heimweg und wechselten kein Wort. Sie wirkte völlig in Gedanken, als ich sie bat, leise zu sein, damit ich den Hasen unweit von uns erlegen konnte.

Sie wirkte auf mich völlig emotionslos, als ich beim ersten Versuch den Hasen erlegte und ihn noch vor Ort ausnahm. Ich pflückte noch ein paar Beeren und stieß dabei zufällig auch noch auf ein paar Pilze. Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber sie beobachtete mich dabei, völlig ohne sichtbare Zeichen einer Emotion. War das nun ein gutes Zeichen? Sie war offensichtlich völlig in ihre Gedanken versunken. Ich trieb sie zur Eile, denn ich wollte in der Nähe der Höhle sein, bevor es zu warm wurde, um sich lange außerhalb aufzuhalten. Immerhin befand sich vor dem Höhleneingang eine freie Fläche, die ich gerne zum Grillen nutzte. Ich blickte in die Wipfel der Bäume. Noch tropfte der Tau, wir sollten durchaus noch ein paar Stunden haben, bevor wir den Schatten suchen mussten.

* * *

Leila hatte in der kurzen Zeit wirklich schon sehr viel durchmachen müssen. Zuerst wacht sie verletzt in einem Wald auf, obwohl sie sich zuvor in einer Wüste befand. Dann wurde ihr von einem Fremden ein Mittel verabreicht, welches sie außer Gefecht setzte. Stunden später erwachte sie in einer Höhle, in einem Bett und musste voller Entsetzen feststellen, dass ihr 'Retter' ein General der feindlichen Streitkräfte war. Es war doch einfach nur logisch, dass sie all die schrecklichen Schlussfolgerungen aus der Situation zog. Wer sollten denn auch auf so eine absurde Idee kommen, dass man auf einen anderen Planeten gesprungen war. Sie wusste doch so wenig darüber.

Und nun hatte er sie auch noch vor Morgengrauen aus dem Bett gescheucht. War doch der Traum so süß gewesen, so wurde sie ziemlich unsanft zurück in die Realität geschleudert. Er hatte sie nur angestoßen, damit sie endlich aufstehen würde.

Schlaftrunken hatte sie ihn angesehen und konnte ihre Augen nicht mehr abwenden. Abgesehen von diesen dunklen Haaren, die zum Teil ordentlich geflochten und zum Teil verfilzt waren, wirkte er überhaupt nicht ungepflegt oder unsauber.

Über das Dornentribal, das sich an der linken, kahl geschorenen Schädelseite befand, war sie in der Ausbildung aufgeklärt worden. Es hieß, dass sich anhand der

Dornen der Rang eines Soldaten ablesen ließe. Was aber nicht erklärt worden war, dass der gesamte Oberkörper tätowiert war. Verschiedene Bilder, die sich perfekt ineinanderfügten. Leila starrte ihn an und überlegte, ob das wohl alles eine Bedeutung haben könnte. Sie wusste nicht mehr, was sie von all dem denken sollte. Er war grob zu ihr gewesen, aber war das wirklich seine Absicht? War sie nicht eher über das Ziel hinausgeschossen, als sie ihm vorwarf, er würde Böses im Schilde führen? Er hatte ihr tatsächlich nichts getan. Und jetzt wandte er sich auch noch respektvoll ab, sodass sie sich anziehen konnte.

Bevor sie die Höhle verließen, machte er sie nochmals sprachlos.

Er kniete vor ihr nieder, um ihre Beine vor Insektenbissen zu schützen. Auch das hatte sie erst missverstanden.

Und dann blickte er auch noch zu ihr auf. Dieser bärtige Koloss mit den sanften braunen Augen. Das war schon sehr seltsam, also beschloss sie, einfach einmal das zu tun, was er sagte. Er wollte ihr zeigen, wo sie waren, das hatte er jedenfalls gesagt.

Diese Wanderung durch den Wald hatte sie sich aber nicht so anstrengend vorgestellt. Der Arm und die Schulter schmerzten und jeder Schritt fiel ihr schwer.

Es war schwül und die Feuchtigkeit legte sich auf die Haut und die Kleidung. Der Wald war ohnehin sehr seltsam.

Da waren Pflanzen und Blumen, die sie noch nie gesehen hatte. Die Bäume waren riesig im Vergleich zu denen auf den Ländereien ihres Vaters und die Baumkronen schlossen sich über ihnen zu einem Dach. Die Vegetation war üppig und immer wieder entdeckte sie zwischen den unbekanntem Pflanzen, die ein oder andere, die sie kannte. Nur waren diese um ein Vielfaches größer. Es roch erdig nach Moos, Pilzen und Holz. Die Gerüche unterschieden sich nicht von denen, die sie kannte.

Sie entdeckte einen Hasen, der eilig ins Unterholz hoppelte. Die Größe der Ameisen, die ihren Weg kreuzten, erschreckte sie dann doch. Die waren mindestens drei Zentimeter lang und schwarz wie Pech. Ihr Hinterleib erinnerte an kleine schwarze Oliven. So ein Vieh hätte sie wirklich nicht gerne in ihrem Hosenbein gehabt. Machte er sich tatsächlich Sorgen um ihr Wohlbefinden, oder war das alles einfach nur Teil seines Plans? Wollte er sie in Sicherheit wiegen, damit sie ihm vertraute und dann? In dem Moment, als sie sich Gedanken darüber machte, war er geradewegs durch das Gestrüpp gegangen und der Ast, der hinter ihm zurückschlug, hätte sie beinahe getroffen. Sie konnte ihn gerade noch abwehren, indem sie ihn mit ihrer rechten Hand festhielt.

Einen winzigen Moment betrachtete sie diesen Ast. Das war ein Farn, ein riesengroßer Farn, so groß wie ein Baum. Was für ein Wald war das?

Aufmerksam hatte sie während der Wanderung die Umgebung beobachtet. Irgendwie war das alles so seltsam. Als sie anhielten, um etwas zu trinken, reichte er ihr diese Frucht. So eine Frucht hatte sie noch nie gesehen, aber das musste ja nichts heißen. Immerhin war sie noch nicht weit gekommen in ihrem Leben. Erst als er eine ganze Beere in den Mund steckte, traute sie sich, davon zu kosten.

Was für ein herrlich fruchtiger Geschmack. Sogleich schob auch sie sich die ganze Frucht in den Mund. Das war wirklich angenehm, denn die Gemüsesuppe vom Vorabend war nicht gerade ausreichend, um für einen so ausgedehnten Fußmarsch vorbereitet zu sein.

Wenig später hatten sie die Baumgrenze erreicht und konnten zum ersten Mal von oben auf den Wald blicken. Noch konnte man nicht alles sehen, nur dass schon bald die Sonne aufgehen würde. Das war seltsam, die ganze Zeit war es schon so hell gewesen, als würden um sie herum die Sonne aufgehen. Was machte es hier so hell, wenn die Sonne noch gar nicht zu sehen war?

Es war noch wenige steinige Schritte bis zum Gipfel. Er hatte ihr die Hand gereicht und sie nach oben auf das Plateau gezogen. Als sie sich oben aufrichtete, konnte Leila bis zum Horizont nur Wald erkennen und diesen riesigen Fluss, der sich irgendwo im Wald verlor. Als Markus auf den Wald deutete und ihr sagte, dass dies Katalis sei, dachte sie, er meinte den Wald. Er sagte aber, es sei der Planet. Also einer dieser funkelnden Sterne, die sie gerne am Himmel beobachtet hatte? Das erschien ihr unmöglich. Leila beschloss aber, ihm erst einmal zu glauben. Vielleicht würde er ihr das noch erklären. Wie sollte das gehen?

Der Blick auf die riesengroße, in Regenbogenfarben schillernde Kugel, verschlug ihr dann die Sprache. So etwas gab es auf der Erde nicht. Hatte er wirklich recht, waren sie zu den Sternen gereist? Leila rang nach Luft und ging in die Knie. Das war nicht ihre Heimat, dessen war sie sich sicher. Hatte er wirklich nicht gelogen?

War er tatsächlich schon seit Jahren nicht mehr im Krieg?

Wo waren die anderen? Alle tot oder waren sie in der Heimat geblieben?

Für sie eröffnete sich die Gewissheit, dass es wohl absolut keinen Sinn machen würde, wegzulaufen. Wo sollte sie hin? Sie war nicht so mutig und schon gar nicht fit genug, um das hier alleine durchzustehen.

Und dann kam er mit diesem Vertrag. Woran dachte er, als er ihr sagte, dass sie entscheiden könne, ob sie als Frau zu ihm gehören wollte oder nicht. Wollte er also doch mehr, oder stimmte all das, was er gesagt hatte, dass er schon so lange hier alleine war. Zumindest bot er ihr eine Wahl. Das hatte sie seit ihrer Heirat nicht mehr gehabt. Leila versank völlig in Gedanken, als sie den Rückweg antraten.

Sicher registrierte sie, dass er mithilfe eines simplen Holzbogens einen Hasen erlegte und ihn mit einem scharfen Steinsplitter aufschlitzte und ausnahm.

Sie registrierte auch das völlige Fehlen von Metall. Aber all das half ihr nicht, eine Entscheidung zu finden. Was für einen Vertrag wollte er schließen und hatte sie überhaupt Einfluss darauf?

Würde er ihr gestatten, ihre eigene Meinung dazu zu äußern? Nur am Rande registrierte sie, wie er noch Pilze und Früchte sammelte. Immer wieder hatte sie sein Gesicht kontrolliert. Sie hatte das Gefühl, er würde sofort eine Antwort von ihr erwarten. Aber da war nichts. Kein fordernder Blick, nichts.

Das verunsicherte sie noch mehr, war sie es doch gewohnt Befehle zu erhalten und sich dem unterzuordnen. Und genau das tat sie, sie ordnete sich bereits wieder unter, auch weil sie wusste, dass sie niemals alleine hier überleben würde. Sie war für so ein Leben nicht geboren. Er hatte das aber geschafft und wenn es stimmte, was er gesagt hatte, dann ging es ihm nicht darum, über sie zu herrschen, sondern darum, nicht mehr alleine zu sein. War das nun gut oder schlecht? Darauf musste sie sich zwangsläufig einlassen.

* * *

Was trieben eigentlich die Limfies, während Markus versuchte, die Differenzen zwischen sich und Leila beizulegen?

Er hatte seine beiden Freunde gebeten, ihm etwas Zeit mit ihr alleine zu lassen, bevor er ihr das noch zeigen würde. Karr war sehr zufrieden mit dieser Entscheidung. Insgeheim hoffte er, dass sich Zzila nicht mehr so häufig bei dem Menschen aufhielt. Sie brauchte ihn nicht mehr zu bemuttern, schließlich hatte er jetzt sein eigenes Weibchen. Ja, neben den schlechten Erfahrungen mit Markus Vorgänger, war Karr eifersüchtig. Seine Partnerin verbrachte eindeutig zu viel Zeit mit diesem Menschen. Leider musste er feststellen, dass sein geliebtes Weibchen regelrecht dem ersten Zusammentreffen, mit dem Menschenweibchen, entgegen fieberte.

Zzila war so neugierig.

Wie war dieses Menschenweibchen, würden sie sich paaren?

Würden sie dadurch die Prophezeiung, von der die Großmutter immer sprach, erfüllen und dieser Planet würde bald wieder von menschlichem Lachen erhellt werden? Ja, Zzila liebte es, wenn Markus lachte, es klang viel freundlicher als das, unter Limfies übliche 'nock, nock'. Während Karr die Ruhe genoss, platzte Zzila vor lauter Ungeduld. Dieser Mensch war wie ein Experiment, ein Studienobjekt.

War es vielleicht möglich, dass die Menschheit ohne Metall endlich eine friedliche Lebensweise entwickeln würde, oder würden sie abermals jede erdenkliche Waffe ersinnen, um sich gegenseitig den Garaus zu machen?

Ja, diese kleinen flauschigen, blauen Katzenwesen mit den großen gelben Augen waren wesentlich intelligenter, als es den Anschein hatte. Auch wenn sie für Markus und später auch für Leila den absoluten Niedlichkeitsbonus hatten, so würde ihr Einfluss große Auswirkungen auf das Geschehen haben. Die beiden waren Mitglieder einer gesunden Population. Einheimische dieses Planeten und durchaus in der Lage, sich ausreichend zu verteidigen, sollte das Experiment schiefgehen.

Schließlich hatten sie das schon einmal getan, vor Generationen.

Der Vertrag

Ich hatte so viele Früchte sammeln können, wie in meinen Beutel passten. Mit einem Lederband hatte ich die Läufe des Hasen zusammengebunden und ihn mir so über die Schulter geworfen. Leila beobachtete mich permanent und sagte kein Wort. Als wir dann endlich am Vorplatz zu meiner Wohnhöhle angekommen waren, war ich mir nicht ganz sicher, ob wir den Hasen nicht erst abends grillen sollten, es würde schon bald heiß werden und dann war ein zusätzliches Feuer nicht gerade sehr zuträglich. Ich entschloss mich für gleich. Sorgsam öffnete ich den Efeuvorhang und entfernte die Schilfmatten. Die leeren Ziegenmägen hängte ich über die Ecke einer der Matten. Mit dem Beutel voller Obst tat ich es ebenso. Ich hängte den Hasen an einem Felsvorsprung auf, damit ich ihm später das Fell abziehen konnte.

Ich holte meinen Stab, mit dem ich die Feuerstelle auflockerte.

Abermals beobachtete mich Leila nur dabei. Sie konnte sich ruhig nützlich machen, dachte ich verärgert und lenkte ein. Ich atmete einmal tief ein, sammelte mich und sagte so ruhig wie möglich,

»Könntest du bitte dort hinten etwas Holz holen?«

Sie blickte mich aufmerksam an und fragte, »Wo finde ich welches?«

Ich deutete nach rechts und erklärte,

»Wenn du den Trampelpfad entlanggehst, dann wirst du automatisch auf ein paar Äste stoßen. Die sind vor ein paar Tagen vom Wind abgerissen worden. Nimm nur das, was du auch tragen kannst. Wir müssen zu große Äste ja irgendwie klein bekommen und wie du sicherlich schon gesehen hast, hier gibt es keine großartigen Werkzeuge.«

Sie nickte mir zu und verschwand eilig.

Während sie also ein paar Äste sammelte, richtete ich mit meinem eingelagerten Holz die Feuerstelle her. Mit einem Zunderschwamm und etwas abgeschabter Holzspäne gelang es mir relativ schnell ein Feuer zu entfachen. Diese beiden Feuersteine begleiteten mich seit meinen ersten Tagen hier und waren wirklich zu zuverlässigen Werkzeugen geworden. Gerade als ich mich hinunterbeugen, um die Glut noch etwas anzupusten, kam sie mit einem Armvoll Äste. Klug war sie,

sie hatte nur solche gewählt, die man leicht zerbrechen konnte. Geduldig wartete sie, bis ich mich wieder aufrichtete.

»Wo soll ich das hinlegen?«, fragte sie.

»Gleich hier zu mir«, sagte ich und deutete auf den Boden vor meinen Füßen. Ich hielt sie auf, als sie gleich wieder loswollte, um weitere Äste zu holen.

»Geh bitte hinunter zum Quellteich und fülle die Ziegenmägen mit Wasser«, sagte ich und deutete ihr die Richtung an. Ohne zu murren, griff sie sich die beiden Schläuche und ging in die angegebene Richtung.

Ich brachte das Feuer in Gang, häutete den Hasen und machte ihn fertig, um ihn über das Feuer zu hängen.

Nachdem ich noch ein paar Äste in handliche Stücke gebrochen und geschlagen hatte, machte ich mir Gedanken um sie. Sie war jetzt schon eine ganze Weile dort unten am See. Ich ging also, um nachzusehen. Sie wird doch nicht tatsächlich weggelaufen sein? Als ich sie dann aber dort unten am See hocken sah, fühlte ich mich erleichtert. Sie war also doch nicht dumm, aber sie saß da, wie angewurzelt und starrte ins Wasser. Ich näherte mich vorsichtig und sah, dass sie ihr Spiegelbild betrachtete. Sie wirkte traurig und ich wusste nicht, was ich dagegen tun konnte.

Vorsichtig sprach ich sie an,

»Alles in Ordnung?«

Erschrocken fuhr sie herum und starrte mich an.

Sie zögerte einen Moment und sagte,

»Ja, es ist nur, weil ...«

»Wir reden später, der Hase ist schon auf dem Feuer«, unterbrach ich sie. Wortlos fügte sie sich und folgte mir sogleich. Oben angekommen, hängte sie die gefüllten Ziegenmägen wieder an die Ecke der Schilfmatte und wollte schon wieder gehen.

»Wohin willst du?«, fragte ich sie.

Sie deutete nach rechts.

»Dort hinten liegen noch ein paar Äste, ich wollte sie noch holen.«

»Gut, aber dann sollten wir nach deiner Schulter sehen«, sagte ich und wandte mich ab.

Ich kontrollierte kurz den Hasen und suchte dann die Reste meiner Heilpaste zusammen.

Richtig, ich wollte ja noch nachsehen, ob ich die Pflanzen für eine neue Mischung finden konnte. Beim Blick in den Tontiegel wusste ich, dass ich das auch noch unbedingt tun müsste. Ich überlegte, vielleicht konnte ich Leila damit beauftragen. Das war keine schwere Arbeit und sie müsste trotz Beeinträchtigung durchaus in der Lage sein, das zu tun. Als ich die gewebten Leinenstoffe durchging, hatte

ich gleich die nächste Arbeit für sie gefunden. Flachs hatte ich bereits reichlich vorbereitet, dieser musste nur versponnen und verwebt werden. Wir würden auf jeden Fall neue Kleidung benötigen.

Als ich die Höhle wieder verließ, versuchte sie gerade einen Ast zu zerbrechen und tat sich mit der verletzten Schulter sehr schwer.

»Gib her«, sagte ich zu ihr.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, einen Ast über das Knie zu brechen. Es blieb bei dem Versuch, mit der ruckartigen Bewegung zuckte sie schmerzerfüllt zusammen.

»Lass mich das machen!«, schnauzte ich sie an und fügte hinzu, »Danach sehe ich nach deiner Wunde.«

Wütend warf sie den Ast auf den Boden, drehte sich von mir weg und setzte sich, mir den Rücken zugewandt, an das Feuer. Schmolte sie jetzt?

Ich ging neben ihr in die Knie und wendete den Hasen. Dann blickte ich sie an.

Sie hatte eine tiefe Zornesfalte auf der Stirn und hielt sich verbissen den Arm.

»Lass sehen!«, forderte ich sie auf. Verärgert schnaubte sie aus, ließ aber ihren Arm los und richtete sich auf.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich sie.

»Ich weiß nicht, ich fühle mich so nutzlos. Ich kann nicht mal diese Äste zerbrechen. Wie soll ich dann einen Vertrag erfüllen?«, antwortete sie. Ich stieg noch nicht dahinter, um was ging es?

»Später«, sagte ich trocken, »erst die Schulter und wenn wir gegessen haben, reden wir über den Vertrag. Es verhandelt sich schlecht mit leerem Magen.«

Wortlos entledigte sie sich ihres Hemdes. Jetzt war es natürlich um einiges schwieriger, denn sie würde ganz bestimmt ihr Unterhemd nicht ausziehen. Ich musste aber genau dort hin, wo der Träger lag.

»Könntest du bitte den Träger etwas wegziehen, oder mit dem Arm heraus-schlüpfen? Ich muss genau dort die Wunde versorgen.«

Sie blickte mich verwundert an und ich hatte das Gefühl, dass sie ganz bestimmt nicht das tun würde, was ich jetzt von ihr verlangte.

Ich war hungrig und müde, meine Knochen schmerzen von der Nacht auf dem Boden und ich wollte, verflucht noch einmal, endlich fertig werden, um mich etwas zu entspannen.

»Stell dich nicht so an, ich guck dir schon nichts ab!«, fauchte ich wütend und bereute es in dem Moment, als es mir über die Lippen rutschte. Ich war mir doch dessen bewusst, was dies Mädchen gerade alles durchmachte. Ich wollte sie doch

eigentlich nicht verärgern und eigentlich war ich ja auch gar nicht ... doch ich war grob und ich war auch manchmal sehr verletzend. Schon immer, auch Anna gegenüber. Sogar meine besten Freunde stieß ich früher öfter vor den Kopf. Bevor ich hierherkam, war ich völlig außer Kontrolle geraten. Dann war ich hier allein und alles war egal und jetzt, oh Mann, wie konnte ich. Gerade hatte sich die Lage zwischen uns beruhigt und jetzt – hatte ich wirklich alles wieder ruiniert? Eingeschüchtert und etwas sehr umständlich schlüpfte sie aus dem Träger ihres Unterhemdes und zeigte mir die Schulter. Ich entfernte die Tücher und warf sie sogleich ins Feuer. Dann stand ich auf und holte einen der Ziegenmägen.

Ich befeuchtete ein weiteres Tuch und wusch zuerst die Stellen um die Wunde sauber. Letztlich tupfte ich vorsichtig darüber. Es sah wirklich gut aus. Keine Rötungen entlang der Wundränder. Die Paste schlug gut an. Vorsichtig verteilte ich nochmals reichlich und deckte es mit einem großen frischen Tuch ab. Ich half ihr, das Hemd wieder richtig anzuziehen, damit das Tuch auch dort blieb. Danach überließ ich sie sich selbst.

Ich holte meine Steinsplitter, um den Hasen zu zerteilen, zog ihn vom Feuer und zerhackte ihn, auf einem großen Stein, den ich extra an der Feuerstelle deponiert hatte, in handliche Teile. Ich reichte ihr den einzigen vorhandenen Teller mit einer Hasenkeule.

Mit meinem Stock stach ich in die Glut und holte eine gegarte Knolle heraus, die ich gleichzeitig mit dem Hasen dort deponiert hatte. »Du musst nur die Schale entfernen«, sagte ich und streifte die Knolle auf ihren Teller.

Sie blickte mich scheu von der Seite an und nachdem ich anfang zu essen, tat sie es mir gleich.

Gesättigt streckte ich mich, stand auf und holte ein paar Kapi-Beeren, als Nachtisch. Ich reichte ihr welche und setzte mich wieder. Eine Weile saßen wir schweigend in der Hitze, bis sie anfang zu sprechen.

»Was soll ich tun, um diesen 'Vertrag' zu erfüllen?« Sie betonte diesen 'Vertrag' so extrem, als würde sie ihr Todesurteil unterschreiben.

Ich blickte sie erstaunt an.

»Ich ... warte mal, du verstehst das falsch, dieser Vertrag soll für uns beide sein!«

Ich war überrascht, was dachte sie denn?

»Was?«, fragte sie und blickte mich mit großen Augen an.

»Nun, wir stellen ein paar Regeln auf, gegenseitig. So was, wie wir uns die Arbeiten, die nötig sind, aufteilen. Wasser holen, Beeren sammeln, jagen, Feuer machen, Holz holen, Flachs verarbeiten und verweben, Leder gerben und so viele weitere Dinge.«

»Ich ...«, sie setzte ab, »ich dachte, ich muss mich dir jetzt unterwerfen, weil ...«

»Leila, wir sind hier allein, niemand befindet sich hier im Krieg und ich sagte dir schon, dass ich dich nicht zwingen werde, bei mir zu bleiben. Es wär nur schön, weil wir sonst beide allein wären, aber das bleibt einfach auch deine Entscheidung.« Ich hoffte inständig, dass ich die Situation wieder gerettet hatte, aber was dachte sie denn eigentlich, dass ich sie jetzt zur Sklavin machen würde? Sie überlegte. Wie gern hätte ich ihre Gedanken gelesen.

»Ich kenn das nicht«, antwortete sie deprimiert.

»Was kennst du nicht?« Mir war überhaupt nicht klar, in welcher Zwickmühle sie steckte.

»Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, aber Frauen treffen keine Entscheidungen. Über sie wird entschieden«, begann sie. Jetzt stand mir der Mund offen, ich hatte mit viel gerechnet – nun ja, genau genommen wusste ich gar nicht, womit ich gerechnet hatte, aber bestimmt nicht damit, dass die Galier ihre Frauen wie Sklaven hielten. Ich tat mich wirklich schwer, jetzt etwas zu erwidern.

»Das musst du mir genau erklären«, sagte ich ganz ruhig.

»Das ist bei uns so. Als Kind haben wir noch ein paar Freiheiten. Vorausgesetzt, man wird im Hochadel geboren, so wie ich. Dienerinnen haben nie das Vergnügen einer unbeschwerten Kindheit.«

Das erstaunte mich, sie war also eine Adlige, vielleicht wirkte sie deswegen so zart.

»Dann bist du freiwillig den Streitkräften beigetreten, oder?«, fragte ich sie.

Sie blickte mich an und antwortete, »Nein, ich sagte doch, das entscheiden wir Frauen nicht. Das hat mein Mann entschieden.«

»Dein Mann?«, fragte ich ungläubig und fügte, »Warum?«, hinzu.

»Ich kann keine Kinder kriegen, ich bin ihm nicht edel und fein genug, ich repräsentiere ihn nicht ausreichend und außerdem empfand er mich als langweilig.«

Aus dem Augenwinkel registrierte ich eine Träne, die da langsam ihre Wange herunterrann.

»Er hat dich also verstoßen. Dann ist es also in Wirklichkeit noch viel schlimmer, als ich dachte. Sie machen wirklich vor gar nichts Halt.«

Das ging mir gerade so unter die Haut. Daher kam also die Respektlosigkeit, mit der mein Dorf vernichtet worden war. Sie hatten vor nichts Halt gemacht. Es ging also beim Mord an meiner Frau um mich, um meinen Besitz und um mich mit dem Missbrauch an ihr zu demütigen, nicht daran, dass man mir den wundervollsten Menschen an meiner Seite genommen hatte. Eine Frau war für die also nur ein Gegenstand, den man beliebig austauschen konnte, wenn man wollte. So langsam

fügte sich das ineinander. Deswegen hatte sie so hysterisch reagiert. Sie hatte gedacht, ich mache ... ich konnte es nicht fassen.

»Ich weiß nicht, was ich jetzt dazu sagen soll.«

Mir fiel es tatsächlich schwer, etwas Vernünftiges dazu zu sagen. Es brodelte in mir, ich hasste die Galier so sehr und ich merkte, dass es sich tatsächlich nur auf Männer bezog.

»Warum? Ist das bei euch etwa anders?«, fragte sie.

»Selbstverständlich«, entwich es mir empört. »Das verstehe ich nicht. Ich dachte, eine Frau ist bei euch auch nichts wert. Eure Kämpfer haben sich schließlich auch an ihnen vergangen und sie getötet. Man sagte mir, ihr würdet da keine Gnade kennen und wenn man in Gefangenschaft gerät, wäre ein Bordell dagegen noch gnädig!«, brachte sie hervor.

»Bitte? Wie kommst du denn darauf?«, fragte ich und fügte sogleich an: »Sicher gibt es bei uns auch Kerle, die sich gern hervorheben wollen und sich auch mächtig danebenbenehmen. Auch könnten die Rechte unserer Frauen durchaus noch mehr denen der Männer angepasst werden, aber wir sind auf einem guten Weg dorthin gewesen, bis eure Männer uns überfallen haben!«

»Uns erzählt man das Gegenteil. Das will ich nur mal erwähnt haben«, warf sie aggressiv ein. Ich fasste es nicht, sie erzählte mir gerade, dass Frauen in ihrer Gesellschaft überhaupt keine Rechte haben und im gleichen Atemzug macht sie mir Vorwürfe über mein Volk. In mir brodelte es.

»Was hat man euch erzählt?«, hakte ich nach.

»Sie erzählten uns, dass die Tätowierung an eurem Schädel eine Auszeichnung ist. Jeder Dorn steht für ein Leben, das ihr genommen habt. Ihr seid barbarische Tiere, nichts anderes und genau so haust ihr und benehmt ihr euch!«

Sie schrie mich fast an. Ich strich mir mit der Hand über das Tribal, atmete tief ein, um mich etwas zu beruhigen.

»Du weißt nichts über mein Volk, du kennst weder meine Sitten noch Bräuche. Du kennst mich jetzt seit zwei Tagen und du überschüttetest mich mit Vorwürfen, die einer Prüfung niemals standhalten würden. Wir führten ein friedliches Leben, bevor unsere Dörfer überfallen wurden. Sie warteten, bis die Jäger aufgebrochen waren. Als sie sich sicher waren, dass wir nicht so schnell zurückkommen würden, überfielen sie das Dorf. Ein Dorf voll mit Alten, Frauen und Kindern. Die Frau meines besten Freundes lag tot vor seinem Haus. Sie hatten ihr das ungeborene Kind aus dem Leib geschnitten. Ich mag nicht viel über eure Kultur wissen, aber du selbst erzählst mir gerade, dass Frauen bei euch keine Rechte haben. Das passt haargenau zu den Erfahrungen, die ich mit euch machen musste. Ich habe meine Familie verloren, meine Frau und meine Tochter. Erst danach, wurden aus den Dornen des Sieges, die Dornen des Todes.«

Ich blickte sie ärgerlich an. Ihr Mund stand offen. Ihre Augenbrauen zog sie zusammen und auf ihrer Stirn bildeten sich abermals die Zornesfalten.

»Du weißt auch nichts über uns!«, fauchte sie beleidigt.

»Wäre ich ein so fürchterlicher Barbar, wie dir erzählt wurde, dann hätte ich mich gleich über dich hergemacht. Du warst mir doch vor wenigen Stunden völlig ausgeliefert. Ist dir das eigentlich nicht bewusst?« Ich suchte nach Argumenten, es fiel mir aber beim besten Willen nichts dazu ein. Also drehte ich den Spieß ein wenig herum.

»Du hast mir gerade erzählt, dass die Männer eures Volkes über euch bestimmen. Wie sieht das aus? Erzähl, damit ich lerne euch zu 'verstehen'«, forderte ich sie auf und war mir eigentlich schon bewusst, dass mir dieses 'verstehen' sehr schwerfallen würde.

»Wie soll ich anfangen?«, fragte sie.

»Ja, wie ist das zwischen euch, wie kann ich mir vorstellen, wie eure Kultur funktioniert, wenn die Männer das Sagen haben und die Frauen gehorchen müssen. Du sagtest, du hast einen Mann, wann habt ihr geheiratet, wie und warum?«

Sie blickte mich erstaunt an, räusperte und begann, »Ich bin vor 27 Jahren als zweites Kind von Baron Klaus von Waddlock und Baroness Katharina von Waddlock zur Welt gekommen. Mein älterer Bruder Christoph starb im Alter von fünfzehn bei einem Reitunfall«, sie setzte kurz ab, seufzte und gab mir damit Zeit das sacken zu lassen. Sie war tatsächlich ein Mitglied des Hochadels.

»Ich war damals zwölf und wurde dem Marquis de Gaullier versprochen«, erzählte sie weiter.

»Wie kann ich mir deine Kindheit vorstellen?«, fragte ich vorsichtig.

»Nun, der größte Teil meiner Kindheit verbrachte ich mit meiner Zofe, die mit mir spielte, spazieren ging, um die Blumenpracht zu bewundern und auch gelegentlich einen Strauß für meine Mutter zu pflücken. Ich hatte eine Vielzahl von schönen Kleidern. Ich lernte, wie ich mich bei Hofe zu benehmen hatte, wie ich mich richtig bewegte. Etikette war überall gefragt, auch zu Tisch. Außerdem hatte ich gut auszu-sehen, gepflegte Haare und Nägel, zartes Make-up, reine Haut und all solche Sachen«, erklärte sie.

»Lesen? Lernst du nicht, ein Buch zu lesen?«, fragte ich.

»Studieren ist den Männern vorbehalten, genau wie Reiten, Fechten und andere Sportarten. Ich sagte ja schon, dass mein Bruder bei einem Reitunfall ums Leben kam. Warum? Ist das bei euch nicht so?«, fragte Leila.

»Nun«, begann ich, »das ist wohl einer der ersten Unterschiede. Bei uns lernt jeder das Lesen und Schreiben. Wir haben eine Schule, in der vor allem unsere Alten den Kindern, die Geheimnisse und Wunder dieser Welt beibringen. Ich möchte dich aber nicht unterbrechen, erzähl erst einmal weiter. Du wurdest also diesem Mar-

quis versprochen. Was war das für ein Kerl?« Ich war neugierig geworden, vielleicht beantworteten sich so einige Fragen, die mich schon immer beschäftigten.

»Er sieht gut aus, besitzt viel Land und ist sehr geschickt im Umgang mit seinen Untertanen. Für meine Eltern war das ein guter Handel. Da ich nicht berechtigt bin, die Ländereien meines Vaters zu übernehmen, wird das mein Ehemann tun und meine Eltern bis zu ihrem Ableben dort residieren lassen. Mir war das aber damals nicht wirklich bewusst. Ich war einfach noch zu jung und zu naiv, um den Sinn dahinter zu erfassen. Meine Eltern hatten mich verkauft.«

Sie atmete tief ein und räusperte sich. Ich wollte mich auf keinen Fall zu einer vorschnellen Meinung hinreißen lassen, also fragte ich,

»Das heißt also, du wurdest zwangsverheiratet, oder verstehe ich das falsch?«

»Ja, alle Frauen meines Volkes bekommen den Mann, den die Eltern für sie aussuchen. Wir werden meist sehr früh versprochen und wenig später verheiratet. Wie das jetzt bei den Bediensteten abläuft, weiß ich nicht genau, aber es gibt Gerüchte, dass sich junge Frauen darüber hinwegsetzen und auch heimlich lesen lernen. Ich weiß, dass ich einmal von meinem Vater auf ein Pferd gehoben wurde und er drehte mit mir eine große Runde im Schlossgarten. Ich hätte es so gerne gelernt, das Reiten, aber es war mir verboten.«

Sie blickte traurig zu Boden. Ich atmete tief ein, auf keinen Fall wollte ich mich jetzt im Ton vergreifen, denn mir stellten sich schon die Nackenhaare bei dem Gedanken, dass man den Frauen jegliche Bildung verweigerte. So ganz unbegründet war meine Abneigung gegen dieses Volk also nicht. Wie konnte man solche unmenschliche Regel erstellen und sich dann brüsten, dass dies eine Zivilisation sei?

»Wann wurdest du die Frau des Marquis?«, fragte ich sie.

»Vor zwölf Jahren.« Sie blickte mich direkt an, als sie antwortete.

»Mit fünfzehn?« Das entsetzte mich etwas, bei uns waren das noch Kinder, im Jahr vor dem Initiationsritual, bei dem ihr Erwachsenwerden offiziell bestätigt wurde.

»Lass mich das verstehen, du musstest mit fünfzehn einen Mann heiraten und ihm mit Leib und Seele gefügig sein?«, fragte ich und ekelte mich bei der Vorstellung, einem so jungen Kind zu Leibe zu rücken.

»Ja«, antwortete sie nur und blickte mir weiterhin mitten ins Gesicht.

»Wann und warum hat er dich verstoßen?«

»Ich kann keine Kinder kriegen, außerdem wurde ich ihm langsam zu alt. Jean bevorzugt junge Frauen. Er ist überzeugt, dass ich nicht edel genug für eine Marquise sei und obendrein sei ich langweilig geworden. Die Unfähigkeit, ihm einen Erben zu schenken, gestattete ihm, mich loszuwerden. Natürlich wählte er die Streit-

kräfte, weil die Wahrscheinlichkeit, hier ums Leben zu kommen, doch viel größer ist, als in einem Bordell.«

Ich sah, wie ihr Kinn zitterte, als sie das sagte.

»Er musste dich also vollständig loswerden. Warum?«, fragte ich.

»Weil er sich nur eine neue Frau aussuchen darf, wenn ich tot bin. Mich einfach so zu beseitigen, wäre zu einfach gewesen. Es wäre aufgefallen und selbst wenn wir Frauen nicht wirklich mehr Wert haben, als die Bediensteten, so hätten meine Eltern ihn wegen Mordes belangen können.«

Ihre Erklärung klang so trocken, so emotionslos. Da erzählte mir eine junge Frau, na gut, besonders weiblich schien sie irgendwie nicht zu sein. Keine großartige Brust, ein sehr schmales Becken, aber vielleicht würde sich das ja noch ändern, wenn sie zu sich selbst finden könnte. Es war mir einfach nicht bewusst, dass ihre Statur nichts mit ihrem Alter, eher mit der Tatsache, dass sie keine Kinder empfangen konnte, zu tun hatte.

»Wie lange ist das jetzt her?«, stellte ich meine letzte Frage. Zumindest wollte ich vorerst nicht mehr wissen.

»Zwei Jahre. Aber jetzt bin ich wahrscheinlich schon für tot erklärt worden und damit ist er frei, sich eine neue Frau zu suchen. Eine, die ihm seinen Erben gebären wird.«

»Was Besseres hätte dir ja dann nicht passieren können.«

Das war mir einfach so herausgerutscht und ich bin ehrlich, das tat mir auch sofort leid. Wobei wir beide vielleicht wirklich in eine Situation geworfen wurden, die gar nicht besser für uns sein konnte. Wäre ich auf der Erde geblieben, dann hätte mich der Hass zerfressen und eines schönen Tages wäre ich ebenso zugrunde gegangen, wie ich viele meiner Gegner zugrunde gehen ließ. Daran hatte ich keinen Zweifel und wenn man das betrachtete, was sie mir gerade erzählt hatte, galt für sie etwas Ähnliches. Wir waren beide am Leben und wir hatten die einmalige Chance etwas ganz Neues aus dieser Situation entstehen zu lassen. Die Chance, unser beider Frieden zu finden.

Ich hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als sie begann, »Wie war das bei dir? Wann hast du geheiratet?«

Ich musste unweigerlich lächeln, denn diese Frage spülte einfach wundervolle Gedanken in meinen Kopf. »Ich war zwanzig.«

»Und deine Frau?«

»Auch.«

Augenblicklich sah ich Anna vor mir, ihre wilde rote Mähne, die sie kunstvoll zu einem Zopf geflochten hatte. Ihre grünen Augen, die mich liebevoll betrachteten und diese Sommersprossen auf ihrer Haut. Sie war einfach wunderschön und so klug.

»Wurde sie dir versprochen?«, fragte sie und holte mich mit einer unglaublichen Härte wieder zurück in die Realität.

»Nein, das entscheiden wir immer noch allein«, antwortete ich ihr.

»Jetzt hab' ich dir so viel von mir erzählt. Fang an, lass was von dir hören. Wie geht das? Wie entscheidet ihr, wen ihr heiraten wollt?«

Sie blickte mich neugierig an.

»Oh, ich kann da nur für mich sprechen, wie das andere entschieden haben, weiß ich nicht. Normalerweise wird da nicht viel darüber gesprochen. Anna war die Tochter eines Freundes meines Vaters. Kalgrim Vildskov, ihr Vater, war das Oberhaupt der Waldstämme und die Stämme des Lork führten gute Beziehungen zu ihnen, also besuchten wir uns häufig. Dort traf ich sie. Den kleinen Bogen beherrschte sie mit so einer Präzision, dass ihr kaum ein Beutetier entging. An ihrem Initiationsritus wurde sie im Wald ausgesetzt und musste, nur mit dem Bogen und einem Messer ausgestattet, völlig allein wieder nach Hause finden. Sie bestand die Prüfung und erhielt die Wurzel ihrer Dornenranke, genau wie ich, nachdem ich den Kampf gegen das Wildschwein überstanden hatte. Wir feierten den Sieg über den Tod. Jedes Mal, wenn mein Vater ihren Vater besuchte, sah ich sie. Wir verbrachten jede freie Minute miteinander. Ich ließ mir von ihr vorlesen, diskutierte bis tief in die Nacht und wir küssten uns heimlich. Ja, wir mussten das eine Weile geheim halten, denn mein Haus war noch nicht fertig. Das war ein ungeschriebenes Gesetz, erst wenn ich es geschafft hatte, ein solides Heim für uns zu bauen, durfte ich um ihre Hand anhalten. Was ich tat. Kalgrim befragte seine Frau und seine Tochter und nachdem ich einstimmig angenommen wurde, feierten beide Dörfer vier Tage lang.«

Ich starrte in die Glut und bemerkte nicht, dass sie mich ansah.

»Sie fehlt dir, oder?«, sagte Leila sanft. Mir entwich nur ein Brummen. So nah wollte ich sie jetzt nicht an mich heranlassen. Ich blickte kurz in den Himmel und sagte,

»Lass uns zusammenräumen und noch etwas Abkühlung im Quellteich suchen, bevor wir uns ein wenig in die Höhle zurückziehen.«

Sie nickte und half mir beim Aufräumen. Wir brachten die Reste in die Höhle, löschten das Feuer. Die Knochen gab ich in die Gemüsesuppe, die ich nebenher für den Abend schon vorbereitet hatte.

Die Schilfmatten stellte ich sorgfältig vor den Höhleneingang und drapierte den Efeuvorhang davor. Wie zuvor erwähnt, es war zwar in all den Jahren niemand in meine Höhle eingedrungen, aber dieses 'abschließen' gab mir ein Gefühl von einem Zuhause. Wenig später entledigte ich mich meines Hemds und stieg, diesmal mit Hose in das erfrischende Nass. Ich suchte mir meine seichte Stelle, an der ich mich entspannt etwas zurücklegen konnte und tauchte einmal vollständig unter. Als ich prustend wieder auftauchte, stand sie unschlüssig am Ufer.

»Du kannst ruhig reinkommen, das Wasser ist angenehm kühl und macht die Hitze etwas erträglicher. Du solltest nur auf die Schulter achtgeben. Ich hab' nicht mehr so viel von der Paste. Wir müssen erst noch das Kraut finden und eine Neue ansetzen.«

Sie blickte mich etwas irritiert an und dann fiel mir wieder ein, dass sie sich nie vor mir entkleiden würde.

»Du kannst deine Hose ruhig anlassen, vielleicht die Jacke ausziehen, aber der Rest ist bis heut Abend wieder trocken.«

Scheu begab sie sich langsam in das Wasser.

»Hier bei mir ist es etwas flacher, hier kannst du dich hinsetzen. Der See ist stellenweise sehr tief.«

Sie wagte es und kam tatsächlich näher. Als sie sich so setzte, dass das Wasser bis zu ihrem Bauchnabel stand, betrachtete sie mich neugierig. Ich blickte sie an, sagte aber nichts. Es sah so aus, als suchte sie nach Worten und dann holte sie tief Luft und fragte, »Hat das alles auf deinem Körper eine Bedeutung?«

Jetzt war es raus, vielleicht interessierte sie das schon länger, sie hatte mich ja bereits mehrfach mit demselben Gesichtsausdruck angesehen.

Ich antwortete mit einem einfachen, »Ja.«

Es macht mir eindeutig Spaß, in dieses überraschte Gesicht zu blicken und abzuwarten, bis sie sich weiter hervorwagen würde.

»Diese Bilder sehen aus wie die Kunst, die wir uns an die Wände hängen, um unsere Anwesen zu verschönern. Kann man das hier alles auch so verstehen? Ein Schmuck?«

»Nein.«

»Orrr, kannst du mir nicht einfach erzählen, was es mit deinen Tattoos auf sich hat? Muss ich dir wirklich alles aus der Nase ziehen?«, schnaubte sie wütend. Ich lachte.

»Du kannst ja richtig wütend werden. Wie süß!«

Sie klatschte mit der flachen Hand auf die Wasseroberfläche und spritzte mich voll, sich dabei allerdings auch. Ich musste noch mehr lachen.

»Erzählst du es mir jetzt, oder muss ich dumm sterben?«, fragte sie.

»Du hättest tatsächlich dumm sterben können, wenn ich dich nicht gefunden hätte. Wie kann das sein, dass du nicht lesen kannst!«, brachte ich ihr erst einmal entgegen und fuhr fort, »das werden wir so schnell wie möglich ändern, das verspreche ich dir. Und nun zu deiner Frage. Jedes Tattoo erzählt eine Geschichte aus meinem Leben.«

Ich richtete mich etwas auf, legte meine Zöpfe zur Seite und zeigte ihr meinen Nacken. »Das bin ich, das ist mein Zeichen, das mir von meinen Eltern gegeben

wurde, genau wie mein Name. Meine Mutter erzählte mir immer, dass ein Sturm über Lork herrschte, in der Nacht, als sie mit mir niederkam.«

»Ihr erhaltet euer erstes Tattoo als Baby? Oh, unvorstellbar.«

»Nun, andere Völker, andere Sitten. Jedes große Ereignis im Leben kann verewigt werden. Das liegt an einem selbst. Die Prüfung des Initiationsritus hat auf meiner linken Schulter Platz genommen. Von dort aus erwächst die Dornenranke, die jeden Sieg des Lebens darstellt. Wichtig ist hierbei, dass ein Dorn auch einen Sieg über sich selbst darstellen kann. Eine Aufgabe, die besonders schwerfiel und bei der man Überwindung braucht, um sie zu erledigen, auch dies ist ein Sieg. Der Tod hielt erst mit dem Krieg Einzug und du kannst es sehen, denn jeder Tod, den meine Dornenranke enthält, hat eine rote Spitze. Bevor du auf falsche Gedanken kommst. Ich tötete nie ein Kind und niemals einfach aus Lust am Töten.«

Sie blickte mich schweigend an und so fuhr ich fort, »Hier, in der Mitte der Brust, etwas mehr links, dort, wo das Herz sitzt, dort ist Annas Wolke, zusammen mit Tianas Rose.«

»Deine Frau und deine Tochter?«, fragte sie.

»Ja«, ich setzte kurz ab und seufzte, »all das andere sind die Ebenen von Lork, die Wälder von Vildskov, die Berge von Harmaapatra und die Steppe von Ugwadule. Alle vier Stämme der Lafaree und ihre Ländereien. Ich habe in allen vier Landen der Lafaree Abenteuer erlebt, zuletzt gegen meinen Feind gekämpft und die Ländereien zurückerobert.« Ich hatte während der Erzählung auf die jeweilige Körperstelle gedeutet.

»Haben dann die ganzen Metallspangen und Niete ebenfalls eine Bedeutung?«

Ich lachte, denn ich wusste, auf was sie hinauswollte.

»Das ist in der Tat einfach nur Schmuck. Wie ihr Ketten, Ringe und Ohrringe tragt, so schmücken wir uns mit Silber, Gold und Kupfer in den Haaren, aber nur in den Haaren. Wir stechen keine Löcher durch unsere Ohrläppchen oder tragen Ringe, die uns bei der Arbeit nur behindern würden.«

»Aber dafür stecht ihr euch bunte Bilder in die Haut«, spottete sie ein wenig. Sie schien ein wenig verärgert darüber, dass ich immer wieder lachte.

Nach einer Weile im kühlen Nass, sagte ich, »Lass uns in die Höhle gehen, ein wenig ausruhen. Es ist jetzt so heiß, dass es fast nicht auszuhalten ist und Abkühlung ist erst am späten Nachmittag in Sicht. Dann müssen wir aber unbedingt das Heilkraut suchen und die Paste ansetzen. Du wirst noch einiges davon brauchen, bis die Wunde vollständig zugeheilt ist.«

Leila nickte und stieg aus dem Wasser. Sie griff ihre Jacke und ging schon einmal vor. Ich hörte es im Gebüsch rascheln, dann hörte ich ein bekanntes Schnurren und klacken. Zzila, dieses kleine neugierige Weib. Sie konnte es nicht bleiben

lassen, sie hatte unbedingt nachsehen müssen, was wir trieben. Sie war aufgeregt, das war nach all den Jahren schon eine Sensation. Eine Menschenfrau für den einsamen Menschenmann. Wir sprachen uns ab, morgen früh würde ich sie einander vorstellen. Zzila und Karr waren wichtig für unser Überleben hier und deswegen musste Leila erfahren, wer die beiden waren. Keine kuscheligen Schmusetiere, bis-sige Hausgeister vielleicht, oder eben einfach gute Freunde.

Als ich dann oben an der Höhle ankam, hatte sie schon sorgsam den Efeu zur Seite gehängt und eine der Schilfmatten bewegt. Sie selbst fand ich im Inneren. Sie hatte sich die Hose ausgezogen und ein Fell um die Hüften geschlungen. Ich konnte einfach nicht anders, ich musste schon wieder lachen. Sie blickte mich verärgert an und setzte sich auf das Bett. Ich ging direkt an ihr vorbei in den hinteren Teil der Höhle, holte mir einen langen, kräftigen Lederbündel und ein schönes großes Stück von dem weichen Ziegenleder. Diese Ziegen, sofern man sie erwischte, hatten ein wirklich köstliches Fleisch und ein wundervoll feines Leder. Ich zog meine nasse Hose aus und band mir das Leder fest um die Hüfte, sodass ich MyLady ganz bestimmt nicht in Bedrängnis bringen würde. Ich ging an ihr vorbei, hob ihre Hose auf und brachte beide nach draußen zum Trocknen. Als ich wieder ins Innere ging, ließ ich den Efeuvorhang herunter und in dem Moment, als ich mich zu ihr umdrehte, stellte ich fest, dass sie ihren Kopf abgewendet hatte und die Hand so hielt, dass sie mich nicht sehen konnte. Es tat mir wirklich leid, aber ich musste abermals laut lachen.

»Keine Sorge, du kannst deine Augen aufmachen, ich bin nicht nackt, wobei das hier meine Höhle ist und ich eigentlich machen kann, was ich will.«

Leila schnaufte böse und blickte mich verärgert an.

»Und da wären wir schon beim Thema. Das hier ist mein Bett und ich werde darin schlafen. Du kannst, bis wir ein zweites Bett gebaut haben, das Felllager auf dem Boden dein Eigen nennen.«

Mit verschränkten Armen stand ich vor ihr und blickte sie streng an. Sie schien nicht zu verstehen, was ich gerade gesagt hatte, denn sie rührte sich keinen Millimeter.

»Ja, was ist jetzt, ich möchte mich hinlegen. Wir halten eine kurze Siesta, bis es wieder angenehmer draußen ist. Dazu möchte ich in 'mein' Bett!« Die Betonung auf 'mein' müsste ihr doch aufgefallen sein.

»Ich geh' ja schon«, erwiderte sie genervt, packte das Fell, das sie um die Hüfte trug und setzte sich auf den Boden. Endlich konnte ich mich auf mein Bett fallen lassen. Der Vertrag, bzw. die Vereinbarung, die wir noch zu treffen hatten, stand zwar noch im Raum, aber ich hatte beim besten Willen keine Lust mehr. Mich drängte hier niemand und bei der Hitze da draußen war es ohnehin fast nicht mög-

lich, großartig etwas zu bewegen. Ich drehte mich ein, zweimal und suchte die perfekte Position und nachdem ich sie hatte, schloss ich meine Augen.

Wenig später spürte ich im Halbschlaf jemanden neben mir. Es war, als läge Anna in meinen Armen. Ich griff zu und zog sie dichter an mich, vergrub mein Gesicht in ihren Haaren und küsste sie in den Nacken. Das war seltsam, die Haare waren so weich, wo war Annas widerspenstige lockige rote Mähne? Das hier war nicht Anna.

Ich schreckte hoch und schubste Leila dabei. Sie fuhr erschrocken hoch und zuckte sogleich schmerzerfüllt zusammen.

»Was zur Hölle soll das?«, fauchte ich sie an.

Eingeschüchtert huschte sie auf den Boden und sagte, »Es tut mir leid. Es war nur, weil ...«

»Wie stellst du dir das vor, dass du dich an mich schmiegst und ich keine biologischen Gefühle bekomme? Ich bin kein Gott, ich kann mich nicht so unter Kontrolle halten. Das hätte jetzt mächtig in die Hose gehen können!«

Ich brüllte und spuckte beim Sprechen, ich geriet immer mehr in Rage, bis sie anfang, bitterlich zu weinen. Das tat mir sogleich fürchterlich leid. Ich rutschte zum Rand des Bettes und setzte mich aufrecht hin.

»Komm her, wir müssen reden.«

Leila schluchzte und schüttelte den Kopf.

»Bitte, ich hab' das nicht so gemeint. Darüber müssen wir sprechen. Leila, du willst das nicht und ich will das nicht.«

Sie blickte mich an und schniefte.

»Ich hatte Angst, da waren so seltsame Geräusche, so ein Knacken und Knarren. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, bitte entschuldige. Daran hatte ich gar nicht gedacht.«

In mir brodelte es. Ich wusste, wer für die Geräusche verantwortlich war. »Zzila!«, brüllte ich und Leila zuckte erschrocken zusammen.

Und dann erschien dieses kleine intrigante blaue Fellknäuel mit den überdimensional großen gelben Augen. Sie knarrte, knatterte, fauchte und schimpfte. Ihre Laute kamen dabei in einer so schnellen Abfolge, dass ich kaum verstehen konnte, was sie sagte. Weil ich ja obendrein ohnehin nicht wirklich alles verstand. Zzila näherte sich vorsichtig, blieb in sicherem Abstand vor Leila stehen, neigte den Kopf und starrte sie mit ihren großen gelben Augen an.

»Was ist das?«, fragte Leila erschrocken.

»Das ist Zzila«, antwortete ich und deutete auf den Fellball.

»Was ist Zzila?«

Leila war sehr irritiert, irgendwie war alles zu viel.

»Zzila ist eine Limfie, eine Einheimische. Wir befinden uns auf ihrem Planeten.« Zzila schnatterte wie wild. Sie sagte mir, dass es doch gar nicht so schlimm war, dass die Frau in meinem Bett geschlafen hätte. Das sei doch gut so, dafür gäbe es ja Männer und Frauen. Ich antwortete ihr mit einer Reihe von gleichartigen Lauten. Im Grunde versuchte ich Zzila zu erklären, warum das nicht ging, aber letztlich ließ sie mich nicht wirklich zu Wort kommen. Leila beobachtete die Diskussion. Irgendwann fragte sie, »Unterhaltet ihr euch etwa?«

Zzila und ich hielten inne. Ich antwortete, »Ja, mehr schlecht als recht zwar, aber ja, wir unterhalten uns.«

»Was hat diese Katze gesagt?«, fragte sie.

Ich blickte, sie verstört an.

»Zzila ist keine Katze!«, entgegnete ich empört.

»Ja, was ist sie dann?«

Offensichtlich konnte Leila sich nicht vorstellen, dass sie es hier mit einem intelligenten Wesen zu tun haben könnte. War das der Niedlichkeitsfaktor der Limfies?

»Ein Limfie ist auf jeden Fall keine Katze. Ich habe ihr und ihrem Partner viel zu verdanken. Sie sind viel klüger, als du vielleicht denkst!« Ich musste feststellen, dass mein Ärger noch nicht völlig verdampft war. Mein Blutdruck stieg offensichtlich schon wieder. Wie konnte man nur so ignorant sein?

Daran mussten wir arbeiten, Vorurteile abbauen, vor allem aber an dem Respekt anderen gegenüber. Irgendwie verstand ich das nicht. Niemand hatte Respekt vor ihr gehabt. Niemand hatte ihre Meinung gewürdigt. Warum nutzte sie jetzt dasselbe Muster und stellte sich über andere? Das musste unbedingt in unseren Vertrag einfließen.

»Zzila hat soeben mit mir darüber diskutiert, wie ich mit dir umgehen soll. Sie ist da in ihrer Ansicht, sehr direkt. So ist sie der Meinung, dass wir unsere Differenzen beilegen sollten und nichts würde sich dafür besser eignen als ein ausgiebiger Paarungsakt.«

Leila blickte mich mit großen Augen an. »Sie hat mich mit Absicht erschreckt?«

Ich lachte, nickte und blickte sie dabei an.

»Ja.«

»Und ich bin darauf hereingefallen!«, sagte sie mit einem vorwurfsvollen Unterton.

Zzila schnatterte, knackte und endete mit *nock, nock, nock*. Dieses Geräusch hatte ich nach all den Jahren als Lachen identifiziert, weil es immer dann kam, wenn einer von ihnen einen Schabernack mit mir getrieben hatte und ich darauf hereinfiel.

Ich versuchte, ihr zu erklären, dass dies im Moment keine gute Idee war. In unserer Heimat waren wir Feinde, das schien etwas zu sein, was Zzila nicht verstehen wollte, oder gar konnte.

Im Augenblick sah es eher so aus, dass ich Leila nicht vertraute und sie mir noch viel weniger. Vielleicht half uns der Vertrag. Die Gelegenheit, darüber zu sprechen, war jetzt mehr als perfekt. Also begann ich.

»Wir sollten uns Gedanken darüber machen, wie unser, nennen wir es Vertrag, aussehen soll.«

»Ich dachte, wir hätten da schon eine Abmachung. Ich helfe dir bei den täglichen Arbeiten und du fasst mich nicht an. Du sagtest oben am Berg, dass dies meine Entscheidung sei. Ich würde entscheiden dürfen, wann ich zu dir gehören will und ich habe vorhin entschieden, dass ich lieber ganz nah bei dir sein möchte, als alleine auf dem Boden.«

Jetzt war ich es, der sie mit offenem Mund anstarrte. »Eh ...«, ich suchte nach Worten und wenn mir auch gerade so viele Gedanken durch den Kopf gingen, ich fand keine. »Das geht aber so nicht«, sagte ich schließlich.

»Was geht so nicht?«

»Du kannst nicht bei mir im Bett schlafen und erwarten, dass ich dich nicht anfasse!«

»Warum nicht?«

Himmel, tat sie nur so, oder war ihr das wirklich nicht bewusst?

»Weil ich ein Mann bin und Männer sich manchmal nicht unter Kontrolle haben«, sagte ich streng.

Jetzt blickte sie mich verständnislos an, »Dann kannst du dich also nicht an die Abmachung halten. Was soll ich jetzt davon denken? Dass der Vertrag nutzlos ist?«, brachte sie hervor.

Ich war schier am Verzweifeln, wusste nicht, wie ich ihr das jetzt erklären sollte und dann fiel es mir auf. Sie konnte weder lesen noch schreiben, sie wusste also nichts von Biologie oder ob ich nach zehn Jahren voller Einsamkeit nicht sehnuchtsvoll eine intime Zweisamkeit herbeisehnte. Ich steckte in einer Zwickmühle, sie hatte Angst, alleine auf dem Boden zu schlafen und ich hatte Bedenken, dass ich meinen Trieb nicht unter Kontrolle halten würde.

Zzila mischte sich ein, mit einer lauten Folge von knarrenden und knackenden Geräuschen gab sie ihre Meinung zum Besten. Sie hatte uns sehr wohl verstanden. Letztlich überraschte mich das weniger, als es vielleicht sollte, aber Zzila verstand die menschliche Sprache in etwa genauso gut wie ich die ihre. Sie unterbreitete den Vorschlag, dass wir in dieser Hinsicht beide nachgeben sollten. Leila durfte in meinem Bett schlafen und ich übte mich in Selbstkontrolle, dafür würde sie mich im Schlaf nicht erdrosseln oder erstechen oder anderwärtig umbringen. Um ihr Ver-

ständnis für meine Lage zu schärfen, sollte sie alles darüber lernen, was es zu lernen gab, vor allem lesen und schreiben.

Zzila hielt diese Prüfung sogar für bedeutungsvoll, damit sich das gegenseitige Vertrauen aufbauen konnte. Die Arbeiten sollten gerecht geteilt werden und Leila sollte ebenso die Verantwortung dafür tragen, dass wir täglich etwas zu essen auf dem Tisch hatten.

Ich übersetzte so gut ich konnte und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

»Ist das wirklich das, was sie gesagt hat?«, fragte sie.

Zzila quiekte und nickte zur Bestätigung mit dem Kopf.

»OK, dann will ich das euch mal glauben«, sagte sie.

»Bist du einverstanden, auch, dass ich dein Lehrer werde?«, fragte ich.

»Ja, bin ich, ich will lernen, ich möchte aber, dass du mich auch respektierst.«

»Das tue ich. Ich zolle dir auf jeden Fall mehr Respekt, als es dein Ehemann jemals getan hat«, ich streckte ihr die Hand entgegen und sagte, »schlag ein.«

»Du passt auf mich auf, ja?«, fragte sie und griff meine Hand.

Ich klopfte auf das Bett und sagte, »Komm her.«

Zögerlich setzte sie sich neben mich und ich nahm sie in den Arm.

»Wir werden beide lernen, damit umzugehen. Das verspreche ich dir. Wir haben beide keine andere Wahl, denn ich glaube nicht, dass wir hier wieder wegkommen. Ich werde aber nur solange auf dich aufpassen, bist du das selber kannst.«

Irgendwie ergab das für mich immer noch keinen Sinn. Sie war Soldatin der Galischen Streitkräfte und sie war nicht in der Lage, auf sich selbst aufzupassen? Sollte es wirklich möglich sein, dass ihr Mann sie unbedingt tot sehen wollte? Sie holte mich dann unvermittelt aus meinen Gedanken, als sie fragte, »Meinst du, ich kann lernen, dich zu lieben?«

Jetzt war ich vollkommen perplex und suchte schon wieder nach Worten.

»Das lernt man nicht, das kommt von innen, vom Herzen. Das muss man fühlen und wenn man es fühlt, dann will man es auch.«

Ich drückte sie einmal kurz an mich und sagte dann, »Ziehen wir uns an. Jetzt ist es nicht mehr so heiß und wir können die Pflanze suchen, die ich für die Heilpaste brauche. Außerdem ist es die Jahreszeit der Bluteigel, aus denen ich das Zeug, gegen die Schmerzen gemacht habe.«

An diesem Tag fanden wir reichlich von der Heilpflanze und setzten sogleich den größten Tontopf an, um in ein paar Tagen diese schleimige Heilpaste zu erhalten. Ganz unten am Hang, abseits des kleinen Baches, der sich aus dem Quellteich ergoss, konnten wir dann drei recht schöne Exemplare des Bluteigels herausfischen. Das würde eine Weile reichen, um für Notfälle gewappnet zu sein.

Aufmerksam war sie, lernwillig und sie fragte viel, auch woher ich so viel wusste. Nachdem wir alles, was wir sammelten, verarbeitet hatten, zeigte ich es ihr.

Ich zeigte ihr all die Tontöpfe, Schüsseln und Tiegel, die mein Vorgänger hinterließ, und ich zeigte ihr die Baumrinden, die er mit vielen Worten, aber auch Bildern beschriftet hatte. Das zu lesen, würde ich ihr beibringen, genau wie jagen, sammeln und kämpfen. So ging die Zeit ins Land.

Sie half mir sehr und erleichterte mir vieles, genauso tapfer überstand ich jede Nacht neben ihr. Sie half mir auch, sehr geschickt, mit der Pflege meines Bartes und meiner Zöpfe. Interessanterweise schnitzte sie, mit der Hilfe eines Steines, kleine Schmuckstücke aus Knochen und Nüssen, während ich die Klaue dieses Gronk nicht zu einem Werkzeug machte, sondern zu einem Schmuck für ihre Haare. Sie half mir, die Haare über den Ohren zu entfernen und ich kümmerte mich um ihre Haare. So etwas fördert Vertrauen, zumindest in meiner Gesellschaft, denn ein Meister kümmert sich um seine Lehrlinge. Ich hatte bereits angefangen, ein paar Lederbänder einzuflechten, und gelegentlich nutzte ich eine schöne Waldblume, die leider nie sonderlich lange so frisch und schön aussah. Dank dieser Wunderpaste heilte die Wunde hervorragend. Bald konnten wir also anfangen, die körperliche Fitness zu trainieren. Die brauchten wir, wenn wir einen Ausflug zum Fluss wagen wollten. Die brauchte Leila aber auch für ihr Selbstvertrauen. Sie musste in der Lage sein, sich selbst zu verteidigen.

Leila war eine dankbare Schülerin. Sie bewältigte ihre Aufgaben immer sehr gewissenhaft. Ich brauchte eine Weile, um festzustellen, dass sie nicht nur immer fitter, sondern auch immer glücklicher wurde. Sie lachte viel, machte gelegentlich einen wirklich derben Spaß, bei dem ich feststellen musste, dass Zzilas Einfluss mächtige Wirkung tat. Die beiden verstanden sich sehr gut, auch ohne viele Worte.

Ich musste mir eingestehen, dass mein Leben durch Leila wieder einen Sinn bekommen hatte. Auch ich konnte endlich wieder fühlen und ich konnte anfangen zu verzeihen. Der Groll wich, aber leider wuchs das Verlangen.

Das Bett hatten wir erweitert. Nach ein paar tiefschürfenden Gesprächen hatten wir uns dazu entschlossen. Leila hatte immer noch Angst, deswegen gab ich nach, auch wenn es mir immer schwerer fiel, ihr zu widerstehen. Ich wusste es ja nicht, ich wusste nicht, woher ihre Angst kam. Ihre Angst vor dem Unbekannten war größer als die Angst, ich könnte ihr zu nahe treten. Ich sollte mich geehrt fühlen, dass sie so viel Vertrauen in mich entwickelte und das nach so kurzer Zeit. Ich würde das noch lernen und es würde mich mehr belasten, als mir lieb war.

War das nun wirklich alles, was Leila dachte und fühlte? Sicher nicht. Sie ließ es nicht zu, sie wollte nicht, dass er ihr Geheimnis erfuhr. Es schien so, als würde er ihr so viel Verständnis entgegenbringen.

Waren die Lafaree doch viel gesitteter und gebildeter als die Galier? Das klang alles viel zu schön, um wahr zu sein. Sie hatte aber doch selbst gesehen, wie rigoros diese Barbaren gegen ihre Leute vorgingen, oder war das einfach nur eine Reaktion auf das, was davor geschehen war?

Diese Zweifel machten sie verrückt. Und dann brachte er so viel Verständnis für sie auf, aber er schrie sie auch an, war übel gelaunt und herrschsüchtig. Was sollte sie davon wieder denken?

Und dann fühlte sie sich immer mehr zu ihm hingezogen und er wies sie ab. Das war etwas, was sie überhaupt nicht verstand. Sie würde lernen müssen, dass es Zeit brauchte, damit etwas zusammenwachsen konnte, was zusammen gehörte. Nur weil sie ihn wollte, musste das noch lange nicht heißen, dass er sie auch wollte. Zumindest hatte sie ja einen guten Geist an ihrer Seite, Zzila.

Leila schlief mit ihm in einem Bett, teilte sich die Aufgaben mit ihm, sammelte, jagte und bereitete das Essen zu. Sie versuchte alles zu lernen und jede Nacht wünschte sie sich, er würde sie nochmals so anfassen, wie an dem Tag, an dem sie zum ersten Mal gemeinsam im Bett lagen. Dieses angenehme Kratzen seines Bartes an ihrem Hals. Dieser Kuss, den er ihr auf den Nacken gehaucht hatte. Sie hatte sich dabei so wohl gefühlt, so gewollt und geachtet.

Zzila hatte nicht unrecht, es gab nichts Besseres als einen ausgiebigen Paarungsakt, um Differenzen beizulegen.

... to be continued



INI - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert
Drittes Büchlein, Kapitel 11
von Bernd Labusch

**INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel
11**

Der Roman erschien im Original im Jahre 1810, übertragen und Korrektur gelesen von Bernd "Göttrik" Labusch.

Fortsetzung von: INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 10

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 11 – Mobi

INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 11 – ePUB

INI – Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, Drittes Büchlein, Kapitel 11 – PDF

Drittes Büchlein: Guido im Heere, Kapitel 11

Die Reise ging nun nach Frankreich. Es würde zu viele Zeit geraubt haben, noch länger in Deutschland zu weilen, ob gleich noch viel Sehenswertes übrig blieb, das sie in München, Stuttgart, Frankfurt u. s. w. hätten betrachten können, als besonders kluge Einrichtungen, Monumente alter trefflicher Fürsten, Volksfreuden. Doch sie mussten es, nach dem einmal gewählten Plan, bei den größten Städten bewenden lassen.

Unfreundliche Herbstwitterung störte die Reise etwas. Wenn sich der Luftwagen vom Posthaus aufschwang oder bei dem folgenden niedersenkte, hatten die Adler Mühe, gegen die Stürme anzukämpfen. Außerdem hielt man sich jedoch in der höheren Region, wo kein Wind mehr sauste, und die angespannten Tiere konnten bequem ihren Pfad verfolgen. Gegen die Kälte schirmten artige Öfen von dünnem Blech, mit Papier geheizt, und Pelzhüllen von Schwanen-Fell.

Am Rhein und in den Gegenden des ehemaligen Lothringens, freute sie der laute Winzerjubiläum der unter ihnen tönte, ebenso die überall noch dichter als in Germanien angebaute Landschaft. Ohne Unfälle erlebt zu haben, erblickten sie bald das weitläufige Paris, dessen Vorstädte jetzt mit Meaux, St. Denis, Versailles u. s. w. Zusammenhängen.

* * *

Guido wunderte sich über eine dünne spitze Säule von nie gesehener Höhe, die eine seltsame Gestalt hatte und fragte seinen Lehrer, was er davon zu denken hätte? Dieser erklärte ihm, wie die Pariser schon lange damit unzufrieden gewesen wären, bei verregnetem Wetter ihre eng gebaute Stadt so unreinlich zu sehen. Der Erfindergeist hätte sich in mancherlei Mitteln gegen diesen Übelstand erschöpft. Es sei im Werke gewesen, nahende Regenwolken jedesmal durch Kanonaden von Luftbatterien zu zerstreuen und so die Atmosphäre der Stadt zu reinigen. Allein die Eigentümer der Gärten der Umgebung, hätten sich über diese Maßregeln mit Recht

beklagt, weshalb man sie hatte einstellen müssen. Endlich aber sei ein Projektant aufgetreten, mit dem riesenhaften Entwurf eines Regenschirms für die eigentliche Stadt.

Die dünne Spitzsäule, fuhr er fort, ist es. Eine Gesellschaft von Aktieninhabern besorgte die Errichtung; eine kleine Abgabe aller Einwohner, für die trockne Reinlichkeit willig gezollt, trägt den Zins und die fortlaufenden Kosten. Die Säule steht genau in der Mitte von Paris. Zweitausend Schuh hoch, besteht sie aus starkem Granit, auf einer hinlänglich festen Grundlage. Dann folgen bis zur Spitze wohlfeil zusammengefügte Eichenstämme, um welche Eisenringe laufen. Eine Wendeltreppe von Außen führt vom Fuß bis zur Höhe.

Der ungeheure Schirm besteht aus einem von Hanffäden gewebten Tuch, mit wasserdichtem Firnis überzogen. Walfisch-Rippen, durch Klammern verbunden, spannen ihn bis zur Mitte, von da wird der gardinenartig aufgehobene Teil, mittelst gewaltiger Tuae, die nach allen Seiten in Abständen von Hundert Klaftern, zur Erde gehen, niedergezogen und wieder empor gebracht. Die Erhebung der Walfisch-Rippen vollzieht ein ungemein kunstreicher Mechanismus.

Indem er noch sprach, verdunkelte sich der schon trübe Himmel noch mehr, die Gewölke nahmen gegen die Stadt ihren Lauf. Eine Fahne wehte plötzlich vom Gipfel der Pyramide, das Zeichen für sämtliche Arbeiter an ihr Werk zu gehen. Nun währte es kaum zwei Minuten und das weite Gezelt breitete sich über die Tempel und Häusermassen aus. Der Postillion trieb die Adler mächtig an, um auch bald den Schutz zu genießen, und in kurzem befand man sich unter der wohltätigen Decke, auf welche der Platzregen mit dumpf-hohlem Getöse niederschlug. Guido bewunderte am meisten die Röhren des Umkreises, die das abströmende Wasser auffingen, und in die verschiedenen, zu diesem Zweck gegrabenen, Teich-Bassins leiteten, die wieder einen Abfluss in der Seine fanden. Er beteuerte: unter allem Merkwürdigen, was er noch auf der Wanderung gesehen, stünde dieser Paraplu oben an. Es ist auch ein Erdenwunder von Kunst, sagte Gelino.

* * *

Sie stiegen im Posthaus ab, übergaben Trägern ihr Gepäck, und eilten zu einem Wechsler, wo der Lehrer Summen, für ihren Aufenthalt nötig, in Empfang nehmen wollte. Unterwegs stellte sich ihnen ein sonderbarer Anblick dar.

Ein Mensch bettelte. Dies war so unerhört, dass das aufgeregte Mitleid keine Grenzen kannte. Aus allen Häusern eilte man hervor, den Unglücklichen mit Wohltaten zu überhäufen, der sich auch bald in Besitz so vielen Geldes sah, dass er flehend bitten musste, einzuhalten.

Guido reichte ebenfalls hin, was er bei sich trug, und fragte den Lehrer: wie so eine, die Menschheit entwürdigende, Erscheinung möglich sei? Dieser erkundigte sich näher, und erfuhr: der Mann wäre aus dem südlichen Amerika, und durch einen Schiffbruch um seine Habe gekommen.

Guido schauderte bei der Nachricht von einem Schiffbruch. Sie waren jetzt überaus selten, nur ein bedeutender Fehler des Piloten konnte es dazu kommen lassen. Denn bei den genauen Karten vom Meeresgrund, der schon seit mehr als einem Jahrhundert entdeckten Berechnung der Länge, den herrlichen Mitteln bei Nacht einen weiten Umkreis zu erleuchten, konnte man beliebig jeder Gefahr entfliehen, auch der dauerhaften Bauart der Schiffe und der Möglichkeit, fast überall vor Anker zu gehen, nicht einmal zu gedenken. Hier hatte inzwischen ein Schiffer strafbare Nachlässigkeit verschuldet.

Das Betteln aber musste darum so befremden, weil auch seit länger als einem Jahrhunderte es in Europa unerhört war. Denn Staatsordnung, Sitte, moralisches Gefühl hielten Jeden zur Tätigkeit an, und da Landbau und Handwerke, durch tiefere Naturkunde und viel erweiterte Technik, so leicht, so überflüssig die Lebensnotwendigkeiten hervorbrachten, so war es auch der Betriebsamkeit des Einzelnen, sie mochte bestehen worin sie wollte, nur ein Spiel, seinen Anteil zu erwerben. Die erhöhte Bevölkerung, statt diese Leichtigkeit zu stören; musste sie vielmehr, ihrer ganzen Natur nach, fördern, woran man, nur bei irriger Kenntnis der möglichen Fruchtbarkeit des Erdbodens, zweifeln kann.

Allein weise Anordnungen achteten auch auf Krankheitsfälle Unbemittelter, auf Verstümmelte, auf hohes entkräftetes Alter. Um nun in solchen Fällen ein Recht auf Unterstützung zu begründen, hatte jedes Kind, ohne Ausnahme, bei seiner Geburt, eine kleine Summe zu hinterlegen, oder vielmehr die Eltern statt seiner. Zudem jede einzelne Person, einen geringen monatlichen Beitrag. Die Summen wurden klüglich bewirtschaftet, wuchsen dann sehr natürlich hoch an, und konnten viel bestreiten. Um aber die monatliche Erhebung der Beiträge minder weitläufig zu machen, hatte man sie in eine, durch ganz Europa gleichmäßig aufgelegte, sehr geringe Aktie, verwandelt. Nun mochte sich Jemand aber in Europa auch befinden, wo er wollte, seinen Aufenthalt ändern, so oft es ihm gefiel, immer zahlte er unmerklich und

behielt sein Recht. Die Summe des allgemeinen Armenschatzes, den auch der ganze Erdteil — bei der vervollkommenen Arithmetik, wovon schon die Rede war, höchst bequem übersah — musste auch darum so größer werden, als Reiche oder Wohlhabende, bei der Geburt eines Kindes nicht den gewohnten Satz, sondern mehr beisteuerten.

Geriet nun Jemand in Not, meldete er sich bei der nächsten Stadtverwaltung. Diese untersuchte seinen Zustand genau. Einem gesunden Menschen ward nicht das Mindeste schenkend gereicht, sondern er empfing die Gelegenheit, durch diejenige Arbeit, welche er verrichten konnte, den Unterhalt zu erschwingen. Krank dagegen nahm ihn ein Spital auf. Das Alter von sechzig Jahren durfte auf eine angemessene Beihilfe zu der ihm noch möglichen Arbeit zählen, über siebenzig Jährige verpflegte man dagegen als Greise und Greisinnen ganz, was auch bei Krüppeln und dergleichen geschah. Bei dem allen hielt ein zartes Ehrgefühl die Geschlechter ab, eines ihrer Glieder in die Notwendigkeit zu verletzen, die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch zu nehmen; wenn es irgend möglich schien, verheimlichten sie den Mangel in den einer der ihrigen gesunken war, machten es auch zum Gegenstand ihrer Religion, Kranke und Alte selbst zu pflegen.

Überlegt man hierbei, dass die meisten Ursachen, welche Armut hervorbringen, ja lange schon aus dem Wege geräumt waren, als Kriegeräuberereien, unmäßige Auflagen, falsche Geldoperationen der Regierungen, Handelsverbindungen, in welchen ein Volk mit betrügerischer Schlaueit, das andere mit Unkunde seiner eigenen Kräfte auftritt, gehässige Immoralität des Einzelnen, die zu Verschwendungen verleitet, ehrlose Trägheit und Unempfindlichkeit gegen Achtung, die nicht erwerben mögen, auch Almosen spendende Klöster, den Müßiggang unterstützend; erwägt man noch, dass das furchtbare Heer der Krankheiten sich unendlich vermindert hatte, so geht ganz von selbst hervor, wie ein Reisender Europa durchwandeln konnte, ohne jemals das widrige unedle Schauspiel der Bettelei wahrzunehmen. Guidos Befremdung erklärt sich demnach so gut, als das mitleidige Zudrängen der Pariser.

Es währte aber nicht lange, so erschien ein Polizeibeamter und fragte den Armen zürnend: „Warum er nicht zur Stadtobrigkeit gekommen sei?“

Die Antwort hieß: „Weil ich kein Europäer bin, folglich nicht zu euren Wohltätigkeitsanstalten beigetragen habe, durfte ich auch nicht mit Recht auf ihre Milde bauen.“

Der Diener des Gesetzes entgegnete streng: „Es reisen viele Bürger anderer Erdteile in Europa, und die Akzise gewinnt an ihrer Zehrung. Wie unbillig würde es daher sein, wenn irgend Jemand darunter sich arm ankündigte, ihm Hilfe zu versagen. Du hast uns durch Mangel an Vertrauen beleidigt und ein öffentlich Ärgernis gegeben, dessen sich ohne Zweifel der älteste Greis nicht mehr entsinnt. Behalte was man Dir reichte, verzehre es jedoch im Kerker. Dann wollen wir Dir eine Summe geben, mit welcher Du Dein Vaterland wieder erreichen kannst. — Wider diesen Spruch gilt keine Einrede, denn er enthält den Geist der Gesetze.“

* * *

Gelino und sein Zögling drängten sich mühevoll durch das Volksgewimmel der Straßen, und um so mehr, da, wenn gleich am hohen Mittage, der Regenschirm Dunkel verbreitete. Doch eben da sie auf einem großen Markt angekommen waren, hatte das Unwetter geendet und die Bedeckung wurde wieder eingelegt. Man verrichtete dies schnell, und neu, überraschend, blendend war die Wirkung des plötzlich nieder scheinenden Sonnenlichts.

Sie gelangten im Hause des Wechslers an. Gelino übergab ein Schreiben; der Mann war sehr höflich und rief einige Träger, welche schwere Goldsäcke auf einen Wagen luden. Der Lehrer sah alles nach, gab ihm Empfangsscheine, und nahm dann mit seinem Zögling Platz auf dem Wagen.

Dieser hatte befremdet und nachdenkend zugesehen. Nun fragte er: „Woher die großen Summen, und wozu?“

Gelino antwortete: „Wir behelfen uns bisher mit geringen Kosten, doch in Paris und London wollen wir einigen Aufwand machen, damit Du auch mit dem Leben in Reichtum vertraut wirst.“

„Da empfangen Sie nur eine Auskunft“, rief Guido. „Woher, frage ich abermals, die großen Summen?“

„Von dem nämlichen Wohltäter, der Dich bisher in den Stand setzte, die Welt reisend zu betrachten.“

„Oh! Dieser Wohltäter muss reich, sehr reich sein. Mein leichter Sinn fragte noch wenig darum. Was gilt's aber, es ist der Kaiser selbst, dem ich so viele Zeichen der Milde verdanke?“

„Ja mein junger Freund, es ist der Kaiser. Was er von Dir hörte, besonders von Deinen Taten im Heere, erwärmte sein Herz noch mehr für Dich. Frage nicht weiter, genieße, und vor allen Dingen, lerne, begreife, mache Dich der Güte ferner wert.“

Guidos Nachsinnen ward ernster. Einige Minuten darauf brach er aus: „Oh. dass ich keine Eltern kenne, und so süße Gefühle, wie die kindlichen, mir versagt wurden! Erst bei den Findlingen erzogen, hernach unter Deiner Leitung, die mich allerdings keinen Vater missen ließ, ahnte ich tiefere Empfindungen nicht. Allein, nachdem ich auf der Reise so oft das entzückende Schauspiel eines engen Familienbandes sah, beweinte ich im Stillen mein hartes Los.“

Gelino drückte ihm gerührt die Hand. „Geduld mein Sohn, vielleicht findest Du einst Deinen Vater.“

Stürmische Ungeduld entbrannte in dem Jüngling. Von süßen Hoffnungen wogte sein Busen. Er drang feurig in den Lehrer, ihm das Geheimnis seiner Geburt aufzuklären, wenn er anders den Schlüssel dazu hätte, oder wenn er nichts genau wisse, ihm seine Vermutungen zu nennen. Der Lehrer brach aber gemessen ab, empfahl ihm ruhiges Erwarten der Lösung seines Schicksals. Es war Guido bekannt, dass er, wenn der Lehrer schweigen wollte, umsonst bat, er musste sich also mit Geduld wappnen, obgleich die Neugier über seine Herkunft jetzt heißer als je erwachte, und manche sonderbare Ahnung in ihm aufstieg. Er tröstete sich wohl über den Mangel an Kindesliebe, weil ihn Inis Liebe beseelte, und sein Herz so warm an den edlen Lehrer hing, doch meinte er immer wieder, dies Herz sei weit genug noch mehr Liebe glühend zu umfassen.



Im Multiplex der Realitäten
oder auf eine Cola
mit Thora und Alaska
von Alexander Kaiser

Im Multiplex der Realitäten oder auf eine Cola mit Thora und Alaska

Perry-Rhodan-Story von Alexander "Tiff" Kaiser

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Im Multiplex der Realitäten oder auf eine Cola mit Thora und Alaska – Mobi
Im Multiplex der Realitäten oder auf eine Cola mit Thora und Alaska – ePUB
Im Multiplex der Realitäten oder auf eine Cola mit Thora und Alaska – PDF

Die Abendroutine von Alaska Saedelaere war nicht besonders komplex. Sie beinhaltete neben einem abgeschlossenen Badezimmer – duschen ohne Maske war eine der wenigen Luxushandlungen, die er sich gönnte – einer abendlichen Rasur jener Barthaare, die nicht vom artificalen Cappin-Fragment aus der LEUCHTKRAFT absorbiert wurden. Ernährte es sich auf diese Weise? Oder über seinen Schweiß und seine Hautpartikel? Alaska erinnerte sich noch recht gut daran, als er die Haut Kummerogs getragen hatte, deren Energiebedarf nicht nur wesentlich höher gewesen war als alles, was er vom Cappin-Fragment miterlebt hatte, dieser Ernährungsvorgang war auch körperlich und mental anstrengend gewesen, da es sich direkt aus Magen und Mastdarm seines Wirtes – aka Alaska Saedelaere – ernährt hatte. Aber zurück zur Routine. Dazu gehörte auch der obligatorische Griff nach dem festen Sitz der Maske, bevor er schlafen ging. Das war mehr oder weniger über Jahrhunderte sein Ritual gewesen, wenn er es sich hatte leisten können. Was definitiv nicht dazu gehörte, war, die Augen aufzuschlagen und in einer gelbfarbenen Trümmerwüste mit spärlicher Vegetation im hellsten Tageslicht zu liegen.

Irritiert griff Alaska zur Maske, die erste Handbewegung des Tages für ihn. Gut, sie war noch da. Auch wenn er das Fragment oft genug als Waffe eingesetzt hatte, so war es ihm zuwider, irgendeiner Lebensform ohne Not etwas mit dem Wahnsinn und Tod bringenden Stück artificalem Testare anzutun. Tatsächlich waren pedotransferierende Cappins die einzigen Lebensformen, die das organische Fleischstück, das je nach Gemütszustand seines Trägers in verschiedenen Farben leuchtete, die es betrachten konnten, ohne wahnsinnig zu werden oder gar zu sterben. Aber es erschien ihm unwahrscheinlich, ausgerechnet hier Cappins zu begegnen. Er richtete sich auf in eine sitzende Haltung, sah sich um. Wüsten kannte er einige. Auch in der LEUCHTKRAFT hatte seine Prägung als Kommandant in einigen der autarken Realitäten Wüstenlandschaften gebildet, und er hatte sich stets gefragt, welche Facetten seiner Persönlichkeit damit widergespiegelt worden waren. Vielleicht sein bisheriges Liebesleben, vielleicht seine doch arg mangelhafte Fähigkeit zur Emotion, die ihm dem Beinamen „bester Logiker der Menschheit“ eingebracht hatte, was man auch mit „König der gefühlkalten Trottel“ übersetzen konnte. Vielleicht auch seine mangelnden Ambitionen zur Macht, wie sie sein Zwillingsbruder im bössartigen Spiegeluniversum sein eigen nannte und den Anderen immerhin bis zum Beherrscher der Galaxis Milchstraße gemacht hatte. Er wusste es nicht. Nur, dass diese Wüste nicht darunter gewesen war. Er wusste nicht, wo er war, er wusste nicht, wann dieses wo war, er wusste nicht, wie er hergekommen war oder wie er

wieder weg kam. Soweit war alles wie üblich für ihn. Alaska zog die Beine an, gab sich etwas Schwung und richtete sich auf. Dabei schien für einen Moment, für einen wirklich kurzen Moment die ganze Welt um ihn herum zu flackern. Die rechte Seite erschien ihm rötlicher zu sein, während die linke Seite eher blau war.

„Eine Pararealität“, erkannte Saedelaere. Für einen Moment zögerte er, wandte sich in die rote Richtung, dann aber ging er nach links. Kaum hatte er sich dieser Seite zugewandt, stabilisierte sich das Bild, die tönende Farbe verschwand. Alaska erkannte, dass er hier eine Wahl gehabt hatte. Und er hatte sich für eine Seite entschieden. Auch für eine Pararealität?

Der beste Logiker der Menschheit, wie er früher genannt wurde, wandte die Logik an und schob die Gedanken beiseite. Sie hatten keine Priorität und waren nicht dazu angetan, die Situation aufzulösen. Vielleicht später. Bis dahin war er ohne Vorräte, ohne Waffen, nur dünn bekleidet in einer Wüste gestrandet, die zum Glück weder brüllend heiß, noch eisig kalt war. Das war immerhin etwas. Was war seine erste Priorität? Wasser. Es war immer Wasser. Ohne Nahrung auszukommen war einfacher, auch ohne Unterschlupf, zumindest für einige Zeit, aber auf Wasser konnte ein Mensch höchstens vier Tage verzichten. Natürlich war da die Möglichkeit, bis zu achtmal das eigene Urin zu trinken, um zu überleben, auch wenn er diesen drastischen Schritt nie gehen musste. Auch das war aber nur eine Notlösung, denn der Salzgehalt der Flüssigkeit war dann hoch genug, um ihn zu vergiften. Er konnte natürlich das Wasser im Urin durch Verdunstung von den Salzen trennen, jedoch bedurfte es dazu einiger Werkzeuge, und die Menge an verfügbarem Wasser wurde so oder so kontinuierlich weniger. Und beide Methoden konnte er sich sparen, wenn er eine natürliche Quelle für Flüssigkeit auftun konnte. In diesem Fall war die Flüssigkeit haben der wichtige Aspekt als das brauchen, denn benötigen würde er das Wasser noch früh genug.

„Wenn du schon mal stehst, kannst du die Hände heben, wo ich sie sehen kann und dich in meine Richtung umdrehen. Aber langsam. Sehr langsam.“

Alaska zuckte nicht mal zusammen, als er die harte Männerstimme hörte, die Perry Rhodan hätte hören können. Das passte viel zu gut zu seiner Situation, so als würde sein Schicksal gerade von einem missgönnernden Autor geschrieben werden, der ihn in möglichst unvoreilhaftesten Situationen bringen wollte. Nur war er selbst dieser Autor, und er hatte keinen Einfluss auf die Rahmenhandlung, denn die Wüste war vorgegeben. Gut, einen gewissen Einfluss hatte er gehabt. Er war der Blauverschiebung gefolgt. Und hierher hatte ihn das geführt. Aber, das war seine eigene Entscheidung gewesen. Langsam wandte er sich um, die Arme gehoben. Waffen hatte er keine dabei, jedoch konnte eine gehobene Hand schneller die

Maske vom Gesicht reißen und seinem Gegenüber dem Cappin-Fragment aussetzen, sollte dies notwendig werden. Der alte „Hände hoch, wo ich sie sehen kann, damit ich sicher vor Überraschungen bin“-Spruch funktionierte so bei ihm nun einmal nicht.

Tatsächlich war seine Situation schlimm, wenn nicht richtig schlimm. Vor ihm stand ein großer, schlanker Mann, der von der Hautfarbe und den rostroten Haaren her ein Lemurer oder Tefroder mittleren Alters sein konnte. Dieser Mann hielt einen aktiven Thermostrahler auf ihn gerichtet, dessen Abstrahlungsfeld düster rot glühte und zeigte, dass ein leichter Druck mit dem Zeigefinger auf den Sensor ausreichte, um ihn in eine lodernde Fackel zu verwandeln. Nun, er hatte schon schlimmere Situationen überlebt.

„Gut, du bist unbewaffnet.“ Sein Gegenüber senkte den Strahler, und Alaska war dankbar dafür.

„Ich nehme nicht an, dass du weißt, wo wir hier sind?“, fragte der Fremde.

„Nein, tut mir leid. Ich bin schlafen gegangen und hier wieder aufgewacht“, antwortete der Kommandant der LEUCHTKRAFT.

„Dasselbe bei mir. Eben noch habe ich mich im Antigravbett in meine Laken gekuschelt, und dann fand ich mich hier wieder. Wo immer dieses „hier“ ist.“

Sein Gegenüber war durchaus nicht hässlich, aber als er die rechte Augenbraue hob, zog sich die Stirn kraus und bildete tiefe Furchen, die zuvor nicht zu sehen gewesen waren. „Deine Maske. Nimm sie ab. Ich will wissen, wie du aussiehst.“

„Du kennst mich nicht?“, fragte Alaska. „Wir treffen uns hier das erste Mal“, versicherte der Fremde. „Dann sollte ich dir besser erklären, dass es gut für dich ist, wenn die Maske bleibt, wo sie ist. Es ist sogar sehr gut für dich.“

„Das entscheide ich selbst. Nimm die Maske ab, Terraner. Du bist doch Terraner?“

„Ich versichere dir, es ist zu deinem Besten, wenn ...“

Der Fremde hob den Thermostrahler und zielte auf seine Brust. „Die Maske. Ich sage es kein drittes Mal.“

Frustriert atmete Alaska aus. „Von zu viel Macht geträumt, was? Kaum hast du einen Thermostrahler und kannst auf einen Unbewaffneten zielen, brechen die Dominanzgelüste aus, wie? Tefroderklischees bedienen, was? Gut, du sollst deinen Willen bekommen. Ist nicht meine Schuld.“ Langsam ging seine rechte Hand zum rechten Ohr, um die Schlaufe der Maske zu entfernen und dem Fremden sein blankes Gesicht mit dem Cappin-Fragment zu offenbaren. Als er sie fast erreicht hatte, nahm der Andere den Strahler wieder ab und lachte. „Es war nur ein Witz, Alaska Saedelaere. Ich bin nicht bescheuert genug, in dein Cappin-Fragment zu blicken und erst wahnsinnig zu werden, und dann zu sterben.“

Erleichtert atmete der Logiker auf und nahm die Hand wieder ab. „Du kennst mich also?“

Sein Gegenüber nickte. „Wer kennt ihn nicht, Alaska Saedelaere, den Totenbleichen? Seit wann hast du wieder Testare im Gesicht hängen?“

„Es ist nicht Testare. Also nicht der Original-Testare. Es ist ein Fragment, das ich in einer alternativen Realität an Bord eines kosmokratischen Raumschiffs von einem anderen Alaska aus eben dieser alternativen Realität aufgedrängt bekommen habe.“

„Das muss hart gewesen sein. Da warst du das Ding endlich los, und dann kommt so ein Kosmokratenknilch und entscheidet, dass du mit Fragment besser dran bist, ohne dich zu fragen.“

Alaska dachte über die Worte nach. „Es könnte schlimm sein, ich weiß es nicht. Ich bin es jedenfalls mehr Jahre meines Lebens gewohnt, das Fragment zu tragen, als es nicht im Gesicht sitzen zu haben. Ich habe mich dran gewöhnt. Es ist mein Normalzustand.“

Sein Gegenüber steckte den Strahler in das Holster an seiner rechten Hüfte. „Die Leute haben Recht. Du BIST merkwürdig, Alaska Saedelaere.“ Er grinste. „Würdig, dass man sich dich merkt. Es ist selten, dass ich einem so stoischen, zugleich nurgilen Wesen begegnet bin.“

„Nurgil?“

„Wie ist das Wort in deiner Sprache? Nonchalant passt am Besten, denke ich. Fällt dir gerade auf, dass wir miteinander reden, aber du keine Ahnung hast, welche Sprache wir beide benutzen? Ich für meinen Teil verwende Satron-A. Du sprichst Interkosmo. Zugegeben, beide Sprachen sind sich sehr ähnlich, aber dann doch signifikant unterscheidbar.“

„Das ist dir aufgefallen, obwohl es logischerweise nicht so ohne weiteres auffallen kann?“, fragte Alaska.

Der Fremde deutete auf seinen Kopf. „Ich habe einen kleinen, bösartigen Artgenossen im Kopf, der mich auf solche Dinge hinweist. Ist durchaus praktisch, wenn man es gewohnt ist, sich beleidigen zu lassen.“ Ein Extrasinn oder ein Implantat, ging es Alaska durch den Kopf. Aber einen Extrasinn, einen richtigen, hatten nur Arkoniden, welche die Ark Summia absolviert hatten. Vor ihm stand aber ein Tefroder. Zumindest vermutete er das.

Der Fremde sah sich um. „Äh, war das da vorhin auch schon da?“

„Was genau?“ Alaska folgte der ausgestreckten Hand. Was er sah, irritierte ihn, denn es schien eine Rakete zu sein. Keine moderne Rakete, irgendein prästellares Ding. Ganz in weiß gehalten und mit einer rotweiß gestreiften Maserung bedeckt, mit einem blauen Quadrat an einer Seite, in dem sich mehrere Dutzend

Sterne befanden. Das konnte eine klassische Feststoffrakete sein, die ihre Passagiere und ihre Fracht mit einer gebändigten Treibstoffexplosion in den Orbit jagte, aber dafür war sie zu klein. Das Ding da war höchstens fünf Meter hoch, wenn er es richtig einschätzte.

Bevor Alaska etwas sagen konnte, ergriff der Fremde die Initiative. „Sehen wir uns das doch mal an. Mein kleiner Artgenosse im Kopf sagt, das Ding ist künstlich, und künstlich könnte Zivilisation bedeuten!“

„Einverstanden!“, rief Alaska und eilte ihm hinterher. „Wie ist eigentlich dein Name? Kenne ich dich vielleicht auch?“

Der Tefroder wandte sich halb zu ihm um. „Vielleicht hast du schon von mir gehört. Alles ist möglich. Nenn mich einfach Arot.“

„Arot“, sinnierte Alaska. Nein, der Name weckte keinerlei Affinität in seinem Gedächtnis.

Sie erreichten den Felsen und Arot erklimm ihn. „Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir uns nicht auf der Oberfläche eines Planeten befinden. Mehr in so einer Art Interdimension. Wenn du verstehst, was ich meine, Alaska.“

„Äh, ja, ich habe mit diesem Phänomen durchaus zu tun seit einigen Jahrhunderten.“

„Dann muss ich ja nicht viel erklären. Aber dafür hätte ich dann gerne eine. Möglichst simpel und in einem Satz, denn ich bin mir sicher, das ist nicht nur künstlich, sondern garantiert nicht dafür gedacht, ausgerechnet hier zu sein.“

Alaska erklimm den Felsen ebenfalls und sah nach der Rakete. Daneben stand ein Schild, auf dem in englischer Schrift stand: Old Rocketman. Neben Rakete und Schild drängten sich mehrere einstöckige Gebäude, die zu einem geschlossenen Komplex aufgebaut worden waren. „Du hast Recht. Ich bin auch davon überzeugt, dass dieses Gebäude namens Old Rocketman nicht zwangsläufig hierher gehört.“

Arot sprang vom Felsen herab. „Gehen wir hin. Die erste Regel für Verschollene: Wasser sichern, Nahrung sichern, Obdach sichern. Ich denke, das werden wir alles dort finden.“

„Ich stimme zu.“ Alaska folgte dem Tefroder und schloss zu ihm auf. Für jemand, der einen Kopf kleiner war als er, schritt der Fremde kräftig aus.

Sie erreichten das Gebäude, das mehrere Assoziationen in Alaska weckte. Der flache einstöckige Bau der Einzelgebäude war Alaska vom Stil gut bekannt. Er entsprach der Bauweise von Überlandraststätten im Bundesstaat USA, etwa zwanzig Jahre vor dem historischen Mondflug Perrys und Bullys mit ihren damaligen, aber lang verstorbenen Kameraden Eric Manoli und Clark Flipper. Heutzutage hätte man

es wohl eine Retro-Rock'n Roll-Bar genannt. Tatsächlich klang vage Musik zu ihnen herüber, die ihn an diese Epoche oder den Retro-Trend erinnerte.

„R-rosalie ...“

„Das ist I can't go on von Buddy Holly. Das Ding benutzt nicht nur das lateinische Alphabet und die englische Schriftart, die Musik entstammt den Fünfzigern, so genannt, weil dieses Jahrzehnt von der Musikform „Rock“ geprägt war. Bekannt, Logiker?“

„Buddy Holly sagt mir nichts. Aber ja, ich erkenne die Epoche. Nur was machen die prästellaren Fünfziger hier in einer fremden Dimension?“

Arot rieb sich nachdenklich das Kinn. „Seit ich hier angekommen bin, habe ich so eine vage Ahnung von Mattigkeit, Müdigkeit, so als wolle die Umgebung mich überreden, mich hinzulegen, mich einzurollen und zu schlafen, bis ich nicht mehr aufwache. Das Diner-Ding hingegen verbreitet Aktivität, Leben, Freude.“

„Es könnte eine Falle sein“, wandte Alaska ein, fügte aber selbst an: „Jedoch habe ich vom Felsen aus keine andere Wahl für uns gesehen. Zumindest nicht im Umkreis mehrerer Kilometer. Gehen wir hinein.“

„Ich stimme zu, Terraner.“

Gemeinsam betraten sie den Teil des Gebäudekomplexes, der leicht zugänglich zu sein schien. Dahinter erwartete sie ein mit Fliesen im Schachbrettmuster ausgelegter Innenraum, in dem sich mehr als ein Dutzend Tische mit rotweißkarierten Tischdecken befanden. An den Tischen standen kitschigorange Stühle, großschirmige weiße Lampen waren über jedem einzelnen Tisch angebracht. Weitere Leuchten schienen auf einen großen Tresen aus dunkler Eiche herab, orange bespannte Hocker waren davor aufgestellt und luden zum Verweilen ein. Hinter der Theke stand als Barkeeper ein mittelgroßer, stämmiger Terraner mit einer antiquierten Goldrandbrille, der Gläser zu putzen schien. Als sich die Tür für die beiden Humanoiden öffnete, wandte er sich ihnen zu, ohne im Polieren inne zu halten.

„Ah, Gäste. Und dann gleich so illustre. Ich nehme an, der Vitalenergieraub des Multiplex der Realitäten konnte ihnen beiden nicht viel anhaben, oder, Alaska Saedelaere?“ Der Terraner richtete alle Antennen auf seinen Begleiter. „Und Thora von Zoltral-Rhodan?“

Saedelaere machte einen Satz zur Seite, als dieser Name fiel. Entsetzt sah er den Tefroder an. Nicht eine Sekunde zweifelte er, dass der Fremde, der Interkosmo sprach, nicht nur ihn korrekt erkannt hatte, sondern auch seinen Begleiter.

Arot seufzte. „Was hat mich verraten?“, fragte er, aber mit einer weiblichen Stimme, die Alaska in Aufzeichnungen schon ein paarmal gehört hatte.

„Sagen wir, ich weiß Dinge, und ich trinke Wein“, erwiderte der Barkeeper. „Eine Anspielung auf eine vorintergalaktische Fernsehserie, dessen Handlung im

Mittelalter spielt. Jedenfalls können Sie die Maskerade einstellen. Sie sind hier unter Freunden. Wenngleich sowohl ihre als auch die Signatur Alaskas sagt, dass Sie beide nicht unbedingt freiwillig hier sind, und weder mit dem Multiplex der Realitäten zu tun haben, noch hier sein wollen. Aber da Sie herausragende Personen, Ankerpunkte der Realität sind, wurden Sie zwei zufällig hergeholt. Solche Dinge passieren in einem Nexus, wenn Energien freierwerden, zu wandern beginnen und einen Anker suchen, den Sie zwei diesen Kräften bieten. Dann wird man eben hier her gezerrt. Genauso zufällig werden Sie zwei wieder in ihre eigentliche Welt zurückkehren.“ Der Terraner sah zur Wand, an der eine ziemlich große analoge Uhr mit zwei Zeigern hing, auf dessen Zifferblatt ein berühmtes Soda-Getränk für sich warb. „Allerdings wird dies noch ein wenig brauchen. Eine halbe Stunde, eine ganze, zwei, drei, ich weiß es leider nicht, bevor es unmittelbar ansteht. Bis dahin stehen diese Räumlichkeiten, die Getränke und die Nahrung sowie meine Wenigkeit, nennen Sie mich Bobby Bird, zur kostenlosen Verfügung. Halt, das heißt, eine Sache gibt es doch, die ich von ihnen haben möchte. Informationen. Es ist immer gut, Informationen zu haben, je seltener, desto besser. Zum Beispiel, wie Sie es geschafft haben, bis ins Jahr 2000 NGZ zu überleben, Frau Thora von Zoltral-Rhodan. Denn das ist die einzige Konstante in ihrer beider Fall. Sie zwei stammen aus der gleichen Zeit und der gleichen Realitätsebene.“ Der Barkeeper beugte sich ein Stück vor, ohne aber im Polieren innezuhalten. „Also, duzen wir uns doch gleich, wie es 2000 NGZ üblich ist. Und dann kannst du auch deine Tarnung aufgeben, Thora. Du brauchst sie hier nicht.“

Mit dem Gesicht Arots ging eine Veränderung vor. Die Haut wurde heller, die Augenfarbe änderte sich und die kupfernen Haare begannen zu wachsen. Dabei bekamen sie eine hellblonde Färbung. Auch die Züge wurden weiblicher, femininer, vom Körper ganz zu schweigen. Die Person, die Augenblicke danach neben Alaska stand, war eine Arkonidin, nicht älter aussehend als dreißig Jahre, selbst nach arkonidischem Maßstab. „Fangen wir noch einmal von vorne an. Hallo, ich bin Thora, nicht Arot.“

„Ein umgedrehter Name. Das war ja beinahe schon ein Wink mit dem Ultraschlachtschiff. Nur habe ich es nicht bemerkt.“

„Weil es nicht unbedingt zu erwarten war, dass du jemandem begegnest, der von Rechts wegen seit über dreitausend Jahren tot sein soll.“ Thora streckte ihm die Hand entgegen. „Wir haben uns lange nicht gesehen, alter Freund.“

Alaska ergriff die feingliedrige, zarte und weiche Hand, deren Griff allerdings ziemlich kräftig war. „Wir kennen uns? Ich wurde eintausend Jahre nach deinem Tod geboren, Thora. Ich darf doch du sagen und Thora?“

„Ich duze dich ja auch einfach so, und das nicht nur, weil es 2000 NGZ normal ist. Außerdem hat Bobby Bird Recht. Es ist viel einfacher so.“ Sie seufzte leise, während ihre Körpergröße ein Stück schrumpfte, ihre Formen noch weiblicher wurden. „Ich denke, du verdienst eine Erklärung, Alaska.“

„Und Wasser.“ Der Logiker sah zum Tresen. „Wasser, bitte.“

„Aber, aber“, sagte Bobby und winkte sie an den Tresen heran. „Ihr seid beide gut hydriert und braucht für einige Zeit kein Wasser aufzunehmen. Ihr könnt also Flüssigkeit zum Genuss konsumieren. Alkohol, vielleicht?“

Beide schüttelten den Kopf.

„Oh, ich weiß. Ihr bekommt den Klassiker des Hauses. Eine Cola.“ Behände holte er zwei große, nach oben gewölbte Gläser hervor und füllten sie mit einem fast schwarzen Sirup, bis ein guter Fingerbreit den Boden bedeckte. Dann griff er zu einem Spritzschlauch und füllte das Glas mit Soda fast bis zum Rand auf. Als beide Gläser fertig waren und fröhlich vor sich hin blubberten, holte Bobby Bird eine Packung Eis unter dem Tresen hervor, formte zwei Kugeln, die ziemlich genau in die Öffnung passte und setzte sie obenauf. „Zweimal Cola, klassisch. Bitte sehr. Aber jetzt erzähl mir, Thora von Zoltral-Rhodan, wie hast du die Mission zum Robotregenten überlebt?“

„Ja, das interessiert mich auch.“ Alaska setzte sich, der Barkeeper servierte die Gläser, und der Terraner nahm einen Schluck. Durch einen Strohhalm, den der Terraner freundlicherweise in sein Glas getan hatte, und durch den er auch mit seiner Maske trinken konnte, wemngleich er nicht unbedingt zur klassischen Serviermethode zu gehören schien. Frisch, kalt und süß. Ein Glas würde er locker trinken können.

Thora seufzte erneut. Sie trank von ihrem Glas. „Das schmeckt so wie in dem Diner in Kansas City, in den Perry mich 1982 mitgenommen hat, als er mir die Farm seines Onkels gezeigt hat. Nein, keine Ausflüchte, Thora. Du hast gewusst, dass der Tag einmal kommen würde.“

Sie sah Alaska in die Augen. „Damit du verstehst, musst du etwas Wichtiges wissen. Ich bin eine Cyno.“

Alaska wäre beinahe sein Glas aus der Hand gefallen. „D-du bist eine ...“

„Eine Halb-Cyno, um genau zu sein. Meine Mutter war eine echte Cyno. Keine von denen, die bei der Rebellion der Gelben Götzen aus dem Schwarm verbannt wurden und in der Milchstraße warteten, bis die wandernde Sterninsel zurückkam. Mehr so eine Art Freigeist, die sich darin gefiel, mal hierhin, mal dorthin zu wandern, sich in verschiedene Völker zu integrieren und dort eine normale Lebensspanne quasi mizuleben. Das war meine Mutter. Sie ist als Essoya, also nichtadlige Arkonidin, in den Khasurn da Zoltral aufgenommen worden, weil sie herausragende Fähigkeiten zeigte und überarkonidische Taten vollbrachte. Eine

davon war, meinen Vater derart zu umgarnen, dass er sie heiratete. Und mit ihm drei Kinder zeugte. Markon, meinen älteren Bruder, Tivia, meine ältere Schwester, und schlussendlich mich. Ja, ich weiß, es ist so gut wie nichts über meine Familie bekannt, außer, dass Crest mein Onkel war, sprich der Bruder meines Vaters, der sehr wohlwollend auf mich geblickt hat. Die Familie hat mich seit meiner terranischen Episode mehr wie ein Stiefkind behandelt und am liebsten totgeschwiegen. Das ging auch, bis schließlich Perry kommissarisch einige Jahrzehnte den Imperatorenthron als Truchsess behüten musste. Das wirkte wie eine geschichtliche Renaissance, aber zu dem Zeitpunkt waren schon meine Großneffen und Großnichten Tonangebend im Haus Zoltral, nicht mehr die Konservativen mit den alten Machtdünkeln. Eine modernere Generation für eine modernere Zeit eben.“

Sie schnaubte leise aus. „Wie ich schon sagte, die Cyno, die meine Mutter war, lebte ein ganz normales Leben, alterte normal, und als es ihre Zeit war zu gehen, ist sie offiziell gestorben. Ich war die Einzige, die die Wahrheit kannte, denn ...“ Sie hob die rechte Hand, und Alaska sah fasziniert dabei zu, wie sich die Hand veränderte, indem sie zwei Daumen und fünf Finger entwickelte, die von einem bläulichen Pelz bedeckt wurden. „... bei mir schlug das Cyno-Erbe voll durch. Als ich eines Nachts in der Pubertät aufwachte, und mein Körper keine Form mehr hatte, und als dieser formlose Fleischblob durch den Khasurn randalierte, war es Mutter, die die „Gefahr“ angeblich vernichtete und spurlos desintegrierte. Stattdessen schaffte sie mich in Sicherheit und zeigte mir, wie ich zu meiner echten Gestalt zurückkehren konnte. Das war der Zeitpunkt, in dem sie mich in alles einweihte, auch, dass sie noch etwa vierzig Jahre davon entfernt war, in diesem Leben zu sterben und Arkon zu verlassen. Mich zu verlassen. Sie weihte mich in viele Geheimnisse ihres Volkes ein, und eines davon war das Fleischformen, das Gestaltwandeln.“

Thora trank ihr Glas aus. „Bitte noch eine Cola, Bobby. Springen wir gleich zum interessanten Punkt, an der Liebe meines Lebens vorbei direkt zum Finale. Ja, ich habe Perry geliebt, und ich liebe ihn noch immer. Aber er hat jetzt sein Leben, und ich habe meines. Mutter hatte mich darauf vorbereitet, dass ich, wenn mein Cyno-Erbe so stark ist, ihr Schicksal teilen würde. Als ich an Perry Seite trat, musste ich leider feststellen, dass sie Recht hatte. Ich alterte nicht. Das ist vielleicht auch ein Grund gewesen, warum ES mir die Zelldusche verweigert hat. In seinen Augen war ich keine richtige Arkonidin und hatte die Lebensverlängerung auch nicht nötig. Nur, ich verpasste den Sprung, den Moment, in dem ich Perry erklären konnte, wer ich war, was ich war. Dass ich ewiglich an seiner Seite leben konnte, so wie auch er unsterblich ist.“

Ihr Blick wurde abwesend, fern. „Aber ich merkte schnell, dass ich zwar ein Leben an seiner Seite verbringen konnte, doch keine zwei. Ich konnte so viel Perry Rhodan nicht überstehen. Vor allem nicht bei dem, was mir zu tun blieb, in seinem Schatten. Meine Professur an der Raumakademie, die Schirmherrschaft für diverse soziale Projekte und einen Schüleraustausch mit Ferrol, die Oberaufsicht über die Renaturierung des Mars, das war erfüllend, aber nicht ausreichend. Mir war klar, dass Perry mich tun und lassen würde, was immer ich wollte. Aber ich wusste, dass es uns auch trennen würde, wenn ich es täte. Als dann Thomas von uns weggenommen wurde, weil eine Positronik es empfahl, stand mein Entschluss fest. Ich würde ein normales Leben an seiner Seite leben, dann würde ich „sterben“ und an einen anderen Ort ziehen und ein anderes Leben führen. Also alterte ich an seiner Seite, trotz des Unsterblichkeitsserums von Tolimon. Mein ursprünglicher Plan war eigentlich, von seiner Seite zu verschwinden und Thomas in einer neuen Identität zur Seite zu stehen und ihn notfalls auf den richtigen Pfad zurück zu prügeln, aber ausgerechnet die Mutanten, von denen jeder einzelne seit Jahrzehnten mit mir gut befreundet war, vereitelten diesen Plan, weil sie ihn beschützten. Und da stand ich also und war alt, aber unfähig, meinen Plan auszuführen.“

„Das bringt uns zur Mission der BIRMA, richtig?“

„Die Verhandlungen mit dem Robotregenten und die intriganten Aras?“ Thora lachte, aber es klang nur leidlich amüsiert. „Sagen wir es so. Die Mission war vollkommen mein Geschmack, und ich war ohnehin gerade nicht gut auf Positroniken zu sprechen, weshalb es mir gut gefiel, dem Großen Koordinator eins oder zwei auszuwischen. Nur machte ich den Fehler, zu viel Spaß zu haben und zu vergessen, mein Äußeres angepasst zu lassen. Ich wurde wieder zusehends jünger. Ich muss aber zugeben, es gab auf der BIRMA nicht viele Spiegel, die mir das hätten verraten können. Das zu erklären hätte aber meinen Plan verhindert. Also arrangierte ich es, das mich einer der gefangenen Aras mit Ishis Dienstwaffe erschoss. Als Halb-Cyno, deren Erbe stark war, gelang es mir mit Leichtigkeit, eine schöne Leiche darzustellen, bis es Ishi gelang, mich gegen eine Biomolmaske auszutauschen, die nun an meiner Stelle im Mausoleum auf dem Mond ruht. Natürlich geschaffen aus der DNS von Crest, nicht meiner eigenen, denn dann hätte eines Tages die eine oder andere Cyno-Sequenz Aufsehen erregt. Ishi war es dann auch, die mich mit meinem zukünftigen Raumschiff versorgte und mich davor warnte, an Thomas' Seite zu treten. Die Mutanten, die ihn beschützten, hätten mich früher oder später auffliegen lassen, und das zu erklären wäre eine Riesenarbeit gewesen. Also akzeptierte ich mein Schicksal. Thora Rhodan war tot, aber Thora die Cyno lebte. Also verließ ich Terra und kehrte ins Imperium zurück, wo ich einige Leben verbrachte.“

Bobby Bird applaudierte enthusiastisch. „Eine phantastische Geschichte. Aber ich denke, sie ist noch nicht zu Ende, Mory Rhodan-Abro, oder?“

Alaska fuhr herum, so als erwartete er, die zweite Ehefrau von Perry gerade jetzt zur Tür hereinkommen zu sehen. Aber da war niemand. Entsetzt ging sein Blick wieder zu Thora.

Die hob abwehrend die Hände. „Ist ja schon gut, ist ja gut.“ Ihr Aussehen wandelte sich, sie wurde etwas kleiner, ihr Haar ein wenig dunkler, sprich Rotblond, die Augen verloren das Rotgold und wurden strahlend grün. „Wie ich schon sagte, ich konnte damals keine zwei Leben mit Perry verbringen, aber ich sagte nicht, dass ich ihm nie wieder begegnet bin. Tatsächlich scheint es in meiner Natur zu sein, dass ich Rollen für mich bevorzuge, in denen ich aktiver sein durfte als in meiner Zeit im Solaren Imperium der Aufbruchsgeneration als Perrys Ehefrau. Damals, in der Plophos-Krise, war es nicht weiter schwer für mich, dem alten, verrückten Kositch Abro zu suggerieren, er hätte eine Tochter namens Mory, und durch die Abgeschiedenheit seiner Rebellenbasis war es ein Leichtes, ein paar Datenbanken zu manipulieren und mich vor seinen Gefolgsleuten quasi aus dem Hut zaubern zu lassen, und jene, die Kositch und sein Leben auf Plophos kannten, davon zu überzeugen, dass ich in Wirklichkeit die persönliche Leibwächterin seiner Lordschaft war, welche die Tochter spielte, weil niemand mit einem solchen Leibwächter rechnen würde. Über die Jahre gelang es mir dann, dieses Wissen in ihnen zu überschreiben, bis ich vollends Kositchs Tochter geworden war. Du kannst dir sicher meine Überraschung vorstellen, als ich dann in meiner Position als Rebellin gegen Iratio Hondro ausgerechnet in Kontakt mit Perry kam, als dieser mit Bully, Atlan, Melbar und André entführt wurde. Ich habe meine Rolle gespielt, mich distanziert gezeigt, damit die alten Gefühle nicht wieder aufflammen, aber nach all der Zeit war noch eine Menge da, und ich hatte mehr Lebenserfahrung. Dass wir zusammen entführt wurden und auf eine Irrfahrt gegen unseren Willen gingen, aufeinander angewiesen waren, half auch nicht gerade. Irgendwann konnte ich dann nicht mehr gegen meine Natur angehen.“

Sie seufzte, nahm das neue Glas Cola entgegen und trank einen Schluck. „Diesmal lief es besser, weil ich als Obfrau von Plophos ein Betätigungsfeld hatte, in dem ich von Perry unabhängig war. Und nach dem MDI-Krieg dachte ich tatsächlich, dass man diesmal keine Positronik befragen sollte, sondern vielleicht einfach Nachwuchs zeugt, der nicht wie Thomas allein gelassen wird. Und mit Suzan und Michael hatten wir ja auch zwei wundervolle Kinder. Es hat mich schwer getroffen, als Michael in der Zeit verschollen ging und wir dachten, er sei tot. Aber schlimmer war für mich die Entwicklung, die Suzan nahm, denn im Gegensatz zu ihrem Bruder hatte sie viel zu viel von meiner Cyno-Natur geerbt. Meine Langlebigkeit zum Beispiel. Auch ist sie begrenzt in der Lage, ihr Äußeres zu verändern. Du ahnst es sicher schon, sie lebt

noch. Jedenfalls musste ich eine Entscheidung treffen und riet Suzan, sich ein neues Leben zu suchen, und danach noch eines und noch eines, wie meine Mutter. Der Panither-Aufstand kam dabei gerade recht. Ursprünglich hatte ich nicht geplant, auch zu sterben, immerhin hatte ich einen Zellaktivator, der mich angeblich unsterblich machte. Aber die Dinge entwickelten sich, wurden dynamisch, und dann ging ich eben mit meiner Tochter fort.“

Sie schien in ferne Weiten zu sehen. Thora alias Mory blinzelte ein paarmal, wie um in die Realität zurückzukehren. „Wir bildeten einige Zeit ein Duo, das sich nach dem vermeintlichen Mord an uns gemeinsam durchs Universum schlug, genauer gesagt durch Andromeda. Aber als der Schwarm in die Milchstraße einfiel, fühlte ich mich ... Nun. Berufen. Berufen, zurückzukehren und zu helfen, wo ich konnte, während Suzan versuchte, in der Nachbargalaxis Unterstützung für die Milchstraße zusammenzubekommen. Was dazu geführt hat, dass eine Auswanderungswelle von Tefrodern Richtung Milchstraße gezogen ist. Nicht ganz das, was wir beabsichtigt hatten, aber der Schub an zivilisierten, gut gebildeten Humanoiden hat auf manchen von der Verdummung gezeißelten Welten die Wende hin zur Restauration ergeben. Jedenfalls trennten sich da Suzans und meine Wege für ein paar Jahrhunderte.“

Alaska hob eine Hand. „Frage. Bist du noch einmal mit Perry zusammengekommen? Später? Es gibt da dieses Gerücht, du wärst Gesil gewesen.“

„Gesil? Ja, wir sind uns unglaublich ähnlich. Aber sie stieß auf die SOL, als diese über einhundert Millionen Lichtjahre entfernt war, glaube ich. Ich denke, bei ihrer Manifestation hat sie sich an Perry Rhodan orientiert. Und ich finde es sehr schmeichelhaft, dass Perrys Begehren damals mich als Idealbild für seine Partnerin hatte. Aber nein, eine Cyno kann keinen Teilaspekt einer Kosmokratin darstellen. Taurec hätte das sofort durchschaut. Ich habe sie kennengelernt und ihr quasi meinen Segen gegeben, mit Perry zusammen zu sein, aber ich habe im Leben der beiden nicht herumgepfuscht. Es gibt Grenzen für alles.“

„Mondra Diamond? Du hast von ihr gehört?“

„Du meinst die Mondra, die in einem Protouniversum verschwunden ist, um ihrem Sohn Delorean nahe sein zu können? Die Übermutter? Nein, das war ich nie. Ich bin schließlich hier, und nicht in dem eigenständigen Universum. Auch habe ich sie nie kennengelernt. Oder es versucht. Wenn du mich fragst, hatte sie auch leicht einen am Pony. Ich meine, wer läuft schon mit einem Klonelefanten herum und nimmt ihn mit auf intergalaktische Reisen? Und bevor du fragst, Perrys aktuelle Frau Sichu bin ich auch nicht. Ich kann nicht ausschließen, dass uns unsere Pfade später noch einmal zusammenführen werden, immerhin ist die Ator langlebig, aber nicht

unsterblich, und Perry damit irgendwann wieder verfügbar. Ich habe Zeit. Aber das ist eine Frage, die die Zukunft beantworten wird.“

„Ah, ach so.“ Alaska spürte, wie sein Cappin-Fragment so stark aufblitzte, dass er die Farbfontänen selbst sehen konnte. „Aber du warst Orana Sestore.“

„Schießt du gerade ins Blaue?“, fragte Thora alias Mory amüsiert.

„Nein. Mir ist aufgefallen, dass du seine dritte Ehefrau ausgelassen hast. Die ist mit Perry und der Erde in den Malstrom der Sterne transportiert worden und dort, während Erde und Mond die Sonne Medaillon umkreisten, an Perrys Seite an Altersschwäche gestorben, just als die Aphilie ausbrach. Wenn ich mich recht entsinne, sah sie dir nicht sehr ähnlich. Und ihr hervorstechendstes Merkmal war dann auch ihr Busen. Optisch, meine ich.“

Erneut veränderte sich die Halb-Cyno, ihre Haaren wurden schwarz, der Busen größer, wirkte aber zum Rest des Körpers gut proportioniert, und die grünen Augen wurden blau. „Oh, das. Ja, ich war Orana. Du erinnerst dich, ich wollte der Milchstraße helfen, also erschuf ich diese Identität. Ich hatte nie vor, Perry in dieser Identität unter die Augen zu treten. Deshalb auch die größere Brust, weil ich weiß, dass er eher kleinere bevorzugt. Aber ironischerweise hat das unser Kennenlernen beschleunigt, statt unterbunden.“

„Er hat dich wegen des Doppel-D interessant gefunden?“

„Nein. Wie ich schon sagte, er mag keine großen Brüste. Er hat mich trotzdem interessant gefunden. Was er attraktiv fand, war nicht mein Körper, sondern mein Wesen, mein Verstand, meine Art. Es war eine sehr schöne Erfahrung für mich, dass er mich um meiner selbst willens geliebt hat, nicht weil ich meiner Idealform als Thora ähnlich sah.“

„Und du bist im Medaillon-System gestorben, weil ...?“

„Weil kein Zellaktivator verfügbar war. Ich hätte keine Ausrede gehabt, warum ich an seiner Seite bleibe und nicht altere. Ich musste eine ganz normale Alterung durchziehen und ganz regulär sterben. Aber ich war auch auf der SOL und habe ihn unterstützt, wo ich es konnte, wenngleich mehr aus dem Hintergrund.“

„Eine sehr interessante Geschichte, Frau Thora Mory Orana von Zoltra-Rhodan Rhodan-Abro Sestore“, sagte der Barkeeper. „Ich werde sie gut archivieren, aber nicht zugänglich machen. Diese Einblicke dürften nichts für Mr. Rhodan sein, nicht in seinem derzeitigen Leben.“

„Ich danke für diese Einsicht“, erwiderte sie und nahm erneut die Gestalt von Thora an, ihr originales Aussehen. „Allerdings kann ich nicht für Herrn Saedelaere sprechen. Und wie es aussieht, wird die Störung des Megaplex euch in sehr naher Zukunft wieder dorthin schicken, woher ihr zwei ursprünglich gekommen seid. Falls ihr also noch was besprechen wollen, ist jetzt die Zeit dafür. Und, Alaska, ich

bedauere, dass die Zeit nicht für ein paar Geschichten von der LEUCHTKRAFT reicht. Na, vielleicht, das nächste Mal.“

Alaska sah Thora an. „Ich glaube jetzt eher nicht, dass du von mir willst, dass ich Perry eine Nachricht von dir bringe oder ihm erzähle, dass drei seiner Ehefrauen die gleiche Person waren.“

Verlegen lächelte Thora. „Nein, das sollte ich ihm selbst sagen. Eines fernen oder nahen Tages. Das kann ich noch nicht in dem fernen Land, das wir Zukunft nennen, erkennen. Und ich möchte dich auch bitten, über unsere Begegnung mit niemand anderem zu sprechen, außer vielleicht NATHAN. Er hat eine Datei für so etwas. Allerdings, sollten wir zwei uns begegnen, habe ich die Erlaubnis, dich anzusprechen? Ich meine als Thora?“

„Werde ich es denn wissen oder wissen wollen?“, fragte Alaska den Barkeeper.

„Definitiv. Was dir jetzt wie ein überrealer Traum erscheint, kann dann durchaus Wirklichkeit werden.“

„Dann werde ich gerne mit dir reden, Thora. Allerdings ist das Universum groß, und ich weiß nicht, wohin es mich verschlägt.“

Die Halb-Arkonidin lachte. „Das ist mein Lebensmotto. Ich meine, das Motto meines Lebens nach Perry. Aber die Chance, sich zu begegnen, ist niemals Null, vergiss das nicht, Alaska. Wir ...“ Überganglos verschwand die Arkonidin.

Bobby Bird stieß ein Geräusch aus, das an das Seufzen der Arkonidin erinnerte. „Und da ist ihre Zeit auch schon abgelaufen. Nun kann es nicht mehr lange dauern, bis ... Oh, auch schon weg.“ Der Barkeeper seufzte ein zweites Mal und griff nach den Gläsern, um sie weiter zu polieren. Dazu spülte er die drei Gläser, die Thora und Alaska benutzt hatten. Das Diner war ein Zufluchtsort, und er würde Zuflucht gewähren. In einem nicht perfekten Umfeld, aber zu perfekten Bedingungen.

* * *

Alaska schreckte hoch. Sein erster Griff ging, wie er es seit Jahrtausenden gewohnt war, zur Maske, um sich davon zu überzeugen, dass sie war, wo sie hingehörte. Sie war noch da, gut. Dann ruckte sein Blick durch den dunkel daliegenden Raum.

„Soll ich das Licht anmachen?“, flüsterte die Wohnungspositronik.

Alaska dachte über diese Frage nach. „Nein, es ist in Ordnung. Ich versuche, weiter zu schlafen. Es war nur ein Traum. Ein real wirkender Traum, ja, aber nur ein Traum.“

Alaska sank auf die Kissen zurück und versuchte, wieder einzuschlafen. Der Multiplex war eine einprägsame und auch unangenehme Erfahrung gewesen,

ebenso wie der Gedanke, jederzeit wieder fortgezerrt zu werden, weil er zu kosmisch war. Aber das war nichts gegen die Information, Thora sollte eine Halb-Cyno sein. Und Perry als Mory und als Orana noch zweimal geheiratet haben. „Nur ein Traum“, murmelte Alaska. Aber sicher war er sich nicht.

ENDE



Old Man Rhodan

1 - 3

von Roland Triankowski

Old Man Rhodan, Kapitel 1 bis 3

Perry-Rhodan-Fortsetzungsgeschichte von Roland Triankowski

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Old Man Rhodan, Kapitel 1 bis 3 – Mobi

Old Man Rhodan, Kapitel 1 bis 3 – ePUB

Old Man Rhodan, Kapitel 1 bis 3 – PDF

1. Der letzte Mensch auf Erden

Perry Rhodan erwachte und begann mit seiner Morgenroutine, die ihm in den letzten Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangen war. Er stieg aus seinem Schlafsack, absolvierte ein paar Lockerungs- und Dehnungsübungen und trat aus dem Zelt. "Guten Morgen Argos", begrüßte er den vierbeinigen Roboter, der dort wie immer Wache hielt. In leichtem Trab lief Rhodan zum Fjord hinunter, sprang ins eiskalte Wasser und schwamm ein paar Bahnen.

Eine knappe Stunde später saß er angekleidet mit einem dampfenden Becher Kaffee in der Hand auf einem Felsen und betrachtete den Sonnenaufgang. Das Zelt und die restliche Ausrüstung waren bereits auf dem Rücken des Vierbeiners verstaut, der abmarschbereit neben Rhodan hockte.

Als sich die rote Sonne von den Bergkuppen im Osten löste, leerte Rhodan seinen Becher, schüttelte beim Aufstehen die letzten Tropfen aus und hängte ihn an einen Haken an dem Gepäck auf Argos' Rücken.

"Komm!", sagte er und marschierte in Richtung Südwesten, weiter der zerklüfteten Küste Norwegens folgend. Auch wenn der hundeähnliche Roboter keinen Kopf und keine erkennbaren Sensoren hatte – im Grunde bestand er nur aus einer Plattform und vier Beinen – reagierte er sofort und folgte Rhodan geschickt auf dem felsigen Pfad, der vor ihnen lag.

"Wo war ich stehengeblieben?", fragte Rhodan nach einer Weile.

"Du hast von der Entstehung der Superintelligenz THERMIOC berichtet", sagte Argos.

An der Modulation seiner künstlichen Stimme hatte Rhodan seit fast hundert Jahren nicht mehr herumgebastelt. Der sonore, keiner konkreten Person zuzuordnende Klang gefiel ihm immer noch recht gut.

Rhodan nickte. Sie hatten vor ein paar Wochen die Stadt Namsos durchquert, das hatte ihn zu dieser Geschichte inspiriert.

“Zu jener Zeit”, setzte er seinen Bericht fort, “waren BARDIOC und die Kaiserin von Therm noch immer zwei verschiedene Wesenheiten, die sich unverändert gegenseitig bekriegten.”

*

Die Sonne hatte ihren Zenit bereits überschritten, als Rhodan und Argos ihre Wanderung für eine Rast unterbrachen. An der roten Farbe der Sonne hatte sich nichts Wesentliches geändert, doch Rhodan hatte sich schon vor sehr langer Zeit an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnt. Nur noch selten dachte er darüber nach, ob ihn das gelbe Licht von Sol inzwischen unnatürlich vorkommen würde. Er musste spontan schmunzeln, als er sich daran erinnerte, wie er diesen Stern zu Beginn dieses Lebensabschnitts getauft hatte. Krypton. Er war jedoch schon lange dazu übergegangen, ihn schlicht und einfach Sonne zu nennen.

Sein Blick wanderte über den strahlend blauen frühsummerlichen Himmel. Fast war er erleichtert, dass der andere Himmelskörper zurzeit nur nachts zu sehen war. Ihn “Mond” zu nennen hatte er sich nie durchringen können.

“Zeig mir mal die Karte, Argos”, sagte er. “Ich will mir unsere nächste Etappe noch einmal anschauen.”

Der Roboter kam ein paar Schritte näher getipelt und projizierte eine holografische Reliefabbildung der Umgebung. Mit geübten Handbewegungen bewegte Rhodan die Karte, zoomte einige Stellen heran und betrachtete das Terrain, das in südwestlicher Richtung vor ihnen lag.

“Schau mal”, sagte er schließlich. “Vielleicht schaffen wir es heute sogar schon bis zu diesem Fjord. Dort scheint es eine geeignete Frischwasserquelle zu geben.”

“Das Ziel wäre leicht bis Sonnenuntergang zu erreichen”, sagte Argos. “Da ich noch gut neun Liter Frischwasser bei mir trage, wäre es jedoch nicht zwingend erforderlich.”

“Wie sieht es ansonsten mit den Vorräten aus?” Rhodan wusste die Antwort im Groben, hielt sich aber stets an den Grundsatz, nie seine Konversationsfähigkeiten einrosten zu lassen.

“Ich habe noch knapp 100.000 Kalorien in Form von Konzentratriegeln dabei und etwas über 10.000 Kalorien in frischer Nahrung. Die medizinischen Vorräte sind unangetastet, seit wir sie in Namsos aufgefüllt haben.”

Nach einer kurzen Pause fügte die Maschine hinzu: “Falls du dich als Jäger und Sammler betätigen möchtest, scanne ich gern die Umgebung nach geeigneten Zielen.”

“Nein danke”, sagte Rhodan und machte sich abmarschbereit. “Ich möchte nur ein wenig die Landschaft genießen. Lass uns aufbrechen.”

*

Nach Sonnenuntergang saß Rhodan noch lange vor seinem Zelt und blickte in die Sterne. Er kannte die Konstellationen, die sich dem Betrachtenden von hier aus darboten, in- und auswendig. Zum Teil aus dem Grund, dass er sich vor ein paar Jahrhunderten als Astronom betätigt und ganz bewusst mit historischen Instrumenten den Sternenhimmel kartografiert hatte. Vor allem aber aus purer Gewohnheit. Der Trabant war zurzeit nur eine schmale Sichel, Rhodan hätte sich von ihm jedoch in keinem Fall ablenken lassen. Seine Aufmerksamkeit galt voll und ganz einer Himmelsregion, in der er einen ganz bestimmten Stern wusste, die einzig wahre Sonne Sol.

*

Seit seiner Atlantiküberquerung vor drei Jahren verliefen Rhodans Tage allesamt nach diesem Muster – zumindest in den Sommermonaten, die er für seine Wanderung an der norwegischen Küste entlang nutzte. Er versuchte ganz bewusst, sich an Jahreszeiten, Sonnenstand und den allgemeinen natürlichen Gegebenheiten zu orientieren – und das jeweilige Datum geflissentlich zu ignorieren, sei es nun da Ark, anno Domini, NGZ oder wonach auch immer gerade auf den bewohnten Welten der Milchstraße gezählt wurde. Da er Argos jederzeit danach fragen konnte – und es hin und wieder auch tat – war es mit diesem Vorhaben nie sonderlich weit her. Dennoch trug es sehr zu seiner Ausgeglichenheit bei, wenn er sich auf diese Weise dem Zeitablauf entzog.

Er konnte daher gar nicht mehr auf Anhieb sagen, wie viele Tage oder Wochen vergangen waren, seit Argos und er Namsos verlassen hatten. Es war ein Tag wie jeder andere. Sie hatten gerade eine Anhöhe erklommen, als die vierbeinige Maschine mit

einem Mal mit ungewohnt lauter und tonloser Stimme vermeldete: "Annäherungsalarm! Unbekanntes ...". Sie verstummte sogleich wieder, sank langsam in eine liegende Position und verharrte dann reglos.

Rhodan machte sich gar nicht erst die Mühe, Argos anzusprechen. Ohnehin wusste er, dass die letzten Worte nicht von der lokalen KI seines Begleiters stammten, sondern von dem Großrechner ARGOS, der auf dem Trabanten stationiert war und der die Erde und den Raum um Krypton überwachte. Er setzte sich vielmehr auf die nächstgelegene Anhöhe und betrachtete den Himmel.

Es dauerte nicht lange, bis er etwas entdeckte. Im Westen erschien ein leuchtender Punkt am Himmel, der schnell heller und größer wurde. Wie ein Meteor zog das Objekt einen Schweif hinter sich her und hielt dabei auf die Küstenlinie zu. Rhodan nahm an, dass es ein paar Kilometer südlich von seiner Position aufschlagen würde.

So kam es auch. Ihm klang noch der Lärm der verdrängten Luftmassen in den Ohren, als er den Aufschlag sah. Etwa zehn Sekunden später erreichte ihn das dazugehörige Geräusch, bald gefolgt von der auslaufenden Schockwelle und einem leichten Beben im Boden. Nichts davon konnte Rhodan wesentlich beeinträchtigen – als wäre es genauestens abgepasst worden.

Rhodan vermutete, dass er vor etwa zehntausend Jahren zum letzten Mal das Gefühl hatte, etwas zum ersten Mal zu erleben. Es war eine schlichte Tatsache, dass er buchstäblich alles gesehen hatte, was es zu sehen gab. Das galt im Besonderen für den Anblick eines vierarmigen tonnenschweren Wesens, das im gestreckten Galopp auf ihn zugerast kam. Haluter, Bestien, Zweitkonditionierte, Paladin-Roboter, Anti-Haluter, Neo-, Para- und Pseudo-Bestien, ob sie nun in guten oder schlechten Absichten auf einen zukamen, machte für den oberflächlichen Betrachter kaum einen Unterschied. Rhodan erkannte jedoch ganz genau, dass sich dieses Exemplar gerade ausreichend zurückhielt, um ihn nicht zu verletzen.

Tatsächlich rammte es rechtzeitig all seine Gliedmaßen in den Boden und passte seinen Bremsweg dergestalt ab, dass es nur wenige Meter vor der Anhöhe in einer Schuttwolke zum Stehen kam. Die mächtige Gestalt stapfte über den Erdhaufen, den sie bei ihrem Bremsvorgang vor sich hergeschoben hatte und kam auf Rhodan zu.

"Sei begrüßt, Junioros!", sagte Rhodan. "Ich hatte frühestens in hundert Jahren wieder mit dir gerechnet."

Der Angesprochene unterband jedes weitere Wort indem er brüllte: "Was erlauben Sie sich, Perry Rhodan! Ich verbitte mir diese vertrauliche Anrede!"

Wesentlich leiser fügte er hinzu: "Mein Elter ist vor etwa dreihundert Jahren verstorben. Ich bin Fancan Tolot der Dritte."

Rhodan formulierte eine traditionelle halutische Kondolenzformel. Da er die dazugehörige Geste mit nur zwei Armen nicht ausführen konnte, verneigte er sich leicht. Auf Interkosmo fuhr er fort: "Mein herzliches und tief empfundenes Beileid, Fancan Tolot! Es schmerzt mich, das zu hören. Ihr Elter war ein großer Geist. Und verzeihen Sie meine Indiskretion Ihnen gegenüber."

"Er hatte ein erfülltes Leben, das bald viertausend Jahre währte", sagte der Haluter. Er hatte sich inzwischen direkt vor Rhodan aufgebaut, sodass dieser seinen Kopf weit in den Nacken legen musste, um den Kopf des anderen erkennen zu können.

"Aber nun zu Ihnen!", fuhr Fancan Tolot fort. Wie beiläufig streifte er Rhodan mit seiner Hand am rechten Handlungsarm. Der Stupser war heftig genug, dass Rhodan hintenüber auf den Rücken fiel. Gleichzeitig ließ er Haluter sich auf die Laufarme fallen, sodass sein riesiger mit Kegelzähnen gespickter Rachen direkt vor Rhodans Gesicht hing. Gleichzeitig fuhr er seine drei Stielaugen aus und musterte das Antlitz des unsterblichen Terraners.

"Was treiben Sie hier?", fragte Tolot mit grollender Stimme.

"Ich wandere", antwortete Rhodan knapp.

"Mit welchem Ziel?"

"Keinem besonderen. Zunächst möchte ich der Küste Norwegens folgen. Zumindest auf der Erde ist die Fjordlandschaft ziemlich einzigartig. Falls ich nicht die Lust verliere, umrunde ich danach eventuell die ganze skandinavische Halbinsel und dann vielleicht die Ostsee."

"Laut den Aufzeichnungen von ARGOS haben Sie sich bis vor kurzem auf dem Kontinent dahinten aufgehalten." Tolot wies mit seinem linken Handlungsarm grob nach Westen. "Als mein Elter Sie vor fünfhundert Jahren zuletzt kontrollierte, fand er Sie in der Region Terrania vor. Warum die Ortswechsel?"

“Die Erde ist das schönste Gefängnis, das ich mir vorstellen kann”, sagte Rhodan. “Dennoch ist sie mein Gefängnis. Gestatten Sie mir bitte, dass ich ein wenig darin umhertigere.”

Fancan Tolot knurrte daraufhin, was wohl signalisieren sollte, dass er mit der Antwort nicht zufrieden war.

“Das menschenleere Terrania hat mich auf Dauer mit Wehmut erfüllt”, sagte Rhodan. “Daher habe ich damit begonnen, die Erde zu bereisen. Mal habe ich mir ein Flugzeug gebaut, mal ein Segelboot – und manchmal bin ich zu Fuß unterwegs. Da drüben in Amerika bin ich vor langer Zeit geboren und aufgewachsen, dort habe ich es recht lange ausgehalten. Aber auch nicht ewig.”

Die drei rotglühenden Augen pendelten weiterhin über Rhodans Gesicht, als wollte Tolot damit jede seiner Regungen scannen, sei sie auch noch so gering.

“In den bald tausend Jahren ihres Exils haben Sie sich fast ausschließlich auf der Nordhalbkugel aufgehalten. Wieso?”

Rhodans Blick fixierte eines der Stielaugen, das daraufhin tatsächlich die Bewegung einstellte und einer hypnotisierten Schlange gleich verharrte.

Die Stimme des Terraners war sehr leise als er antwortete: “Weil man nur von hier aus die Sonne beobachten kann.”

Einen Moment lang schwiegen die beiden ungleichen Wesen.

Dann fuhr Fancan Tolot seine Augen ein, stieß sich mit seinen Laufarmen vom Boden ab und kam auf seinen beiden Säulenbeinen zu stehen.

“Sie wissen, welches Jahr wir haben.” Der Haluter formulierte es nicht als Frage.

Rhodan antwortete trotzdem: “Anfang 19. Jahrtausend NGZ, wenn ich mich nicht irre. Falls Ihnen das noch etwas sagt.”

“Sie wissen ganz genau, was ich meine”, fuhr Tolot fort. “Mein Urgroßelter hat dieser Form Ihres Exils nur unter der Bedingung zugestimmt, dass Sie sich nicht einmischen. Nie wieder. Wenn Sie versuchen, diesen Planeten zu verlassen oder Kontakt

zu höheren Mächten aufzunehmen, werden wir es erfahren und entsprechend handeln.“

“Was soll das, Fancan Tolot der Dritte?” Rhodan hatte sich längst wieder erhoben und kam nun einen Schritt auf den Haluter zu.

So absurd es bei dem Größenunterschied erscheinen mochte, Tolot konnte sich gerade noch beherrschen, seinerseits keinen Schritt zurückzugehen.

“Wenn ES oder einer seiner Boten hier auftaucht und meinen Zellaktivator einfordert“, sprach Rhodan weiter, “werde ich ihn wohl oder übel herausrücken müssen. Und Ihrem Urgroßelter wird es genauso gehen. Was also wollen Sie von mir?”

Unvermittelt wurde ein gutes Dutzend Meter über ihrem Standort eine schwarze Kugel sichtbar. Das Raumschiff war ohne jede Begleiterscheinung aufgetaucht und erfasste den Haluter offenbar mit einem Traktorstrahl. Während er langsam in die Höhe schwebte, sagte er: “Die Vereinten Sterne der Milchstraße sind seit Jahrtausenden in der Lage, Einmischungen von außen abzuwehren und zu unterbinden, anmaßende so genannte hohe Mächte ausdrücklich eingeschlossen. Machen Sie sich also keine Sorgen um uns, Rhodan! Tigern Sie gern weiter um Ihren Planeten herum, aber unterstehen Sie sich, irgendwelche Dummheiten zu machen.”

*

Am Abend hatten Rhodan und Argos ganz in der Nähe ihr Lager aufgeschlagen. Wenige Augenblicke nach dem Verschwinden des Haluterschiffes war der Roboter wieder zum Leben erwacht. Als wäre nichts gewesen hatte der Terraner einen kleinen Marsch direkt ans Ufer angesagt. Dort saß er nun und betrachtete den stetig dunkler werdenden Abendhimmel.

Bis jetzt hatte die Maschine geschwiegen, nun richtete sie wieder ihr Wort an Rhodan.

“Es tut mir leid, dass ich keine Hilfe war“, sagte sie.

“Es gibt keinen Grund, sich zu entschuldigen“, sagte der Terraner mit ruhiger Stimme. “Du hast alles richtig gemacht und dich genau so verhalten, wie es vorgesehen ist.”

Nach einer Weile blickte er an den Himmel, wo die Sichel des Merkur schon deutlich dicker geworden war.

“Das gilt auch für dich, ARGOS”, sagte Rhodan.

2. Zwischen den Galaxien

Der Geist trieb ohne Sorgen und ohne Schmerzen durch den Kosmos. Er hatte nur noch eine blasse Vorstellung von der Bedeutung dieser Begriffe und von der damit verbundenen Körperlichkeit. Nur selten blitzten derartige Erinnerungen in ihm auf, um dann sofort wieder zu verfliegen. Auch ohne Körper nahm er die Dinge um sich herum wahr, interpretierte sie und verarbeitete ganz allgemein Reize, hierbei waren ihm jedoch keine Grenzen durch irgendwelche Sinnesorgane gesetzt. Er sah, fühlte, schmeckte die Galaxien und Sterne in ihrer vollständigen Pracht. Wenn ihm eine Sterneninsel besonders ansehnlich erschien, sprang er hinein wie in eine Sommerwiese, betrachtete die einzelnen Sterne wie hübsche Blüten und erfreute sich an ihrem Strahlen. Außergewöhnliche Exemplare umkreiste er in allen Raum- und Zeitebenen, fuhr ihren Lebenslauf auf und ab von der protoplanetaren Scheibe bis zur Supernova und wieder zurück. Zeit und Raum konnten ihm keine Fesseln anlegen, er war frei.

Bis er zu einem Zeitpunkt an einem Ort eine längst vergessene Erfahrung machte. Es war wie eine Erinnerung, jedoch verbunden mit etwas anderem. Etwas, das berauschend und schmerzhaft gleichermaßen war. Nun fiel ihm wieder ein, was Schmerz war. Auch wenn das, was er empfand, ganz am unteren Ende seiner Bandbreite lag. Wehmut, das war das richtige Wort. Wehmut und Sehnsucht nach etwas, das unfassbar weit in seiner Vergangenheit lag und das paradoxerweise mit noch mehr Schmerz verbunden war. Leben heißt leiden, diese einfache Wahrheit stand mit einem Mal in seinem Bewusstsein. Und er wusste, dass er sich danach sehnte. Er sehnte sich nach seinem Körper, an den er sich schlagartig und schmerzlich erinnerte.

Die Sehnsucht wuchs unkontrollierbar an, bis sie sein gesamtes Sein erfüllte. Sie nicht befriedigen zu können, versetzte ihn in Panik – ebenfalls eine Empfindung, die er bereits vor Äonen vergessen hatte. Von einem Moment auf den anderen war er nur mehr ein Bündel aus Angst und Furcht, das weder ein noch aus wusste. Kurz bevor er glaubte, dem Wahnsinn verfallen zu müssen, spürte er einen Sog. Eine Kraft, die an ihm zog und seinen paralysierten Geist in eine bestimmte raumzeitliche Richtung bewegte. Diese Erkenntnis lenkte ihn einen Moment lang ab, als er jedoch merkte, dass er sich diesem Sog nicht entziehen konnte, wuchs seine Angst wieder

an. Immer schneller raste er auf einen Punkt zu. Genauso rasten seine Gedanken. Immer mehr Erinnerungen prasselten auf ihn ein: Bilder, Gerüche, Gefühle, Geräusche, Worte, Namen, sein Name.

*

“Ernst Ellert? Kannst du mich hören?”

Die Frau beugte sich über das Gesicht des Mannes und sah, wie sich seine Augenlider hinter den geschlossenen Lidern bewegten.

Schlagartig riss er die Augen auf, schnappte lautstark nach Luft und bäumte sich auf, als würden furchtbare Schmerzen durch seinen Körper rasen.

Die Frau erschrak nicht, wich aber dennoch reaktionsschnell zurück.

“Was ist mit ihm, Medshadh?”, fragte sie. “Du hast gesagt, dass seine neuronale Struktur vollständig hergestellt ist.”

“Ja, Mag...” Der Angesprochene unterbrach sich sofort, als ihn ein strenger Blick der Frau traf. Er setzte erneut an und sagte: “Es ist alles in Ordnung. Sein Bewusstsein muss sich nur wieder an die Körperlichkeit gewöhnen. Schau, Herzschlag und Atmung beruhigen sich wieder! Alle anderen Werte sind völlig normal.”

Tatsächlich war Ellert wieder zur Ruhe gekommen. Sein Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig, er lag mit offenen Augen auf dem Lager und schaute sich um. Sein Gesicht drückte nur noch Staunen und Neugierde aus.

Die Frau lächelte ihn an und sagte: “Ernst Ellert, es freut mich so sehr, dass du zu uns gefunden hast. Ich habe es nicht mehr zu hoffen gewagt. Mein Name ist Nikki Rhodan und ich brauche deine Hilfe.”

Ellerts Blick fixierte sie, seine Augen waren wach und klar, ein Lächeln begann seinen Mund zu umspielen.

“Eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden”, sagte er. Seine Stimme klang rau. Dafür, dass er sie in diesem Körper noch nie benutzt hatte, war sie aber gut verständlich.

“Freut mich Dich kennenzulernen, Nikki Rhodan”, fügte er hinzu und richtete sich auf. Dann schaute er den anderen Anwesenden an und sagte: “Ich grüße auch dich, mein Freund. Mein Name ist Ernst Ellert, aber das weißt du vermutlich längst.”

“Ähm, ja”, sagte der andere. Seine Augen wanderten zwischen Ellert und Nikki Rhodan hin und her. “Ich bin Medshadh. Sei begrüßt, Ernst Ellert.”

“Freut mich, Medshadh”, sagte Ellert. “Du bist Yaanztroner, nicht wahr?”

“So nennen sie sich schon lange nicht mehr”, kam Rhodan Medshadh zuvor. “Sein Volk stammt von einem Flüchtlingskonvoy ab, den es vor Jahrtausenden von Nau-paum nach Andromeda verschlagen hat. Er ist Arzt und hat bei deiner”, sie zögerte eine Winzigkeit, “Erweckung geholfen.”

Ellert nickte dem bepelzten Wesen mit den spitzen Ohren noch einmal freundlich zu, ging aber nicht weiter auf das Thema ein. “Wir befinden uns in Andromeda?”, fragte er stattdessen.

“Nein”, antwortete Rhodan. “Wir befinden uns an Bord des Raumschiffs DELORIAN IX im intergalaktischen Leerraum zwischen Andromeda und der Milchstraße.”

Sie reichte ihm ihre Hand und sagte: “Aber jetzt, da du endlich wieder einen Körper hast, willst du sicherlich erst einmal ein paar Sinneseindrücke genießen. Wie wäre es, wenn wir unsere Unterhaltung bei einem guten Essen fortsetzen.”

Ellert nahm die Hand und stand vorsichtig von dem Lager auf. Der Körper fühlte sich überraschend kräftig und gesund an. Sein Stand und seine ersten Schritte waren zwar etwas unbeholfen aber keineswegs schwächlich.

“Wo wir gerade von diesem Körper sprechen”, sagte er. “Er fühlt sich so vertraut an, fast, als wäre es jener, in dem ich vor Äonen geboren wurde. Wie kann das sein?”

“Glaub mir”, sagte Rhodan, hakte sich bei Ellert ein und führte ihn aus dem Raum, der vermutlich eine Art Krankenstation war. “Es war nahezu unmöglich, heute noch genetisches Material von Deinem Originalkörper zu rekonstruieren.”

“Dann ist es ein Klonkörper?”

“So etwas ähnliches.”

Die Tür führte nicht in einen Korridor, sondern in eine kleine Kammer mit zwei gegenüberliegenden Ausgängen. Ellert meinte in dieser Kammer ein kurzes Ziehen im Nacken zu verspüren. Und war da nicht auch ein Flackern in der Beleuchtung? Nikki Rhodan ging jedoch unbeirrt voran und führte Ellert durch den anderen Ausgang.

Sie betraten einen Saal, in dem einige Tische und Stühle locker verteilt waren, unschwer als Messe oder Mensa zu erkennen. Auf den am nächsten gelegenen Tisch schwebte auch schon ein kleiner vielarmiger Roboter zu, der zwei dampfende Schalen, zwei Trinkbecher und auf den ersten Blick undefinierbares Besteck abstellte und wieder davonschwirrte.

Ellert zögerte und schaute sich um.

Nikki lachte auf und sagte: "Ja, das war ein Transmitterdurchgang. Heutzutage sind die Räume in unseren Schiffen auf diese Weise miteinander verbunden, spart den Platz für Korridore und lässt es zu, dass die Innenräume nach anderen Effizienz-Gesichtspunkten konfiguriert und umgruppiert werden können."

Sie führte ihn an den Tisch, schob ihm den Stuhl zurecht und setzte sich schließlich ihm gegenüber.

"So, nun essen wir erst einmal etwas", sagte sie. "Danach reden wir."

*

"Ich fasse zusammen", sagte Ellert nachdem Nikki Rhodan ihren Bericht beendet hatte. Das durchaus schmackhafte Essen – eine Art Nudelsuppe – hatten sie derweil verzehrt, Geschirr und Besteck – letzteres eine bizarre Mischung aus Stäbchen, Zange und Löffel, mit der Ellert erstaunlich gut zurechtgekommen war – waren längst abgeräumt. "Wir befinden uns im 19. Jahrtausend NGZ, was bedeutet, dass die 20.000-Jahresfrist von ES für die Menschheit so gut wie abgelaufen ist."

Rhodan nickte. "Das ließ sich vermutlich noch nie exakt vorhersagen, aber wir rechnen damit, dass ES spätestens in ein, zwei Jahren von sich hören lässt."

“Um das gleich zu betonen”, sagte Ellert. “In der Angelegenheit kann ich nicht weiterhelfen. Ich habe mich schon vor ewigen Zeiten vom Kollektivbewusstsein von ES gelöst und bin erstrecht nicht mehr sein Bote.”

Nikki Rhodan hob abwehrend die Hände und sagte: “Alles gut, das habe ich mir schon gedacht.”

Ellert nickte und fuhr fort: “Also weiter im Text. Die Menschheit lebt inzwischen fast ausschließlich außerhalb der Milchstraße im so genannten Trojanischen Tamanium, das sich über Andromeda, Pinwheel und Hangay erstreckt, denn die Milchstraße wird seit ein paar tausend Jahren von Icho Tolot beherrscht?”

Er ließ den Satz in eine Frage auslaufen und setzte eine skeptische Miene auf.

“Man kann es nicht anders ausdrücken”, sagte Rhodan und zuckte mit den Schultern. “Seit er und sein Nachwuchs die letzten bestienartigen Lebewesen im gesamten Universum sind, ist er etwas eigentümlich geworden. Die ‘Vereinten Sterne’ sind zwar formal eine Art föderale Republik, dennoch tanzt dort alles nach Tolots Pfeife. Wer es beispielsweise wagen sollte, seine ‘Ein-Sterne-Doktrin’ zu verletzen, dem hetzt er sofort die Goldene Garde auf den Hals.”

“Nun gut”, sagte Ellert. “Vertiefen wir das nicht weiter. Immerhin war ich gut 10.000 Jahre fort.” Er hielt kurz inne. “Womit wir bei einem wichtigen Thema wären: Warum ausgerechnet ich? Wie gering mag die Wahrscheinlichkeit gewesen sein, dass ich diesen Körper nach einer derart langen Reise durch Zeit und Raum überhaupt finde.”

“Nahe null”, sagte Rhodan mit ausdruckslosem Gesicht. “Deine Rückkehr zu ermöglichen und darauf zu hoffen, war der letzte in einer endlosen Reihe immer verzweifelterer Pläne.”

“Um was zu erreichen?”

“Wie ich bereits sagte: Ich bitte dich darum, meinen Vater zu finden.”

“Ja, das sagtest du. Perry Rhodan ist seit über tausend Jahren verschollen. Und es ist in dieser Zeit der geballten Macht eines Drei-Galaxien-Imperiums nicht gelungen, ihn aufzuspüren oder das Ziel, das mit seiner Rückkehr verbunden ist, auf anderem Wege zu erreichen?”

Nikki Rhodan verzog den Mund in einer hilflosen Geste, sagte jedoch nichts.

“Und erzähl mir nicht”, fuhr Ellert fort, “dass du in diesem Tamanium nichts zu sagen hättest. Also noch einmal: Warum soll ich Perry finden?”

Es folgte langes Schweigen, zumindest fühlte es sich für Ellert so an, bis Nikki Rhodan leise antwortete: “Weil er mein Vater ist und weil ich ihn brauche.”

Sie räusperte sich, drückte ihren Rücken durch und fuhr mit festerer Stimme fort: “Und weil er vermutlich der Einzige ist, der den intergalaktischen Krieg noch verhindern kann.”

“Warum sollte Tolot jetzt auf einmal das Tamanium angreifen wollen?”, fragte Ellert.

Rhodan schüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf.

“Nicht Tolot”, sagte sie. “Das Tamanium will angreifen. Das Reich hat seinen Zenit seit einer Weile überschritten, man befürchtet zudem, dass ES sich in der Milchstraße ein neues Hilfsvolk sucht und mit Machtmitteln ausrüstet, die dem Tamanium gefährlich werden könnten. Das ist der Grund, warum hier niemand mehr Interesse an Perrys Rückkehr hat. Er würde versuchen, es ihnen auszureden.”

Sie warf die Arme in die Luft und sagte: “Ja, ich verfüge über einige Ressourcen und mein Wort hat noch einiges Gewicht. Zumindest genug, dass man mir gewisse Freiheiten lässt. Aber mehr als verzweifelte Aktionen wie diese hier kann auch ich nicht mehr aufbieten.”

Ellert schaute sie lange an. Die Ähnlichkeit war wirklich frappierend. Sie hatte sogar seine grauen Augen, ein Merkmal, das Perry seines Wissens bisher noch nie vererbt hatte.

“Okay”, sagte er. “Und ich finde seine Spur im Solsystem.”

“Dort verlor sie sich vor gut tausend Jahren”, sagte Rhodan. “Wie ich bereits sagte, ging es Perry damals um die Menschen des Solsystems. Sie hatten sich Tolots Doktrin unterworfen und sich aus allen anderen Sternensystemen zurückgezogen. Die Posbis waren dabei eine große Hilfe, was das Bündnis der beiden Völker noch einmal dramatisch verfestigt hat.”

“Was ist daran dramatisch?”

“Daran ist dramatisch, dass sich die Terraner damit immer weiter von ihren Schwestern und Brüdern im Trojanischen Tamanium entfernt haben. Perry wollte ihnen noch einmal verdeutlichen, dass sie im Tamanium willkommen sind. Es wäre sogar möglich gewesen, das Sonnensystem nach Andromeda zu versetzen. Also reiste er nach Terra. Allein. Es ist nicht bekannt, was er dort vorgefunden hat, wie er aufgenommen worden ist und was er dort erlebt hat. Denn kurze Zeit später wurde das komplette Solsystem aus der Raumzeit gehoben.

“Der Terranova-Schirm?”

“Was? Ach ja, stimmt, so hieß das Ding vor Urzeiten. Es handelt sich um eine Weiterentwicklung. Aber das tut nichts zur Sache. Seitdem kommen keine Informationen mehr heraus. Ich weiß nicht, ob mein Vater noch dort ist und ob er überhaupt noch lebt. Aber ich bitte Dich inständig, das Solsystem aufzusuchen und dort alles herauszufinden, was über seinen Verbleib bekannt ist.”

3. Wo ist die Erde?

Ernst Ellert schwebte körperlos zwischen den Sternen und überlegte einen Moment lang, ob er die Ereignisse der letzten Stunden wirklich erlebt hatte. War er tatsächlich nach Jahrtausenden der Odyssee durch Raum und Zeit in einem Klonkörper erwacht und hatte sich mit einer Tochter Perry Rhodans unterhalten? Klang das, was sie ihm dabei erzählt hatte, nicht allzu unglaublich? Und doch musste es wahr sein, denn er fühlte sich ganz anders als zuvor. Er spürte den Körper, der auf seine Rückkehr wartete, der ihn in dieser raumzeitlichen Region verankerte.

In den Äonen seiner Existenz hatten sich seine Fähigkeiten vielfach gewandelt und verfeinert. Inzwischen war er in der Lage körperlos durch Raum und Zeit zu reisen und dabei die Dinge um sich herum wahrnehmen zu können, ohne dabei in einen fremden Körper schlüpfen zu müssen. Diese Wahrnehmung mit Begriffen wie “sehen”, “hören” oder “fühlen” zu umschreiben, wurde ihr kaum gerecht. Dennoch verwendete er sie für sich und staunte dabei, wie schnell ihn die Körperlichkeit wieder vereinnahmt hatte.

Wie dem auch sei, dachte er und schaute sich um.

Die DELORIAN IX war dank perfekter Tarntechnologie unbemerkt in die Milchstraße geflogen. Nun schwebte sie direkt vor ihm ungefähr auf halber Strecke zwischen den drei Alpha-Centauri-Sternen und der Stelle, an der sich das Solsystem befinden müsste.

Fasziniert betrachtete er das Raumschiff, dessen Form so vertraut und fremdartig gleichermaßen wirkte. Offenbar war die Kugel noch immer die bevorzugte Bauform bei den Menschevölkern; tatsächlich war die DELORIAN IX sogar eine nahezu perfekte Kugel ohne Aufbauten, Kuppeln oder ähnlichem. Stattdessen war die blauschwarze Oberfläche von teils leuchtenden Bändern und dünnen Fugen überzogen, die unregelmäßige Muster darauf bildeten und Sensoren, Emitter, Waffen und Hangartore sein mochten, oder nichts von alledem. Von Nikki wusste er, dass die Kugel 1200 Meter durchmaß, was ihn wundern ließ, dass er nur zwei Lebewesen begegnet war. Auf seine Frage hatte sie gelacht und geantwortet, dass es schon ein paar mehr seien, man zur Steuerung des vollautomatisierten Schiffes aber kaum Besatzung benötige.

Am interessantesten war jedoch der Ring, der das Schiff freischwebend am Äquator umgab, was Ellert sofort an comichafte Darstellungen des Planeten Saturn aus seiner Kindheit denken ließ. Laut Nikki beherbergte er das Triebwerk, den sogenannten Dakkarstringdrive oder kurz DSD. In dem Ring befand sich demnach ein mehrdimensionaler String, der in bestimmte Schwingungen versetzt, Gravitationswellen erzeugen konnte, auf denen das Schiff dann "surfte". Andere Schwingungen konnten das Schiff schließlich aus der Raumzeit schubsen und mit einer Sextadimtransition kosmische Entfernungen zurücklegen lassen.

Ellert löste sich von den Überlegungen und begann seine raumzeitliche Wahrnehmung zu erweitern. Bald nahm er das Schiff wahr, wie es noch nicht da war, schon da war, nicht mehr da war. Er ließ die Zeit etwa eine halbe Stunde vor- und zurücklaufen, um wieder ein Gefühl dafür zu bekommen. Und wieder merkte er, dass der Körper in der DELORIAN IX ihn raumzeitlich verankerte. Umso stärker noch, als das Schiff endgültig verschwunden war – denn man fürchtete trotz aller Tarntechnologie früher oder später doch von Tolots Schiffen entdeckt zu werden -, als würde ihn ein Gummiband mit dem Klonkörper verbinden, das bei größerer Entfernung immer stärker an ihm zog.

Dennoch war der Sog erträglich und schränkte ihn in seiner Bewegungsfreiheit nicht ein.

Es fiel Ellert leicht, sich zwischen den Sternen zu orientieren. Er kannte die Konstellationen, vor allem aber fühlte er einfach, in welcher Richtung das Solsystem zu suchen war. Jeder andere Mensch, der sich hier im interstellaren Leerraum allein wiederfand, wäre selbst im Raumanzug rettungslos verloren gewesen. Ellert hingegen ließ seinen Geist durch die Raumzeit treiben und machte sich auf die Suche. Seine überzeitliche Wahrnehmung erleichterte die Aufgabe enorm, da er alle Wege, die ihn in die Irre führten, bereits sah, ebenso den einen, der ihn ans Ziel brachte.

Er sah, wie er die einsame Posbibox entdecken würde, die im Solsektor Patrouille flog – und dann fand er sie.

*

Er drang in das Schiff ein und sah sich darin um. Auf den ersten Blick wirkte es wie ein Robot-Raumschiff. Es war mit Technik vollgepackt, keine Einrichtung ließ darauf schließen, dass es für irgendeine Art von Besatzung ausgelegt war. Es bewegten sich nicht einmal Roboter durch seine Innereien, von winzigen Drohnenschwärmen abgesehen. Und doch spürte er Leben in diesem Schiff und erkannte schnell, dass das gesamte Gebilde im Grunde ein Posbi war. In seinem Zentrum war Bioplasma untergebracht, das den biologischen Teil des Gehirns darstellte.

So weitgefächert Ellerts Wahrnehmung auch war, ein Telepath war er nicht. Um Informationen aus dem Bewusstsein des Posbis zu erhalten, hätte er darin eindringen müssen, was unweigerlich bemerkt worden wäre. Nikki Rhodan hatte darum gebeten, dass dies nach Möglichkeit eine geheime Operation bleiben sollte. Es war ohnehin nicht erforderlich, dass er den Geist des Posbis mit seiner Anwesenheit belästige. Die gewünschten Informationen erhielt er problemlos aus den peripheren Systemen des Schiffs. So erfuhr er dort, dass das Schirmfeld, das das Solsystem umgab, weniger dem Terranova-Schirm aus seiner Erinnerung glich als vielmehr dem Antitemporalen Gezeitenfeld aus noch älteren Tagen. Kurz: das System war einige Augenblicke in die Zukunft versetzt und somit der Einflussnahme aus dem Normaluniversum entzogen worden. Er war also geradezu perfekt dafür geeignet, diese Barriere zu überwinden.

Diese Erkenntnis ließ ihn einen Moment lang stutzen. Womöglich hatte er Nikki Rhodan doch die falschen Fragen gestellt, oder zu wenige. Doch er verschob diesen Gedanken auf später. Seine ganz persönliche Neugier war viel zu groß. Er war seit über zehntausend Jahren nicht mehr auf der Erde gewesen und war mehr als gespannt auf ein Wiedersehen.

*

Das sollte das Solsystem sein? Einen Moment lang überlegte Ellert, ob das systemumspannende Schirmfeld nicht doch wie der Terranova-Schirm funktionierte und ihn in eine Pararealität versetzt hatte. Andererseits konnte in zehntausend Jahren viel passiert sein.

Erneut war es seiner erweiterten raumzeitlichen Wahrnehmung zu verdanken, dass er die veränderte Struktur des Systems so leicht erkennen konnte, da selbst ein so dicht bevölkertes Sonnensystem bis auf einen winzigen Prozentsatz aus nichts anderem als leerem Raum bestand. Ellert aber nahm wahr, dass nur die äußeren Gasplaneten einen vertrauten Eindruck machten, innerhalb der Jupiterbahn hatte man offenbar massiv umgebaut.

Mehr noch, man hatte die inneren Planeten sowie den Asteroidengürtel komplett entfernt, inklusive der Erde. Auf ihrer Bahn bewegte sich zwar ein Himmelskörper von annähernd richtiger Größe, bei näherem Hinsehen stellte dieser sich aber als der Mond heraus, der von massiven technischen Bauten und Strukturen umgeben war. Ansonsten war das innere Sonnensystem nun von einem unermesslich großen Schwarm künstlicher Habitate, Raumstationen und Raumschiffe erfüllt. All diese Objekte zusammengenommen mochten Lebensraum für etliche Billionen Lebewesen bieten, wenn nicht sogar deutlich mehr.

Ellert wusste, dass es in der Vergangenheit schon mehrfach vorgekommen war, dass einzelne Planeten das Solsystem kurzzeitig oder dauerhaft verlassen hatten, sogar die Erde selbst. Dennoch schockierte ihn dieser Anblick. Auch wenn er die mit Abstand größte Zeit seines Lebens frei von allen körperlichen Zwängen zwischen den Galaxien und Universen verbracht hatte, nagte der offensichtliche Verlust seiner Heimat nun merklich an ihm.

Doch er musste nehmen, was er kriegen konnte. Luna kam in diesen Tagen einer vertrauten Umgebung noch am nächsten. Außerdem war der eingebaute Mond offenbar das Zentrum dieses neuen Lebensraums der Menschheit. Wenn es denn noch Menschen waren, die hier lebten.

*

Ellert konnte nicht anders, die Megastruktur, die den Mond umgab, beeindruckte ihn. Die etwa 12.000 Kilometer durchmessende Kugelschale war keineswegs so durchtechnisiert, wie er es im ersten Moment vermutet hatte. Zunächst war diese Schale nicht geschlossen, sondern bestand aus unzähligen teils filigranen Konstruktionen und Elementen, die den Mond umgaben. Viele davon waren nicht miteinander verbunden und schwebten statisch oder auf nicht-ballistischen Bahnen über Lunas Oberfläche. Die größten geschlossenen Gebilde waren Ringe, die den Mond mit unterschiedlichen Durchmessern und auf scheinbar willkürlichen Ebenen umgaben. Das alles erinnerte Ellert an ein hochkomplexes Uhrwerk, allerdings ergänzt durch etliche organische Strukturen. Viele davon schienen aus gewachsenem Holz zu bestehen.

Auf seinen körperlosen Reisen durch den Kosmos war er oft auf pflanzenartiges Leben getroffen, das sich an die Existenz im Weltall angepasst hatte. Daran erinnerten ihn die gigantischen Baumstrukturen, die sich hunderte Kilometer weit über den Mondhimmel erstreckten. An vielen Stellen schwebten Wasserkugeln, so groß, dass sie vermutlich ganze Meere beinhalteten, überall entdeckte er luftgefüllte Habitate mit wunderschönen Landschaften und fantastischen Städten darin. Und alles war voller Bewegung und Leben. Fahrzeuge, Drohnen, Maschinen, Roboter und Lebewesen aller Art schwirrten umher, bildeten Schwärme und Ströme und ließen diese Welt förmlich pulsieren.

Ellert erkannte, dass allein in dieser Megastruktur um den Mond Billionen Lebewesen existieren mussten, was seine Schätzung für die Bevölkerungszahl des gesamten Sonnensystems noch einmal um ein paar Größenordnungen nach oben korrigierte. Natürlich hatte er dergleichen schon oft gesehen, trotzdem beeindruckte ihn zutiefst, was "seine" Menschheit hier errichtet hatte.

Kurz überlegte er, einfach in den Geist eines beliebigen Lebewesens zu schlüpfen und von ihm zu lernen. Der Verbleib der Erde und Perry Rhodans sollte doch allgemein bekannt sein, wenn zumindest letzterer wenigstens vor tausend Jahren noch hier gewesen war. Ellert verwarf diesen spontanen Gedanken jedoch schnell wieder, da er auf zu vielen Annahmen basierte, für die er keinerlei Grundlage hatte.

Stattdessen sank er weiter zur Mondoberfläche hinab, die an vielen Stellen noch den vertrauten grauen und leblosen Anblick bot. Einer Eingebung folgend steuerte er den Südpol des Mondes an, sein Ziel war die Stelle, an der Perry Rhodan einst seine erste Mondlandung gelungen war und wo der erste Kontakt mit den Arkoniden stattgefunden hatte.

Auch diese Region war noch weitgehend naturbelassen, exakt an der Stelle, an der die STARDUST einst gelandet war, fand er einen hohen strahlend weißen Obelisk vor. Die Inschrift war für ihn schwer zu entziffern, die Zeichen erinnerten nur noch entfernt an die ihm bekannten aus dem Interkosmo-Alphabet. Allerdings waren die Namen der ersten Mondlande-Crew sowie ihres Raumfahrzeugs in alter lateinischer Schrift geschrieben. Es war also sicher: Man erinnerte sich noch an Rhodan und sein Wirken. Zudem musste dieses Monument in den letzten zehntausend Jahren entstanden sein, denn zu seiner Zeit war das Areal ganz anders gestaltet gewesen.

Ellert beschloss, dass es mit dem Sightseeing genug war. Dies war Luna und wenn hier so vieles noch beim Alten war, war der eine, der ihm alle Fragen beantworten konnte, sicherlich auch noch zu finden.

*

Schon zu seiner Zeit war der Mond über weite Strecken ausgehöhlt gewesen. Werften, Produktionsanlagen und vor allem die gewaltigen Speicher und Prozessoren des Mondgehirns NATHAN hatten den einstigen Erdtrabanten ausgefüllt, sodass man bald davon hatte sprechen können, dass NATHAN und der Mond identisch waren.

Was Ellert nun unter der Mondkruste vorfand, stellte alles, woran er sich erinnerte, bei weitem in den Schatten.

Er fühlte sich an uralte Vorstellungen von der Hohlerde erinnert, als er in die gigantischen Kavernen tief unter der Mondoberfläche vordrang. Selbstverständlich hatte er dergleichen schon an vielen Stellen im Kosmos gesehen, beeindruckend war es dennoch.

In einer dieser Kavernen entdeckte er eine dermaßen große Ansammlung an Bioplasma, dass es dem Zentralplasma der Posbis zur Ehre gereicht hätte. Kaum hatte er diesen Gedanken formuliert, erinnerte er sich an die Andeutungen, die Nikki Rhodan gemacht hatte. Terraner und Posbis hätten sich demnach schon vor tausend Jahren enorm aneinander angenähert. Die Wahrscheinlichkeit war also recht hoch, dass es sich hierbei wirklich um das Zentralplasma handelte.

Er wollte sich gerade in dieses biologische Denkzentrum hineinbewegen, als er einen erneuten Sog verspürte, ganz schwach nur und kaum von jenem zu unter-

scheiden, den sein Klonkörper an Bord der DELORIAN IX auf ihn ausübte. Aber er war vorhanden und wies in eine andere Richtung.

Erneut war seine Neugierde geweckt. Während der Sog zu seinem Klonkörper leicht unangenehm war und stets knapp unter der Schwelle des Schmerzes lag, vermittelte dieser ein Gefühl von Vertrautheit, beinahe von Geborgenheit.

Die gewaltigen Kuppeln des Bioplasmas und die umliegenden Aggregat- und Serverblöcke füllten die Kaverne wie eine Millionenstadt aus. Einige dieser hochausartigen Blöcke mochten tatsächlich Gebäude sein, denn dorthin führte ihn der Sog.

Körperlos wie er war, durchdrang er mühelos die Materie mehrerer Blöcke, die ihn mal an Hyperenergiezapfer, mal an Sextatronik-Server und mal an schlichte Bürokomplexe erinnerten.

Seine Reise endete in einer Art Labor. Zumindest war es ein klinisch sauber wirkender perfekt ausgeleuchteter Saal, der ansonsten komplett leer war. Dennoch fühlte er sich hier irgendwie wohl, fast schon heimelig.

Er wunderte sich selbstverständlich darüber, machte sich aber auch keine Sorgen. Er war ein körperloser Geist, der frei durch Raum und Zeit reisen konnte. Was sollte ihm schon passieren?

Er beschloss, noch einen Moment lang abzuwarten, um dann seinen ursprünglichen Plan wiederaufzunehmen und das Bioplasma zu kontaktieren.

Kaum hatte er diesen Gedanken gefasst, bemerkte er, dass inmitten des Raumes etwas aus dem Boden zu wachsen schien. Er erkannte schnell, dass es nahezu menschliche Füße waren, die dort Schicht um Schicht aufgebaut wurden. Ihnen folgten erwartungsgemäß Beine und schließlich ein Torso, alles in einem matten silbrigen Metall, das dennoch einen organischen Eindruck machte.

Binnen weniger Augenblicke stand ein fertiger Android vor ihm, dessen Gesichtszüge ihm merkwürdig vertraut vorkamen.

Schlagartig erkannte er, dass es seine eigenen waren, die seines Originalkörpers. Im selben Moment öffnete der Android seine Augen – und Ernst Ellert blickte aus eben diesen Augen in die Halle, in der er in seinem neuen Körper stand.

Gefangen! schoss es ihm durch den Kopf. Und das zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit in einer Nachbildung seines einstigen Leibes.

Andererseits fühlte er sich ausgesprochen wohl darin. Der Körper war kraftvoll und fühlte sich dabei leicht an. Er tat ein paar Schritte, deutete Kniebeugen an, Sprang auf und ab. Er musste sich förmlich zurückhalten, kein Rad zu schlagen oder immer herausfordernde Gymnastikübungen zu wagen. Stattdessen suchte er die Wände des Raums nach einem Ausgang ab, fand jedoch keinen.

Erst jetzt kam er auf den Gedanken, den Körper wieder zu verlassen. Er erschrak regelrecht, als ihm dies nicht gelang.

Sein erster Impuls stellte sich also als zutreffend heraus. Dieser Körper war eine Falle und er war buchstäblich mit beiden Beinen hineingetappt.

“Hallo?“, rief er schließlich. Etwas Besseres fiel ihm vorerst nicht ein.

“Hallo Ernst“, erklang eine Stimme hinter seinem Rücken.

Ellert fuhr herum und erblickte einen weitere silbrig-metallische Figur. Ob sie ebenfalls aus dem Boden gewachsen oder auf andere Weise in den Raum gelangt war, war für Ellert nicht mehr zu erkennen.

Er ging auf den anderen Androiden zu und musterte dessen Gesichtszüge, die ihm ebenfalls vertraut vorkamen. Im ersten Moment meinte er sogar Perry Rhodan selbst darin zu erkennen, bemerkte seinen Irrtum jedoch schnell.

Direkt vor dem anderen blieb er stehen und reckte ihm die Hand entgegen.

“Hallo Julian“, sagte er.

Der Handschlag der beiden Wesen erfolgte in einem perfekten Bewegungsablauf. Dennoch kam er Ellert unbeholfen vor.

“Bedeutet das, dass du deinen Körper aufgegeben hast?“, fragte er. “Habt ihr das hier alle vor?“

Der Android mit Julian Tiffors Gesichtszügen lächelte. “Niemand gibt hier etwas auf. Eher ist das Gegenteil zutreffend“, sagte er. “Aber vereinfacht ausgedrückt hast du

nicht ganz unrecht, Ernst. Ein Teil von mir existiert inzwischen körperlos in den unendlichen Datenströmen, ein anderer steht nun körperlich vor dir.”

“Es ist Perry also nicht gelungen, euch das auszureden?”

“Ach, du bist seinetwegen hier?”

Tifflor machte eine einladende Handbewegung, auf die hin zwei Sessel vor ihm aus dem Boden wuchsen.

“Wollen wir uns nicht setzen?”, schlug er vor.

“Wir werden diesen Raum also nicht verlassen?”, stellte Ellert die Gegenfrage, machte es sich aber dennoch auf dem Sessel bequem.

Tifflor setzte sich zu ihm und blickte ihn ehrlich erstaunt an. “Warum sollten wir? Hier ist alles, was wir benötigen.”

“Ich staune, dass ihr mich erwartet habt”, sagte Ellert. “Ich wusste bis vor einem Tag nicht einmal mehr, wie mein Name lautet, geschweige denn, dass ich bald diesen Punkt in der unermesslichen Raumzeit aufsuchen würde. Aber ihr hattet dennoch dieses Gefängnis für mich vorbereitet?”

“Nun.” Tifflor schlug entspannt die Beine übereinander. “Die Wahrscheinlichkeit, dass du irgendwann hier auftauchst, war größer als null, daher haben wir Pläne entwickelt, wie mit einer solchen Situation umgegangen werden kann. Diese kamen nun zum Einsatz. Dein Körper wurde vor wenigen Minuten erstellt, die Konfiguration dieses Raumes nur wenig zuvor.”

“Wer ist in dem Zusammenhang ‘wir’?”

“Wir alle hier, die Bewohner des Sonnensystems, Menschen, Posbis, weitere biologische und mechanische Lebensformen und alles dazwischen.”

“NATHAN und das Zentralplasma”, ergänzte Ellert.

Tifflor nickte. “Ja, die gehören auch dazu. Als Oberbegriff für uns alle hat sich inzwischen der Begriff ‘Taraner’ etabliert.”

Der einstige kosmische Lockvogel veränderte erneut seine Sitzhaltung, richtete sich auf und beugte sich zu Ellert hinüber.

“Was möchte ES von uns Ernst? Es gibt hier keine Zellaktivatoren mehr, die einzufordern wären. Wir sind froh, dass unsere Zeit als seine Favoriten bald abgelaufen ist. Er möge sich gern neue suchen, wir haben kein Interesse mehr daran.”

Er lehnte sich wieder zurück und fügte hinzu: “Und Perry suchst du hier auch vergeblich. Er ist nicht hier.”

“Taraner”, murmelte Ellert versonnen und spürte dem Klang des Wortes nach.

“Ich habe mich vor ewigen Zeiten aus dem Kollektivbewusstsein des Wanderers gelöst”, sagte er schließlich und wiederholte damit fast wörtlich, was er schon Nikki Rhodan erklärt hatte. “Ich habe mit ES nichts zu schaffen. Ich bin lediglich auf der Suche nach Perry Rhodan – und bei der Gelegenheit würde mich auch interessieren, wo die Erde abgeblieben ist.”

“Da habe ich eine gute und eine schlechte Nachricht für dich”, sagte Tifflor und fügte hinzu: “Aber wenn du nicht wegen des Ablaufs der 20.000-Jahresfrist hier bist, wieso dann?”

Ellert überlegte einen Moment und versuchte dabei den Blick seines Gegenübers zu ergründen. Doch die künstliche Nachbildung von Tifflors Gesicht zeigte nichts als gelassene Freundlichkeit.

“Ich will ehrlich zu dir sein”, sagte er schließlich. “Dies ist nicht meine Zeit. Ich bin buchstäblich gerade eben erst hier gelandet und kann nichts von dem, was ich hier vorfinde, verlässlich einschätzen. Das schließt dich und das, was ihr hier treibt, ausdrücklich mit ein. Nenne es, wie du willst, ich bin hier in diesem Moment euer Gefangener. Ich befinde mich in einem geschlossenen Raum ohne Ausgang und kann auch diesen – zugegeben sehr angenehmen – Körper nicht verlassen. Du verstehst daher sicher, dass ich mich mit Auskünften einstweilen zurückhalte, solange ich nicht das Gefühl habe, dass wir hier vertrauensvoll auf Augenhöhe miteinander plaudern.”

“Ja, das verstehe ich”, sagte Tifflor. “Und sei versichert, dass auch ich vollkommen ehrlich zu dir bin. Was wir hier treiben ist das wahre Leben, nicht mehr und nicht weniger. Es hat sich weiterentwickelt, wie es das Leben eben tut. Wenn man im

Abstand von tausend oder gar zehntausend Jahren kurz mal reinschaut, mag einem das verstörend vorkommen. Doch das ist meist ein subjektiver Eindruck, der in der Regel täuscht. Zur Ehrlichkeit gehört jedoch auch, dass die Freiheit unserer Entwicklung und Entfaltung ungefähr an der Heliopause unserer Sonne endet. Uns binden Vereinbarungen und Absprachen mit der restlichen Milchstraße. Wir haben uns verpflichtet, keinen Einfluss mehr auf die galaktischen und kosmischen Geschehnisse zu nehmen. Solange wir also nicht wissen, ob du eine Agenda verfolgst und wenn ja welche, können wir dich nicht so ohne weiteres mit potenziell sensiblen Informationen wieder abziehen lassen. Aber gut, wir sind alte Freunde, deine ÜBSEF-Konstante haben wir eindeutig identifiziert, du bist der, der du glaubst und vorgibst zu sein. Also werde ich dir jetzt sagen, was du wissen willst, dann sagst du mir, was ich wissen will, und dann schalte ich das PSI-Dämpfungsfeld ab.“

Ellert nickte.

“Gut“, Tiffloor legte die Handflächen auf die Oberschenkel, beugte sich vor und blickte Ellert direkt an. “Perry Rhodan war vor ziemlich genau elfhundert Jahren hier. Zu dieser Zeit hatten sich die Menschen des Solsystems und jene seines Trojanischen Tamaniums bereits sehr auseinandergeliebt.“

Ellert hoffte, dass er die Mimik seines Kunstkörpers ähnlich gut im Griff hatte wie Tiffloor. Jedenfalls gab er sich alle Mühe, durch keine Regung zu signalisieren, welche Begriffe und Zusammenhänge er schon kannte.

“Er unterbreitete seine Vorschläge“, fuhr Tiffloor ungerührt fort, “wir lehnten sie ab. Doch wir boten ihm an, eine Weile hier zu leben und zu beobachten, wie sich alles entwickelte. Das wollte er gerne tun und natürlich nutzte er die Zeit, für seine Ideen zu werben.“

Tiffloor machte eine winzige Pause, als wollte er Ellert Gelegenheit für Zwischenfragen geben. Dieser behielt sein Schweigen jedoch vorerst bei.

Julian Tiffloor sprach also weiter: “Nach einigen Jahrzehnten nahmen die Spannungen mit der restlichen Milchstraße zu, vor allem, weil bekannt wurde, dass Rhodan hier war. Ich will dich nicht mit den Details langweilen, es lief jedoch darauf hinaus, dass wir uns endgültig in das Solsystem zurückzogen und es abriegelten. Rhodan vereinbarte für sich ein ganz spezielles Exil. Er bekam die Erde, wir brauchten sie hier nicht mehr, den Merkur bekam er als Trabanten obendrauf, denn Luna

konnten wir nicht entbehren. Beides wurde zu irgendeiner einsamen Sonne irgendwo in der Milchstraße versetzt.“

Nun konnte Ellert seine Gesichtszüge nicht mehr im Griff behalten. Was Tifflor ihm da so lapidar unterbreitete, war einfach zu unglaublich.

“Dann haben sich ihm einige Menschen angeschlossen?“, fragte er.

“Nein“, sagte Tifflor. “Er ist allein auf der Erde.“

Ellert öffnete den Mund und schloss ihn dann gleich wieder. Es fiel ihm einfach nichts ein, was er dazu sagen sollte.

“Und ehe du fragst“, fuhr Tifflor fort. “Wir wissen nicht, um welche Sonne die Erde nun kreist, diese Information liegt hier ganz bewusst nicht vor. Es gab ein paar tausend geeignete Sterne, von denen einer in einem echten Zufallsprinzip angesteuert wurde. Kein Algorithmus, echtes Quantenzufallsverfahren. Du wirst die Antwort hier nicht finden.“

Ellert schwieg weiterhin und versuchte, sich einen Reim auf all das zu machen, was er hier und an Bord der DELORIAN IX erfahren hatte. Wem durfte er vertrauen, auf welche Seite sollte er sich schlagen? Oder sollte er zusehen, dass er komplett aus dieser kosmischen raumzeitlichen Region verschwand?

Tifflor hatte sich inzwischen wieder zurückgelehnt und sah ihn erwartungsvoll an. Nun war er an der Reihe, ihm zu sagen, warum er hier war. Was sollte es auch schaden, wenn er Tifflor von Rhodans Tochter erzählte? Er wusste offenbar ohnehin vom Trojanischen Tamanium und dass Rhodan damit zu tun hatte. Es konnte nur im Sinne aller Beteiligten sein, wenn er von den Angriffsplänen der Trojaner berichtete.

Dennoch wurde ihm unwohl bei dem Gedanken. Die ganze Situation, in der er sich befand, wurde ihm zunehmend unangenehm. Ohne es zunächst zu merken, begann Ellert sich in seinem Sessel zu winden. Er wusste nicht mehr recht, wie er sitzen sollte.

Tifflor bemerkte seine zunehmende Anspannung und setzte eine besorgte Miene auf.

“Ist alles in Ordnung, Ernst?“, fragte er.

“Ja.” Ellert wollte nach Luft schnappen, wozu der künstliche Körper jedoch nicht in der Lage war. “Nein.” Er hielt es im Sitzen nicht mehr aus und stellte sich hin. “Ich weiß es nicht.” Auch das Stehen fiel ihm schwer, er beugte sich vornüber und stützte seine Hände auf den Knien ab.

“Hast du Schmerzen?”, fragte Tiffloor, der nun ebenfalls aufgestanden und an Ellerts Seite getreten war. “Das kann überhaupt nicht sein, dieser Körper verfügt über keine Schmerzrezeptoren. Er ist auch vollkommen intakt und unbeschädigt.”

Tiffloor schwieg einen Moment lang und blickte scheinbar in die Ferne. Dann sagte er: “Etwas versucht die PSI-Barriere zu umgehen und zu dir vorzudringen. Bereitest du dir diese Schmerzen?”

Ellert kauerte sich immer weiter in sich zusammen, sein Blick richtete sich flehend auf Tiffloor. “Ich weiß es nicht”, wiederholte er kaum hörbar. “Es ... fühlt sich an, als würde ich ... verbrennen ... zerschmettert ... zerfetzt ... Ich habe Angst ...”

Ellerts Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze der Panik, mit einem kläglichen Schrei brach er endgültig zusammen. Dann lag sein Kunstkörper reglos da.

Fortsetzung folgt in World of Cosmos 116 ...



Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe

von Uwe Lammers

Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe

Science-Fiction-Story von Uwe Lammers

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe – Mobi

Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe – ePUB

Eine kleine Auseinandersetzung mit einer tödlichen Waffe – PDF

Ich sprach gegen den blubbernden Tank im Raum. Es war ein Kasten von drei Metern Länge, zwei Metern Breite und anderthalb Metern Höhe. Er bestand fast ganz aus silbrigen Titanit und besaß an der Oberfläche eine Reihe von gummiabgedichteten Öffnungen, durch die Nahrungsschläuche, Informationskabel und die Akustikleitung gingen. Die Psiotronik übertrug die Gedanken von drinnen in elektrische Signale, die wiederum von einem Translator übersetzt und in Laute transformiert wurden. Nur deshalb sprach ich nicht gegen die Wand.

„Du wusstest genau, dass das gegen Paragraph 33, Absatz 2, verstößt, Hazel. Warum hast du das dennoch getan?“

Die blubbernde Stimme aus dem Tank war kaum mehr als die zu erkennen, die zu der wunderschönen, unbeugsamen Händlerin gehörte, die ich immer schon bewundert hatte. Aber etwas von ihrem Temperament war noch zu erkennen.

„Du bist vielleicht witzig, Gordon! Du warst nicht auf Borrlund, du hast keine Ahnung, was da vorgefallen ist. En detail jedenfalls nicht! Was die Leute auf Platon II dazu sagen, kann mir völlig schnuppe sein. Immerhin agieren wir hier auf Provisionsbasis. WIR machen die Geschäfte. WIR machen die Kontrakte, WIR erschließen diese gottverdammten Welten! Und eigentlich kannten wir Borrlund VII auch!“

„Ich weiß nur, dass du dich in die internen Belange eines Planeten eingemischt hast und dabei fast dem Sensenmann begegnet wärst“, sagte ich zu dem Tank. „Die Regenerationsautomatik hat jedenfalls gehörige Problem, weil du ein Präzedenzfall bist. Das Schlimmste daran ist aber ohne Zweifel deine Eitelkeit.“

„Gordon!“, fauchte der Tank, „würdest du bitte aufhören, mir ewig Vorhaltungen zu machen? Ich sage doch, du hast keine Ahnung von den Vorkommnissen dort!“

Ich seufzte und lehnte mich in dem leidlich bequemen Sessel zurück. Der Raum, in dem wir uns befanden, war die Kommandozentrale. Ich verfluchte meine Bereitwilligkeit, mich für den Flug gemeldet zu haben. Als ich gehört hatte, dass Hazel Braer etwas zugestoßen war und sie mit einem Regenerationstank nach Platon II überführt werden sollte, um dort schließlich vor einem Gericht der Obersten Handelskammer auszusagen, hatte ich mich spontan gemeldet, den Flug zu übernehmen.

Hazel war sozusagen meine Lehrmeisterin, ich hatte auf ihrem Schiff, der SPACE MERCHANT, gelernt und in der Materiebrücke zwischen der Großen und Kleinen Magellanschen Wolke meine ersten Gesellenstücke in Handelspraxis erlebt. Auf Welten der Tardassianer, der Cheen und bei den Urwaldkegeln. Stets war sie

diejenige gewesen, die uns – also mich und alle anderen „Lehrlinge“ – wieder aus den von uns selbst verschuldeten Schlamasseln herausholte. Nie hatte ich geglaubt, sie könne selbst einmal in die Bredouille geraten. Und dann auf Borrlund VII.

Borrlund VII, siebter Planet des Roten Riesen Bartlett, in der Peripherie der GMW gelegen, seit vierunddreißig Jahren bekannt und erforscht als Low-Tech-Welt, eigentlich kein Problemfall.

Nun, ich hätte mich nicht freiwillig melden sollen. Man stellte uns ein extrem kleines Kurierschiff zur Verfügung, das so winzig war, dass der klobige Tank mit seinen Anschlüssen direkt in die nicht gerade große Zentrale des Schiffes gestellt werden musste. Es wurde damit begründet, dass ich die Kontrollen nicht aus dem Auge verlieren durfte und auch dann und wann mit meiner Passagierin kommunizieren musste, damit sie in der Enge des Tanks nicht den Verstand verlor.

Nur gut, dass der Flug lediglich zwanzig Tage dauerte. Ich war mir sicher, selbst Sardinien konnten sich nicht beengter in ihren Dosen fühlen.

„Wenn ich von all dem keine Ahnung habe“, meinte ich leichthin über die Schulter, während ich die nächste Hyperspace-Etappe programmierte, dann kannst du mir ja deine Version der Geschichte erzählen. Das ist sicherlich eine gute Übung für die Aussage nachher vor dem Ausschuss.“

„Sozusagen die ‚Generalprobe‘, was?“, kam der zynische Kommentar aus dem Tank.

Ich nickte. Dann erst wurde ich mir bewusst, dass sie das ja nicht konnte, da sie keine Bildverbindung in die Zentrale hatte. Alles, was sie sehen konnte, war das sie umgebende, grünlich flimmernde Nährplasma, das ihren geschundenen Körper wieder instand zu setzen versuchte. Gar keine so leichte Aufgabe, denn wie gesagt: sie war der Präzedenzfall. So ein Fall war dem Medotank noch nie untergekommen. Er hatte mehr mit Hieb- und Stichverletzungen, zwangsamputierten Gliedern, Vergiftungen und Knochenbrüchen zu tun als DAMIT.

Ich meinte leichthin zu ihr: „Versuche es auch als Möglichkeit der Konversation zu verstehen, Hazel. Sonderlich viel haben wir uns ja ohnehin nicht zu erzählen.“

Das stimmte allerdings. Seit sich unsere Wege vor acht Jahren getrennt hatten und sie sich in den Tau-Sektor der GMW begab, um hinter den Explorer-Kommandos herzuarbeiten (die sahen uns immer als eine Art Weltraumkapitalisten an, die nur das Geschäft im Sinn hatten und sich um die moralisch-ethischen Folgen des Händlertums, namentlich um die Folgen des Technokontaktschocks, kaum scherten. Da kannten sie uns allerdings schlecht. Well done, es gab auch solche Händler. Aber was nutzte uns anderen ein Volk, das nach dem ersten Technologiekontakt einen Bürgerkrieg vom Zaun brach und sich völlig auslöschte? Oder dadurch Resentiments gegen uns aufbaute, weil wir interne militärische Konflikte durch unsere

Einmischung auslösten? Das machte doch nur die Geschäfte kaputt, im Ernst), hatte ich andere Dinge getan.

Ich war auf Boulders Welt in der Handelsverwaltung Große Magellansche Wolke Nord gelandet, einige hundert Lichtjahre von Platon II entfernt, wo die Hauptverwaltung sowohl des Explorer-Kommandos lag als auch die der Obersten Handelskammer, die natürlich ihre Anweisungen im großen Rahmen nach wie vor von der Erde bekam, über 200.000 Lichtjahre entfernt. Das war für mich am anderen Ende des Universums. Ich hatte die Erde nie gesehen, sondern war im Sektor Delta der GMW geboren worden, auf Garmaschon, einer Aquawelt. Deshalb hatte ich auch gegen solche Welten wie Platon II und Borrlund tiefe Abneigungen. Zuwenig Wasser oder im falschen Aggregatzustand. Auf Borrlund beispielsweise in Form von Eis. 762 von 762 Tagen im Jahr. Es war eine Eiszeitwelt, auf der es erst in etwa vier-tausend Jahren wärmer werden würde.

Aus dem Tank kam Hazels Stimme. „Du hast mich überzeugt, Gordon. Ich werde dir erzählen, was auf Borrlund passierte.“

Und sie begann.

* * *

Borrlund VII war ein einfacher Auftrag. Zumindest sah es am Anfang ganz danach aus. Die Borrloos, von uns so benannt, weil sie für sich selbst als Volksgemeinschaft keinen Namen hatten (oder höchstens einen, den die Translatoren witzigerweise mit „Menschen“ übersetzten), sollten von uns Handelswaren erhalten im Tausch gegen Plastiken aus Bergkristall, der auf Borrlund VII in großen Mengen vorkam. Da aber die Temperatur den Abbau mit Hilfe von technischem Gerät außerordentlich problematisch gestaltete, machten wir uns die Fähigkeiten der Borrloos zu eigen, die unter dem dicken Eis und den Schneegletschern ihrer Welt die Höhlen am schnellsten und leichtesten aufzufinden imstande waren. Irgendwie schienen sie diese Quarzvor-kommen zu „orten“. Ein besseres Wort dafür fällt mir derzeit nicht ein.

Magellan Trade hatte mir aufgetragen, mit der SPACE MERCHANT die Welt aufzusuchen, die dortige Handelsmission zu erweitern und zugleich leichte technologische Kontakte zu ermöglichen. Ich sah darin einen Auftrag, den ich binnen weniger Tage oder Wochen abwickeln wollte, um danach im Phi-Sektor weiterzuarbeiten, wo es noch wirkliche Neuheiten zu finden gab.

Aus dem Weltraum gesehen war Borrlund VII ein graublaues Juwel, allerdings stammte das Blau nicht von Meeren her, sondern von den bläulichen Glasgletschern. So waren sie getauft worden, weil sie bei der Landung der ersten Schiffe in der Tat wie blaues Glas ausschauten, mit einem Stich ins Türkise. Das Grau waren

ausgedehnte Schneefelder und die Wälder, die eigentlich neben den Quarzvorkommen das einzig Faszinierende sind.

Weißt du, Gordon, diese Wälder sind Kathedralen nicht unähnlich. Es handelt sich um eine Art von Nadelbaum, die da wächst, sie nennen sie Ckekk-Kenek, für uns in dem kehligen Tonfall, wie sie das machen, kaum auszusprechen. Jedenfalls sind das beeindruckende Bäume, die meisten von ihnen bis zu hundertvierzig Meter hoch, wobei die Äste erst sechzig Meter über dem Boden anfangen und dann aufwärts geschwungenen Tangenten gleich nach oben wachsen. Die Blätter sind eisgrau und nadelförmig. Wenn man diese Wälder betritt, ist man fast augenblicklich in den Bann geschlagen von dieser Erscheinung. Der Boden ist mit Pulverschnee bedeckt, meistens bis zu zwei Meter hoch. Da kann kein normaler Händler gehen. Das einzige, was auf Borrlund einsetzbar ist, das sind die Luftkissengleiter.

Von den Handelsstützpunkten auf dem Äquator – dort ist das Leben, wie du weißt, noch am erträglichsten, weil die Temperaturen da nicht so extrem sind – kann man die einzelnen Gruppen erreichen, die sich den Planeten in nomadischer Siedlungsweise teilen. Es gibt da die Hüter der Wälder, mit denen wir primär Geschäfte abwickelten. Die anderen großen Gruppen sind dann die Ebenen-Tunneler und die Wanderer.

Mit einer geschätzten Kopffzahl von rund neunzigtausend Individuen sind die erstgenannten die kleinste Gruppe. Da es jedoch ein festes soziales Gefüge auf Borrlund gibt, war nie die Gefahr gegeben, dass eine Gruppe vernichtet werden könnte. Das war, bevor wir kamen.

Der Borrlund-Clan, der Borrlund vor zweiundzwanzig Jahren für das eigene Handelshaus erschloss, hatte die größten Vorrechte an den Bodenschätzen, aber wir hatten ihnen die Konzession für die Kristalle abgeluchst. Das ist natürlich nicht ohne Folgen geblieben. Es hat in den vergangenen zwei, drei Jahren verschiedene Zusammenstöße zwischen unseren Handelsmissionen, die sinnigerweise fast zweihundertfünfzig Kilometer auseinander liegen, gegeben, bei denen auf beiden Seiten Händler ums Leben kamen.

Edgar Borrlund III., der maßgebliche Chef des Handelssektors Borr VII, wie er ihn hochtrabend nennt, ein vierschrötiger, unsympathischer Kerl mit poltriger, lauter Art sich zu benehmen und der unangenehmen Eigenschaft, plumpe sexuelle Anspielungen in seine Gespräche einzustreuen, die völlig sinnlos sind, hatte sich, wie ich mir das zusammengereimt habe, eine besonders infame Methode ausgedacht, um uns auszubooten ...

... ich werde unsachlich? Na gut. Dann berichte ich der Reihenfolge nach weiter.

Wir landeten am 8. April auf Borrlund VII auf dem Kontor Ultima Thule. Ein kleiner, ringförmiger Handelsposten mit Kältebarrieren und stetig umhüllt von der

obligatorischen Dunstglocke, die auch die Borrloos fernhält. Bei Temperaturen um minus dreißig Grad – und das zur Mittagszeit – ist das schon erforderlich.

Ultima Thule ist, wie ich sagte, ein kleines Kontor. Du hast es ja auch gesehen, als du da ankamst. Zweihundertdreißig Leute, zweiunddreißig Kuppelgebäude, Kantine, Lagerhallen und Wartungshangars, alles oberirdisch angelegt auf der Ebene am Fuß der Götterberge. Die Borrloos haben ein Tabu, das es untersagt, dass Fremde unter den Boden gehen oder auch nur unter den Schnee. Ja, das wusstest du noch nicht, nicht wahr? Mit solchen regionalen Schwierigkeiten muss man immer rechnen, und zum Glück kenne ich mich da einigermaßen aus ...

... nein, dagegen habe ich NICHT verstoßen! Wäre ja auch noch schöner! Hör gefälligst auf, mich für ein kleines Kind zu halten, sonst sage ich kein Wort mehr!

... also weiter im Text. Wir landeten am 8. April und mussten hier von Kontorleiter Wijstadt Hansen erfahren, dass unsere Rivalen offenkundig mit Nomadenstämmen auf der anderen Seite des Gebirges Geschäfte zu machen begonnen hatten. Das an sich wäre nicht schlimm gewesen, aber Hansen meinte sinngemäß: „Händlerin Braer, die Verwaltung auf Platon II untersagt es doch, Hightech auf untertechnisierte Planeten zu transferieren, nicht wahr? Genau das tun diese Borrlund-Schweine aber!“

„Waffen?“

„Um sie zum Angriff gegen uns zu verleiten? Nein, das wahrlich nicht. Die guten Borrloos sind so friedfertig wie eh und je. Aber sie heben die technologischen Standards an, geben ihnen einfache miniaturisierte Geräte, automatische Haarreiniger, Schillernetze, allerlei modischen Schnickschnack ...“

„Ich sehe darin keine Gefahr!“

„DARIN nicht. Das stimmt. Aber dadurch sind die Nomaden in einem Schuldverhältnis. Und als Gegenleistung verlangen die Borrlund-Händler, dass sie Ortungsbojen aufstellen. Mit denen können die Kerle natürlich unsere Routen auskundschaften und so die Treffpunkte mit dem Waldvolk ausfindig machen. Es nützt nichts, neue Treffpunkte auszuhandeln. Erstens sind die Waldleute sehr traditionalistisch, zum anderen würden die neuen Treffpunkte genauso schnell herausgefunden werden.“

„Ein ernstes Problem“, hatte ich zugegeben. Das konnte nämlich den seit sechs Jahren eingehaltenen Waffenstillstand gefährden, und wenn das der Fall war, dann würde es Krieg auf Borrlund geben. Natürlich Krieg zwischen den einzelnen Händlerstützpunkten. Aber während wir darauf kaum eingerichtet waren, hatte das Borrlund-Imperium nur 42,9 Lichtjahre entfernt einen Stützpunkt, der auch leichtbewaffnete Frachter einschloss und womöglich noch mehr Waffentechnik.

Eigentlich war das aber nicht mein Problem. Die Nomaden waren weit weg, und wenn etwas gegen die Machenschaften der Borrlunds unternommen werden

sollte, dann musste das auf Platon II von der Obersten Handelskammer und dem Explorer-Kommando beschlossen werden. Nur letzteres verfügte über die Waffentechnologie, sich gewaltsam durchzusetzen.

Ich hatte nur die diesmalige Lieferung von Kristallen mitzunehmen, die in geheimen Lagern in den Bergwäldern gehortet wurden. Wir würden morgen oder übermorgen im Konvoi hinausfahren, darauf hoffend, dass uns kein Schneesturm einen Strich durch die Rechnung machte. Und schließlich würden wir die Kristalle mitnehmen im Tausch gegen schlichte Gebrauchswaren ohne elektronische Teile. Wir würden wieder Gesundheitsuntersuchungen durchführen, die Eispocken der Borrloos, die glücklicherweise eine endemische Krankheit waren und auf Menschen nicht überspringen konnten, bekämpfen und ähnliches. Und schließlich würden wir nach den Verladearbeiten wieder losfliegen.

So hatten wir uns das gedacht, aber es kam leider ganz anders.

* * *

Am Morgen des 9. April wütete, wie fast befürchtet, ein Schneesturm, der Stärken bis Windstärke 14 erreichte. Ohne die Energieschilde hätte es die Niederlassung und das Schiff beinahe weggepustet.

Erst gegen Mittag beruhigten sich die aufgewühlten Elemente, angekündigt durch Klopfzeichen der Ebenen-Tunneler. Sie spüren so etwas, weißt du?

Nachdem die Schneeverwehungen rings um die Basis planiert worden und die Eiswälle abgeschmolzen worden waren, die sich an dem Schirm gebildet hatten, da hatten wir die Karawane klargemacht, acht große Lastengleiter mit Luftkissen, die die Meilen zum fernen, blau schimmernden Gebirge zurücklegen würden. Der Treffpunkt war wie immer gestaffelt. Es gab drei Punkte, einen am Fuß der Gebirgszüge, kaum fünfzehn Meilen von uns entfernt, dann ein durch einen Zickzackkurs mit dem ersten Punkt verbundenes Basislager, und schließlich einen Treffpunkt, an dem die Ware übergeben wurde. Ich hatte hiervon keine Koordinaten. Die besaß nur ein Verbindungsoffizier Hansens, ein massiger Mann namens Hoffmann, dessen Vornamen ich nicht erfahren habe.

Er sollte uns ebenso begleiten wie Snorri Ekbrandsson, ein Soziologe, der im Basislager zurückbleiben würde. Seine Aufgabe war die Verstärkung des dortigen Teams von Soziologen, Biologen, Physiologen und Historikern, die versuchten, die Borrloos und ihre Lebensweise besser zu verstehen. Soweit ich das bis dahin mitbekommen hatte, waren sie noch nicht allzu weit gekommen. Glücklicherweise täuschte ich mich ...

... was soll das heißen: „Viel kann das ja nicht genutzt haben!“? Natürlich hat's mir geholfen. Ich habe nur noch nie von Soziologen viel gehalten und deshalb

nicht hingehört. Meine Schuld. Nachher habe ich es begriffen. Aber wenn ich GAR NICHT hingehört hätte, wären wir vielleicht ALLE in dem Zustand, in dem ich jetzt bin. Capisce? Hör gefälligst weiter zu!

Wir fahren los, als es etwa vierzehn Uhr planetarer Zeit war. Da die Welt ziemlich groß ist und sich nur langsam dreht, hat Borrland VII einen Tag von etwas mehr als zweiunddreißig Stunden. Aber die Tage sind nicht allzu helle, das liegt an der Distanz zum Muttergestirn. Aber wozu erzähle ich dir das, du hast mich ja aus dieser Scheißkühltruhe...

... na gut, dann versuche ich es demnächst halt etwas zahmer auszudrücken, wenn es deine zart besaiteten Ohren nicht aushalten, falls ich mal ein wenig ausfallend werde. Du hast mich also von diesem Mistplaneten runtergeholt, also weißt du auch, wie es da aussieht. Und natürlich auch, wie die Gleiter aussehen ...

... schöner Witz – „Die hatten sie gerade alle in der Inspektion“! Dass ich nicht lache. Du willst nur, dass ich länger rede. Na schön.

Die Gleiter sind Ovale von vierzig Metern Länge und achtzehn Metern Breite. Die Ränder sind gewölbt, etwa so wie die von Nährstoffbottichen, oben läuft ein Geländer entlang, damit man auch bei voller Fahrt nicht über die Kante kippen kann. Dann verschwindest du nämlich auf Nimmerwiedersehen im Pulverschnee von Borrland. Und glaube mal nicht, die Ebenen-Tunneler würden dich wieder hergeben. Kannst du knicken.

Oben auf den Gleitern sind lang gestreckte Kuppeln. Jedenfalls auf den meisten. Manche, die reinen Lastenschweber, die sind oben mit Quadern bedeckt, um die man einen halbtransparenten Windwall errichten kann ...

Aber nun genug des Geschwätzes. Wir fahren also los, und damit gingen die Probleme ebenfalls los ...

* * *

In dem bläulich schimmernden Zwielflicht kamen wir binnen einer Stunde zu dem Stützpunkt am Fuß der Berge. Eine seltsame Anlage, sage ich dir. Carter hat mir mal gesagt, das irdische Venedig habe so ähnlich ausgesehen. Auch auf Stelzen errichtet. Wenn du mich fragst: eher eine Bauweise, wie sie für Vögel denkbar ist. Die Siedlung lag drei Meter über dem Boden, nur die Stelzen ragten in den Boden. Und das auch nur dank eines Abkommens mit den Ebenen-Tunnelern.

Ich frozzelte, dass sie wahrscheinlich auch die Borrloos fragen würden, bevor sie fu ... hm ... bevor sie ihre Abluft rauslassen würden. Weißt du, was dieser Soziologe, der mit uns gekommen war, daraufhin völlig ernst sagte? Sinngemäß etwa: „Sie sind nur Händlerin, Sie können nicht unsere Forschungen und deren Implikationen verstehen. In der Tat ist das soziale Geflecht der Borrloos hier äußerst verletzt-

lich. Das haben wir schon herausgefunden. Wenn hier ein technologischer Schock eintritt, könnte eine Katastrophe die Folge sein, wie wir sie noch nicht erlebt haben.“

Das war natürlich eine ausweichende Antwort von ihm. Klar. Eierköpfe wie er reden gerne stundenlang um den heißen Brei herum, verständlich. Wenn sie sich nämlich allgemeinverständlich äußern würden, hörten sie sich genauso an wie Normalsterbliche, und das, obwohl sie studiert haben. Unter der Forscherschale steckt nämlich meiner Ansicht nach auch nur'n normaler Mensch, nur ein bisschen aufgeblasen ...

Wir ließen unsere Fahrzeuge an dem bodennahen Anlegekai und begaben uns auf die kreisförmige Großplattform, die von einer Zentralkuppel überragt wurde. Dort residierten die ganzen Eierköpfe. Hier gab's keine Wärmeglocke, der Bäume wegen, die auf so etwas empfindlich reagiert hätten. Negativ natürlich. Deshalb waren unaufhörlich Robots damit beschäftigt, Eis und Schnee wegzuhämmern und wegzuschaufeln. Die Metallstege waren rutschig wie mit Schmierseife eingerieben, und fast hätten wir auf der Schnauze gelegen. Ekbrandsson auch. Das habe ich mit innerem Grinsen zur Kenntnis genommen. Lachen konnte ich nicht so gut. Bei der Saukälte ...

... nun hör endlich auf, die Mimose zu spielen! Mann! Das ist ja nicht mehr zum Aushalten! Soll ich nun weitererzählen oder hier Schluss machen? Kann ich auch ... ha, das hast du so gerne nicht. Dachte ich mir doch. Na schön. Dann mal weiter im Text. Und wenn mir wieder was rausrutscht, dann hör einfach drüber hinweg. Du weißt doch selbst, dass die Sache gleich losgeht.

* * *

Der Boss dieser Station hieß Herzon Lardigg. Und er war gelernter Verwaltungsfachmann. Mit der Sache, die sich vor weniger als einer Stunde hier ereignet hatte, war er mithin völlig überfordert.

Die Station sah aus, als würde sie belagert. Die Borrloos, Dutzende, ach was, Hunderte wohl, belagerten sie in der Tat regelrecht. Du weißt ja, wie die Kerle aussehen. Pelzige Knäuel mit ölig glänzendem schwarzem Fell, gelblichen Knopfaugen in den Kopffalten und ansonsten aussehend wie eine Kreuzung zwischen diesen ekelhaften Faltenhunden und Ratten. Sie gehen zwar – uns zuliebe, wie Hoffmann meinte – auf zwei Beinen, bewegen sich auf allen Vieren jedoch viel rascher fort.

Und es waren, ungelogen, sicherlich hundert, hundertfünfzig von ihnen da, wimmelten zwischen den Kuppelbauten herum und stießen ihre Schreie aus, die immer so ein bisschen an das Winseln von jungen Hunden oder Katzen erinnern. Jämmerlich. Und jeder in einer anderen Tonlage. Sie scharrt mit ihren Vorderpfoten, die mit scharfen Krallen besetzt sind, mit denen sie sich springend von

Baumstamm zu Baumstamm oder von Krone zu Krone fortbewegen. Die Ebenen-Tunneler benutzen sie, um in irrer Geschwindigkeit die Tunnel zu buddeln.

Es fiel auf, dass es sich offenbar hauptsächlich um Graupelze handelte – also um Junge, kaum mal drei, vier Jahre alt. In dem Alter sind die Borrloos schon ziemlich helle. Das müssen sie auch sein, ihre Lebenserwartung beträgt ja gerade mal zweiunddreißig Standardjahre. Später werden sie blaupelzig und sind damit auch für natürliche Feinde besser im Schnee zu erkennen. Die Biologen meinten, das sei von der Evolution so eingerichtet, um die Fittesten der Art am Leben zu erhalten. Und das sind die Jungen, Unauffälligen. Wenn sie blaupelzig werden, sind sie ja nicht mehr geschlechtsreif ...

Wir drängelten uns also so durch und kamen allmählich zu einem freien Platz vor der Zentralkuppel, wo Lardigg in dickem Pelzanzug stand und versuchte, mit Hilfe seiner Wissenschaftler die Borrloos zu beruhigen. Irgendetwas lag neben ihm in einer Wanne und war zugedeckt. Ich muss zugeben, mir war ziemlich übel zumute, als ich das sah. Das sah mir nämlich verdammt nach einer Leichenwanne aus. Damit sollte ich auch Recht behalten.

Hoffmann, wahrscheinlich der kompetentere Mann als ich, verlangte natürlich sofort von Lardigg zu wissen, was hier eigentlich vorging. Als die Borrloos das mitbekamen, wurden sie ruhiger. Endlich, war wohl ihre Ansicht, passierte etwas.

Die Sache war ganz einfach.

Es herrschte Krieg.

* * *

Krieg auf Borrlund VII – Krieg unter diesen friedfertigen Fellbündeln, die so etwas wie Waffen gar nicht kannten? Für uns eine ziemlich unvorstellbare Sache. Die Soziologen waren aber offenkundig weniger überrascht als besorgt. Sie schienen das schon lange erwartet zu haben.

Die Borrloos, die sich auf der Plattform drängten, waren die Neulinge der Hüter der Wälder, und sie hatten, wie sich nun allmählich herausstellte, von den Ältesten verlangt, dass man doch den Schutz der Händler suchen solle. Die Älteren hatten, traditionsbewusst, wie sie waren, das kategorisch abgelehnt. Da waren also die Jungen unter Führung eines Feuerkopfes, wie wir sagen würden, losgezogen, um auf eigene Faust die Handelsmission um Hilfe zu ersuchen.

„Und weshalb sollten gerade wir uns in eine planetare Auseinandersetzung einmischen?“, erkundigte ich mich. „Unsere Händlerstatuten sagen aus, dass uns das untersagt ist. Wir können dabei mit dem Entzug der Handelslizenz auf Lebenszeit bestraft werden, was mit Vernichtung der eigenen Karriere gleichzusetzen ist.“

„So, wie ich das mitbekommen habe“, erklärte kurz darauf der Stützpunktleiter, als wir im mäßig temperierten Konferenzsaal der Station waren, „ist das sogar diesmal unsere Verpflichtung. Denn die Waffen, die zur Destabilisierung der sozialen Situation auf Borrlund VII beitragen, wurden von Händlern importiert.“

„Die Borrlund-Schweine!“

„Ganz recht. Die Mission dort handelt mit den Nomaden und hat ihnen offenkundig Hightech zugesichert für ihre Mithilfe, Ortungsbojen aufzustellen. Unter dieser Hightech müssen sich auch Waffensysteme befinden.“

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Borrlunds so idiotisch sein würden, ihren Verbündeten Waffen in die Hände zu geben. Das drückte ich auch unmissverständlich aus. Keiner sägt sich schließlich den Ast ab, auf dem er selbst vorhat, noch eine Weile zu sitzen. Besonders Händler nicht.

„Tatsache ist aber“, erklärte Lardigg, „dass die Nomaden nach unseren Informationen ihre traditionellen Routen verlassen haben und sich auf dem Weg in die Bergwälder befinden. Sie führen Krieg gegeneinander.“

Das konnte ich nicht begreifen. Bis Hoffmann das Wort ergriff und zu erklären begann.

Laut der Stammesgeschichte des Borrloo-Volkes war es in grauer Vorzeit, als die Welt noch hell und warm gewesen war, also vor vielen Jahrtausenden, so gewesen, dass die Borrloos in den Ebenen gesiedelt hatten. Dort waren fruchtbare Felder gewesen, und es hatte große Siedlungen und sogar Städte gegeben. Damals hatten die Bergwälder als Sitze der Götter gegolten und niemand, eine kleine Priesterkaste ausgenommen, hatte sie jemals aufgesucht.

Dann war die eiszeitliche Katastrophe über die Welt hereingebrochen, und die Felder waren gefroren, große Hungersnöte hatten sich ausgebreitet, Epidemien waren gefolgt, Hunderttausende waren kläglich umgekommen. Und es hatte einen Kampf um Ressourcen gegeben, bei dem sich drei Gruppen schließlich behaupteten. Das eine waren die Traditionalisten, das zweite die Priesterschaft mit ihrer Soldatenkaste, und das dritte eine Gruppe, die nomadenhaft auf die Wanderschaft zu gehen bereit war.

Die Priester erzwangen mit ihrer militärischen Kraft einen Waffenstillstand zwischen den Parteien, die überlebt hatten. Und sie erzwangen weiterhin eine fast vollständige Demilitarisierung und weiterhin eine neue Weltordnung. So sollten sich die Traditionalisten, die wir heute als Ebenen-Tunneler kennen, um die Reste der alten Kultur kümmern, und ihnen sollte verboten sein, jemals die Oberfläche zu besuchen. Sie sollten umgekehrt auch jedermann den Zugang zu den Stätten der Ahnen und den dort möglicherweise lagernden Waffen verwehren.

Die Nomaden, die heutigen Wanderer, durften sich nirgendwo dauerhaft niederlassen, und insbesondere die Berge sollten für sie tabu sein bis in die fernste

Zukunft hinein. Sie wurden entwaffnet und durften nur das behalten, was für den Lebensunterhalt notwendig war.

Die heutigen Hüter der Wälder, die Nachkommen der alten privilegierten Priesterkaste, hatten sich während der eiszeitlichen Katastrophe auf die Bergrücken geflüchtet, unter die wärmenden Mäntel der Wälder, und es erging ihnen weitaus besser als den anderen Gruppen, die größtenteils zugrunde gingen. Dieses sichere Domizil erschütterte allerdings auch den altgewohnten Götterglauben, und so wurden für sie die Wälder zu den Gottheiten, die sakrosankt waren. Eine Gemeinschaft aber, die über Jahrtausende hinweg keinerlei Veränderungen ausgesetzt ist, stagniert, und das war schließlich auch mit diesen Borrlöos der Fall. Sie degenerierten, vergaßen die Waffenkunst, schließlich hatten sie sich selbst auch gründlich demilitarisiert, nachdem sie festgestellt hatten, dass die Eiszeit keine kurzfristige Sache von ein, zwei Jahrhunderten, sondern von einigen tausend Jahren war. Sie konnten nicht, wie ursprünglich wohl geplant, nach der Eiszeit ihre alte soziale Stellung als allmächtige Kaste über dem gesamten Volk wieder antreten. Die war wohl vorher auch nicht unbestritten gewesen.

Nun, jedenfalls kamen nun nach Jahrtausenden die Borrlöos und begannen, sie mit einer völlig fremdartigen Welt zu konfrontieren, und vor allen Dingen mit TECHNIK, die sie nur noch aus Überlieferungen der grauen Vorzeit kannten.

Und damit begann das Dilemma. Denn die Nomaden waren keineswegs so vergesslich wie die Priester. Unter ständigem Überlebensdruck stehend, hatte sich in ihnen ein Hass auf die Bergpriester verfestigt, der ein fest gefügtes Feindbild darstellte. Nur die Angst vor der übernatürlichen Macht der Priester hielt sie vor Übergriffen zurück. Aber als sie nun von den Borrlöos-Händlern Unterstützung bekamen, begannen sie, die Gesellschaftsordnung aufzubrechen.

Das war die Situation.

„Wenn wir Pech haben und nichts unternehmen“, fuhr Hardigg seufzend und mit sorgenschwerem Gesicht fort, „dann haben wir bald keine Handelspartner mehr, sondern müssen uns komplett von Borrlöos VII zurückziehen. Bis wir die Oberste Handelskammer auf Platon II informiert haben, bis die entschieden haben und uns Hilfe schicken, vergehen Wochen. Wenn die Borrlöos den Wanderern weitere Waffen geben, werden die Hüter der Wälder komplett ausgerottet sein – und es ist durchaus nicht sicher, dass es damit aufhört.“

* * *

Ich fragte damals, ob sie denn mit den Borrlöos-Händlern umgehend Kontakt aufgenommen hätten. Das war noch nicht geschehen, weil die Zeit zu knapp gewesen war. Also wurde das nachgeholt, während wir da waren.

Freilich stritt Ole Borrlund, der Händlerfürst der hiesigen Niederlassung, alles ab. Klar: Waffenhandel an technisch unterlegene Völker war eine handelsrechtliche Todsünde. Niemand würde das zugeben, es sei denn, er war scharf auf zwanzig Jahre Strafarbeit auf einer Minenwelt in der Großen Magellanschen Wolke. Da musste man aber schön blöd sein.

Wir hätten also den Nachweis zu führen, hieß es.

Unser einziger Nachweis war ein Borrloo, der in einer Leichenwanne auf der Plattform lag. Er sah scheußlich aus, als ob man ihn gehäutet hätte, ein fell- und hautloses Bündel von rohem Fleisch. Ich konnte mir keine Waffe vorstellen, die das bewirkte, und da war ich nicht alleine. Untersuchen konnten wir den armen Kerl nicht, weil ein Tabu der Borrloos, das sogar von den Jungen eingehalten wurde, uns daran hinderte. Mehr als der Augenschein blieb uns also nicht.

Wir beschlossen also, leidlich bewaffnet den Weg zu den Älteren anzutreten und den Kontrakt noch einmal zu erfüllen. Danach würden wir uns um diese Nomadensache kümmern.

Es sollte nicht mehr dazu kommen.

* * *

Wir fahren verkleinert weiter. Sechs Lastenschweber und zwei normale Gleiter, besetzt mit insgesamt zwölf Personen, von denen neun unserem Bodenkommmando von der SPACE MERCHANT entstammten. Die anderen waren Dolmetscher und Hoffmann.

Es ist schon ein erhebendes Gefühl, wenn du unter den riesenhaften Baumkolossen durchfährst, in das düstere Zwielflicht hinein, das nur von den Scheinwerferbatterien der Gleiter aufgehellert wird. Unter uns zischte der Schnee, ansonsten war es fast unnatürlich still in diesem ungeheuren Wald.

Leider kreisten meine Gedanken um andere Themen, als diese Bäume, und ich konnte die Sache so gar nicht genießen. Ich dachte an das Dilemma, in dem wir steckten und beschloss, ohne die anderen zu informieren, einen Vermittlungsversuch zu machen ... ja, genau das ist es, weshalb man mich verurteilen will. Von wegen „Einmischung in innere Angelegenheiten des Planeten Borrlund VII“. Natürlich habe ich mich eingemischt. Aber das war ja wohl unvermeidlich.

An dem nächsten Halt, auf einer felsigen Lichtung zwischen den Baumriesen, wo wir endlich auf dem Boden des Planeten aufsetzten, befanden sich keine Terraner. Nur eine von den Händlern aufgebaute Art von Empore aus Kunststoff, die leicht wieder abzutransportieren war, deutete darauf hin, dass hier ein Treffpunkt mit einem der Borrloos aus den Wäldern war.

Ich stieg mit Hoffmann, Jacqueline Derradier und den Dolmetschern sowie zwei weiteren Handelsexperten aus und ging zu der Empore hinüber, einem Halbrund von dreißig Metern.

Hoffmann erklärte mir, dies sei ein Vermittlungsforum, gemäß den Vereinbarungen mit den Hütern der Wälder rekonstruiert.

Eingepackt in dicke Kombinationen warteten wir in der beißenden Kälte einige Minuten darauf, dass der Vertreter der Borrloos kam.

Natürlich hatten sie uns längst gehört. Ihre Ohren sind sehr empfänglich für die Schwingungen, die die Düsentriebwerke der Schwebler produzieren. Sie hören uns schon auf acht Meilen Distanz.

Es waren fünf Borrloos, die sich uns von der linken Seite der annähernd runden Lichtung näherten. Dunkle, blaue Greise. Außer der Farbe sahen sie ganz genauso aus wie die Jungen. Irgendwie fast possierlich, aufrecht gehende Ovale aus Fell, mit dünnen Ärmchen und stämmigen Beinen.

Sie kamen näher und hatten uns fast erreicht, als auch auf der anderen Seite eine Gruppe von Borrloos auftauchte, erheblich zahlreicher und grauer.

Wir blickten etwas verdutzt von der einen zur anderen Gruppe. Hoffmann meinte gepresst, es handele sich bei den Neuankömmlingen um Nomaden. Wir sollten uns ruhig verhalten und ja keinen Anlass zur Eskalation der Geschehnisse geben. Also unterließ ich es, die Waffen scharf machen zu lassen. Wir hatten ein paar Schocker dabei, ich sogar eine Multiwaffe. Aber wir hatten nicht vor, sie einzusetzen. Vielleicht wollten die Borrloo-Gruppen ja auch verhandeln.

Naive Narren, die wir waren!

Der erste heftige Wortwechsel, von einer Seite des Halbrunds zur anderen belehrte uns eines Besseren. Die Dolmetscher sagten übereinstimmend aus, dass das Geschnatter der alten Borrloos deutlich genug pure Ablehnung ausdrückte. Sozusagen ein Hinauswurf auf verbale Art.

Die Jungen schnatterten und quiekten zurück. Da war die Rede von Machtwechsel, Herrschaft der Alten und Wiederherstellung einer demokratischen Ordnung. Notfalls mit Gewalt.

Das regte die Alten natürlich heftig auf.

Ich merkte, dass sie dieser Bewegung recht hilflos gegenüberstanden und dass alles, was sie zustande bringen würden, nicht mehr als Theaterdonner sein konnte.

Also griff ich selbsttätig ein.

* * *

Von nun an beginnt eigentlich das, wessentwegen man mich verurteilen möchte. Es trifft, wie ich immer so schön sage, stets die Falschen. Immer nämlich setzen sich die durch, die die Macht haben, die Chauvinisten, die Nationalisten, die Rassisten, die Herrschenden – es ist überall derselbe Sch ... Mist.

Ich scherte also aus der Gruppe aus und ging hinüber auf das Halbrund selbst zu, vor dem wir bislang gestanden hatten. Die Kante war nicht allzu hoch, mit einem Sprung zu überwinden, dann stand ich auf dem geriffelten grauen Kunststoff und blieb mitten zwischen den Konfliktparteien stehen.

Natürlich waren alle zuerst wie vom Donner gerührt. Darin ähneln sich Borrloos und Terraner sehr.

Und dann redeten alle durcheinander. Die Borrloos beider Fraktionen ebenso wie auch meine lieben Begleiter. Am meisten regte sich natürlich Hoffmann auf. Mir gefiel das direkt. Endlich zeigte er mal, dass er so etwas wie Nerven doch hatte.

Ich solle zurückkommen, ich würde die Verhandlungen gefährden, den Konflikt eskalieren lassen, das meinte in erster Linie Hoffmann. Man solle gegen mich einen Prozess anstrengen wegen Einmischung in innere Angelegenheiten des Planeten, argumentierte irgendein Idiot von den Gleitern aus. Vermutlich war das Geraldine Enscher, die es mir noch immer übel nimmt, dass ich das Kommando über die SPACE MERCHANT bekommen habe, obwohl sie sich für die Befähigtere hält ... ach, danke, dass du meinen Verdacht bestätigst.

Nun, jedenfalls ging ich langsam auf die Wanderer zu und dokumentierte mit meinen offenen Händen, die ich gegen sie erhob, dass ich in friedlicher Mission kam. Dennoch hing meine Multiwaffe entschert an der Hüfte. Völlig naiv bin ich ja nun auch nicht, und wenn die Kerle Zoff haben wollten, sollten sie ihn ruhig bekommen. Das würde dann schon eine nachhaltige Wirkung haben. Vor allen Dingen dann, wenn sie eine tödliche Waffe dabei hatten.

Sie hatten.

Ich war gerade fünf Meter weit gekommen, als einer der vorderen Wanderer die Todeswaffe zog.

Im ersten Moment erkannte ich nicht genau, was es war. Und dann war es eigentlich schon zu spät, denn er feuerte bereits auf mich. Das einzige, was ich noch machen konnte, war, meine eigene Waffe hochzureißen und auszulösen ...

... ich sage dir, es ist ein widerliches Gefühl, das zu fühlen, was mich durchraste. Der Ionenstrahler war auf höchste Leistung eingestellt worden, eine Sache, die eigentlich nicht gut gehen konnte. Leider weiß ich alles, was danach passierte, nur von Schilderungen der anderen her. Ich selbst war bewusstlos, bevor ich den Boden berührte.

Unmittelbar während ich stürzte, brachen mindestens ein Dutzend der Wanderer zusammen, darunter auch der Schütze. Der Rest der aufständischen Borrloos verließ in kopfloser Flucht die Lichtung und verschwand schnatternd im Walde.

Die restlichen Mitglieder meiner Crew eilten von den Fahrzeugen rasch auf mich zu, und Doc Samyth untersuchte mich, um mich gleich darauf zu betäuben und in den nächsten Gleiter zu verfrachten, der mich so rasch als möglich zurückbrachte.

Der Kontrakt wurde abgeschlossen, die Frage um die Verteidigung durch die Händler gegen die Nomadenübergriffe blieb ungeklärt und unbehandelt. Die Alten waren wohl noch zu schockiert über den Bruch ihrer Traditionen. Dass sie durch mein Handeln dem Tod entgangen waren, schienen sie gar nicht zu begreifen.

Die betäubten Borrloos wurden der Lynchjustiz, die sicherlich eingesetzt hätte, durch die Händlervertretung entzogen, ebenso wurde die Waffe konfisziert und untersucht. Dabei wurde – natürlich – festgestellt, dass sie Borrlund-Erzeugnis war, und durch die Verhöre war die Schuld unserer Gegner einwandfrei erwiesen. Nur gibt es da einen Wermutstropfen, weil ... es keine Waffe war. Deshalb können wir sie also nicht belangen. Sie werden nach Paragraph 82, Absatz 6 und 7 sicherlich eine Konventionalstrafe zahlen müssen und einige ihrer Waren auf den Index für Borrlund VII setzen. Aber das wird's auch schon gewesen sein. Das wird die Lage auf Borrlund VII nicht nennenswert erleichtern ...

* * *

Ich blickte den Tank erwartungsvoll an, aber Hazel war offensichtlich mit ihrer Erzählung am Ende.

„Nun, und was WAR das für eine Waffe, die dich so zugerichtet hat?“, wollte ich wissen. „Ich meine, eine Waffe, die die Borrloos förmlich zu häuten versteht und dir die gesamte Hautoberfläche versengt und jeder Behaarung beraubt, das ist doch eindeutig eine Waffe!“

Hazel lachte blubbernd aus dem Nährlösungstank. „Das denkst du. Es ist keine Waffe für uns. Du kennst doch sicherlich die Haarsalons an Bord von Passagierlinienlinern. Da gibt es ein Instrument, das sehr sauber für Haarschnitte verwendet werden kann. Meistens führen es – der Genauigkeit wegen – Roboter.“

Es handelt sich um einen Ionenstrahler, dessen konzentrierte Strahlen bis auf eine gewisse Länge Haare zertrennen. Es gibt so etwas Ähnliches auch im Gartenbau. Wenn du jedenfalls die erstgenannten Ionenstrahler nimmst und sie an solche Wesen wie die Borrloos verkaufst, ist das sicherlich ihrer Fellpflege förderlich. Aber die Nomaden waren natürlich nicht auf den Kopf gefallen. Als sie merkten, dass man die Stärke verstellen konnte, versuchten sie vermutlich, ihre Nahrung damit zu jagen,

zum Teil sind das Eiwürmer, ebenfalls stark behaart. Und dabei müssen sie diesen Entpelz-Effekt festgestellt haben. Dann war es nur noch ein kleiner gedanklicher Sprung hin zum Mord an einem Artgenossen und zum Aufstand mit dieser neuartigen, für Borrloos tödlichen Waffe.“

Ich fröstelte und sah auf den unpersönlichen Tank. „Du hast Schwein gehabt, Hazel, ist dir das klar?“

„Gewaltiges“, stimmte sie zu. „Hätte ich die Kälteschutzmontur nicht angehabt, wäre ich wohl von der Dosis geröstet worden und ebenso gestorben wie der arme Hüter der Wälder. Aber dafür“, fuhr sie fort, „haben wir den Konflikt etwas vertagt. Vielleicht haben wir eine Revolution verhindert.“

Ja, das war möglich. Natürlich hatte ich meine eigenen Gedanken während Hazels Erzählung nicht ausgeschaltet, und ich musste offen gestehen, dass mir die Vorgeschichte der Priester gar nicht gefiel. Sie war diktatorisch, und wir machten, wenn man so wollte, Geschäfte mit postdiktatorischen Gerontokraten. Andererseits – es war unser Gesetz, nicht in die internen Machtstrukturen auf Planeten einzugreifen. Das enthob uns nicht gänzlich der moralischen Verantwortung. Ich sagte das Hazel auch noch einmal.

„Ach du“, fuhr sie mich an. „Gordon, ich wusste ja immer schon, dass du ein Moralist bist. Aber mit der Einstellung kommst du als Händler nicht weiter. Lass es dir von einer alten Raumwölfin gesagt sein. Als Händler hast du dich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Wenn du sie ändern willst, bist du ein Revoluzzer, und die sind bislang alle gegen die Wand gelaufen oder von ihrer eigenen Entwicklung aufgefressen worden. Mein guter Rat an dich: hör auf, großräumig zu denken und lass dich nur von den Entwicklungen lenken, die du selbst in die Wege leitest. Alles andere bringt nichts.“

Wir diskutierten ergebnislos noch eine Weile miteinander, dann begab sie sich erschöpft zur Ruhe und schaltete die Verbindung aus.

Auch ich hatte eine Denkpause dringend verdient. Und während ich in dem kleinen Cockpit des Raumschiffes saß und auf die leisen Maschinengeräusche hörte, da fragte ich mich, ob Hazel Braers Antworten wirklich der Weisheit letzter Schluss sein konnten.

Und ich fand keine Antwort.

Nun, bis Platon II war es noch weit. Ich würde jede Menge Zeit zum Nachdenken haben. Und brauchen.

ENDE

© 1995 by Uwe Lammers

Gifhorn, den 21. September – 22. Oktober 1995

Abschrift: Braunschweig, den 13. Dezember 2018

NeufORMATIERUNG: 24. Januar 2021

An die Geschichte selbst ist noch eine Seite angefügt, die handschriftlich mit Bleistift ausgeführt wurde. Sie enthält Hintergrundinformationen und eine Vorabskizze, datiert auf den 21. September 1995, 00.08 Uhr morgens. Der Text lautet folgendermaßen: „Der Entpelzer* SF-Kurzgeschichte. Auf einem winterlichen Planeten bekämpfen sich zwei Stämme der pelzigen BORRLOO [im ersten, gestrichenen Ansatz offenbar BOOCLOO genannt], die mit den Terranern befreundet sind. Diese haben nur eine Handelsmission vor Ort, da diese Welt untertechnisiert ist. Als sich aber ein ernsthafter Konflikt anbahnt, sollen die T. zugunsten der unterlegenen Partei eingreifen, denn die Gegenseite hat eine ABSOLUT TÖDLICHE WAFFE* entwickelt.

Als ein Händler zwischen die Fronten gerät, passiert Unglaubliches...!

Titelvorschlag: Kleiner Zwischenfall auf Borrlund XII“

Man sieht hieran, dass die Grundstruktur noch eine deutlich andere war als später in der Ausführung. Insbesondere der anfängliche Titel, der den Storyplot sofort verraten hätte, musste natürlich geändert werden. Der Widerspruch zwischen Untertechnisierung und Waffenentwicklung wurde ebenso aufgelöst wie die stellare Position des Planeten korrigiert wurde (Borrlund XII wurde zu Borrlund VII). Auch erkennt man hier deutlich, dass ursprünglich nicht gedacht war, diese Geschichte im rudimentären Kosmos des Explorer-Kommandos spielen zu lassen oder die Hauptperson zu einer Frau zu ändern. Das hat der Story insgesamt aber gut getan, wie ich finde.



Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub

von Roland Triankowski

Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub

Perry-Rhodan-Story von Roland Triankowski, die pseudoantike Steamfantasy-Variation des ersten Perry-Rhodan-Romans stammt aus dem Jahr 2012.

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub – Mobi
Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub – ePUB
Perrikles der Okeanide: Die Fahrt der Sternenstaub – PDF

*Singe mir Muse von ruhmreichen Taten des Okeaniden!
Perrikles und seine Mannen verlassen auf Ponders Geheiß
Iorkos Gestade zu kunden die Wege durch Herakles' Säulen.
Sternenstaubs Planken wohl unter den Sohlen befahren das Meer sie.
Dort aber harren gar schrecklich Gefahren der tapferen Schar.
Nie hatte jemand mit ihnen gerechnet, die kamen von fern.*

1.

Die polis war an diesem Tage schon vor der Sonne erwacht. In leiser Prozession war der König von Iorkos mit seinem Gefolge vom Palaste zum Hafen gezogen und hatte dort Quartier im Hause eines Händlers bezogen. Merkantor war glücklich, den mächtigen König Ponder bei sich beherbergen zu dürfen. Doch war die Wahl auf seine Behausung nicht nur wegen ihrer Größe oder der Nähe zum Hafen gefallen. Merkantor war nicht nur der reichste Händler der polis, nein er war ob seiner hervorragenden Kontakte in allen Ländern rund um das Meer einer der wichtigsten Berater des Königs.

Gerade hatte ein Bote berichtet, dass sich das Volk schon zu so früher Stunde zahlreich am Hafen versammelt habe. Merkantor hatte den Bericht entgegengenommen und trat nun schweigend an des Königs Seite. Dieser stand an einem großen Fenster, den Blick gen Osten zum Hafen gerichtet. Eos hatte bereits ihre kurze Herrschaft übernommen und kündigte so die strahlende Ankunft des Helios an.

„Was spricht das Volk?“, sagte der König schließlich, ohne seinen Blick von der Morgenröte abzuwenden.

„Wenig“, antwortete Merkantor. „Die meisten stehen schweigend und harren der Dinge. Einige rätseln jedoch, warum ihr weiser König in diesen angespannten Zeiten Iorkos' größten Helden eine Arbeit verrichten lässt, die bislang jedem den Tod gebracht. Sie können es sich nicht erklären.“

Da der König darauf schwieg, ergriff Katsos, ein weiterer seiner Ratgeber, das Wort: „Sprecht zu ihnen, Herr! Erläutert eure Ratschlüsse! Nichts wäre schlimmer, als dass sich Gerüchte im Volke verbreiten.“

Ponder blickte seinen Ratgeb kurz an, antwortete jedoch nicht.

„Laimon!“, rief er stattdessen.

„Mein König?“ Der alte Weise trat nun ebenfalls an Ponders Seite.

„Wie steht es um das Schiff?“

„Die Sternenstaub ist in hervorragendem Zustand“, sprach der Schiffsbaumeister nicht ohne Stolz. „Ich selbst habe sie am Abend inspiziert. Jede Planke, jeder Tampen und jeder Tropfen Teer ist an seinem Platze. Ich kenne keinen Sturm und keinen Strudel, in die ich dieses Schiff nicht sorglos schicken würde. Wenn ein Schiff es sicher hinter die Säulen des Herakles und zurück schafft, dann dieses.“

Da nickte der König bedächtig und sprach: „Genau dies sind die Erläuterungen, die ich dem Volke geben werde.“

Die ersten Sonnenstrahlen stießen in den Himmel, als König Ponder zum Hafen schritt. Das Volk bildete schweigend eine Gasse und ließ ihn so bis zum Anleger der Sternenstaub vortreten.

„Wieso schickt Ihr unsere größten Helden in den Tod?“, schallte da ein Ruf aus der Menge.

Die Hand des Königs fuhr nach oben, ehe seine bewaffneten Begleiter nach dem Rufer suchen und ihn ergreifen konnten. Bedächtig wandte er sich zu seinem Volke um und sprach:

„Dieses Schiff ist ein Meisterstück lorkischer Handwerkskunst. Meister Laimon hat es entworfen und von Kiel bis zur Mastspitze berechnet. Jede Planke folgt exakt den mathematischen Gesetzen, sodass sich jedes Teil ineinanderfügt, als wäre das Schiff aus einem Stück gefertigt. Es ist das beste Schiff, das jemals in diesem Hafen stand.“

Und wir werden der Welt, wir werden Sinion zeigen, dass es das beste Schiff ist, das jemals die Meere befahren hat. Wer anderes, als die beste Besatzung der Welt, angeführt von unserem größten Helden Perrikles, kann diesen Beweis erbringen? Die Krieger Sinions werden erzittern – ja König Maon selbst wird vor Furcht kaum schlafen können –, wenn die Sternenstaub heil von den Meeren hinter den Säulen des Herakles zurückkehrt. Und das wird sie!“

Mit seinen letzten Worten wandte er sich ab. Das aufkommende Gemurmel ignorierte er und überließ es Laimon und Katsos, weitere Details über die Sternenstaub und die geplante Route zu erläutern.

* * *

Mit den ersten Strahlen der Sonne schlug Perrikles die Augen auf. Er genoss den kurzen Moment des Erwachens, des Bewusstwerdens der eigenen Existenz. Leib und Geist waren frisch und erholt nach dem exakt bemessenen Schlaf. So erhob sich der Okeanide und blickte sich zu den Gefährten um, die mit ihm in dem Schlafraum genächtigt hatten.

Von einem der Lager erklang nun ein Stöhnen und Schnaufen – der gewaltige Philipos erwachte mit dem üblichen Brimborium.

Ein anderer als Perrikles hätte dabei womöglich nicht bemerkt, dass nun auch Manolos die Augen öffnete. Der Blick der beiden Helden traf sich und ein Lächeln umspielte ihre Züge.

„Hat man nach mir geschickt?“ Des Philipos tiefe Stimme zerriss die Stille.

„Warum sollte man?“, antwortete Manolos mit einer Gegenfrage. „Glaubst du, dass sich über Nacht deinen zahlreichen Sprösslingen einer hinzugesellt hätte?“

„Unsinn!“, rief Philipos. „Spotte du nur! Ich Sorge mich nun mal um meine Sippe. Was meinst du, für wen ich das alles hier auf mich nehme?“

Da gefror das Lächeln auf des Okeaniden Lippen.

Mit tonloser Stimme sprach er: „Wie meinst du das, Philipos? Erwartest du schnöden Mammon für diese Arbeit? Für deine Sippe ist bis ins dritte Glied gesorgt. Von unse-

ren Zügen hast du Schätze und Sklaven mehr als genug heimgetragen. Tue diese Fahrt nicht für Gold!“

Da erhob sich der große Philipos ganz von seinem Lager und baute sich vor dem anderen auf.

„Nein, Perrikles“, sprach er leise. „Ich tue diese Arbeit nicht für Gold und nicht für Sklaven. Der Ruhm der Nachwelt allein ist es, den ich mir erhoffe. Es ist unser aller Schicksal ins Totenreich zu fahren und der Vergessenheit anheim zu fallen. Namen- und stimmlose Kreaturen werden wir sein. Der Ruhm allein ist es, der uns über den Tod hinweg vor dem Vergessen bewahrt. Und nur wenn ich ein Fürst unter den Toten bin, kann ich auch dort für die Meinen sorgen, wenn sie mir dereinst in den Hades folgen.“

Der Okeanide musterte den Gefährten streng, blickte ihm tief in die Augen, als wolle er dort die Lauterkeit seiner Worte ergründen.

Ehe das Schweigen der Beiden unerträglich werden konnte, ergriff Manolos das Wort: „Wie steht es eigentlich um unseren Vierten im Bunde? He! Buphalos! Gedenkst du heute auch noch zu erwachen?“

„Hammel!“, tönte es vom vierten Lager. „Seit Stunden bin ich wach. Bei eurem Getöse kann ohnehin kein Mensch schlafen.“

Da lachte Philipos auf und wandte sich von Perrikles ab.

„Ein wahrer Freund ist er, unser Buphalos“, rief er mit voller Stimme. „Für unsren wohlverdienten Schlaf vermag er den süßen Schlummer eines Säuglings vorzutäuschen und flacher noch zu atmen denn ein Toter.“

Die Gefährten stimmten in sein Gelächter ein, kleideten sich scherzend an und gürteten ihre Waffen. Zu viert verließen sie das Gästehaus und traten den Weg zum Hafen an. Ihr Weg war bald gesäumt von Bürgern, die ihren Helden zujubelten. Doch war auch Sorgen in den Blicken vieler zu erkennen.

Während Buphalos und Philipos miteinander feixten und dem Volke zuriefen, trat Manolos an des Okeaniden Seite und frug ihn leis: „Und du, Perrikles? Warum nimmst du diese Arbeit auf dich? Aus Reichtümern hast du dir nie etwas gemacht. Nicht einen Sklaven hast du je für dich arbeiten lassen. Keine Sippe wartet irgendwo

auf dich. Und Ruhm – welchen Ruhm willst du noch erringen? Du wärest nach der Philosophie des Philipos schon jetzt ein König im Totenreich. Ein Wort von dir genügt und das Volk würde dich sogleich zum König von Iorkos erheben.

Warum also lässt du dich von Ponder durch die todbringenden Säulen des Herakles schicken?“

Perrikles' Antwort kam ohne Zögern: „Ich brenne darauf zu schauen, was dahinter liegt.“

2.

Der Jubel des Iorkischen Volkes war lange verklungen und hallte in den Ohren der Helden nurmehr wehmütig nach. Den vierten Tag weilten sie nun auf See. Heute Morgen hatten sie den Hafen von Monos verlassen. Der kleine Fischerort war ein Verbündeter Iorkos' und lag auf der südlichsten der Danaischen Inseln. Mit dem heutigen Tag verließen sie die Danaerbucht und fuhren auf das offene Thalassomeer hinaus.

Perrikles stand allein an der Ruderpinne und schaute gen Westen. Es sollte noch eine Woche dauern, ehe sie die Säulen des Herakles am Horizont erahnen würden. Dennoch hing sein Blick wie gebannt an der Horizontlinie. Poseidon schien ihnen wohlgesonnen. Das Meer war spiegelglatt und kein Lüftchen regte sich. Dennoch nahm der Okeanide den rauen Gesang der Ruderer kaum wahr, mit dem diese ihren Rhythmus hielten.

Seine Gedanken waren auf ihr Ziel gerichtet. Er hatte sie gesehen, die wilden Strudel zwischen den Säulen. Die tückischen Strömungen hatten bereits an seinem Schiff gezerrt. Er hatte sich damals losreißen können. Näher als Perrikles war nie ein Seefahrer an die Säulen herangekommen – und wieder heil zurückgekehrt.

Doch der Anblick dessen, was dahinter lag, hatte sich tief in seinen Geist eingegraben. Einige Philosophen hatten ihm später gesagt, dass er das ursprüngliche Chaos geschaut hatte. Er aber glaubte lieber jenen, die behaupteten, dass der große Ozean ein vielleicht wilderes aber doch nur ein weiteres Meer war, in dem vielleicht ...

„Möchtest du wirklich auch auf die Ruderbank?“

„Selbstverständlich“, antwortete Perrikles dem Buphalos, der soeben an seine Seite getreten war. „Jeder an Bord tut seinen Dienst. Übernimm die Pinne, ich werde deinen Platz am Ruder einnehmen.“

Buphalos nickte und ergriff das Steuer, während Perrikles zur Ruderbank schritt. Der Freund kannte die Grundsätze des Helden. Perrikles reiste stets nur mit freien Männern und war sich nie zu schade, dieselbe Arbeit wie ein jeder an Bord zu tun.

Perrikles legte sich in die Riemen und stimmte in den Sang der Ruderer ein. Jeder der vier Dutzend Männer war ein hervorragender Seefahrer, der alle Küsten des Thalassomeeres kannte. Perrikles kannte sie alle mit Namen und ihre Taten waren ihm bekannt. Doch er wusste auch, dass Ponder dafür hatte sorgen lassen, dass der ein oder andere unter ihnen war, der Sinion oder einer der anderen poleis Bericht erstattete. Schließlich musste die Welt aus erster Hand von ihrer Heldentat erfahren – so sie ihnen denn gelang.

* * *

„Wind kommt auf! Und er kommt von Ost!“

Philipos' erlösender Ruf erklang nach drei Tagen absoluter Flaute. Sie waren in diesen Tagen von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang auf See gewesen. Sie hatten voller Absicht diese ruhige Wetterlage für ihre Reise gewählt, voll der Hoffnung, an den Säulen eine so ruhige See wie möglich vorzufinden. Perrikles hatte sie daher nicht in einer Bucht auf Wind warten lassen können. Allerdings hatten sie in dieser Zeit pro Tag höchstens 200 bis 300 Stadien zurückgelegt.

Das sollte nun anders werden.

Perrikles nickte Buphalos zu, der sogleich die Befehle brüllte. Einige der Männer holten die Riemen ein und hissten das große Segel.

Und bald schon zeigte sich, dass Philipos wahrlich ein großartiger Kenner von Wind und Wetter war. Eine Brise begann das Segel zu erfassen und schnell blähte es sich in dem immer stärker werdenden Wind.

Schließlich ließ Perrikles Befehl geben, alle Ruder einzuholen. Er selbst stand wieder an seinem Platz an der Pinne. Er spürte geradezu, wie Laimons Schiff einen Satz nach vorn machte und immer schneller auf den kleinen Wellen dahinritt. Ein so

leichtfüßiges Schiff hatte er noch nie besessen. Der Okeanide lächelte still und ergab sich voll seinem Element.

* * *

Drei weitere Tage später machten sie des Abends in einer stillen unbewohnten Bucht fest. Dies sollte ihre letzte Rast, ihre letzte ruhige Nacht werden, ehe sie sich den malmenden Strömen und Strudeln der Säulen des Herakles stellen wollten. In diesen Gegenden lebten keine Menschen, lediglich einige Barbarenstämme weiter im Landesinnern. Um diese mussten sie sich aber nicht sorgen, denn sie fürchteten das Wasser. Auch Tiere konnten ihnen hier keine gefährlich werden. Einfache Lagerfeuer reichten vollkommen aus, jedwedes Getier fernzuhalten. Und titanische Monstren aus alten Tagen gab es nicht mehr. Schon vor Urzeiten hatten die Götter und die altvorderen Helden die Mächte des Chaos besiegt und gebunden. Doch galt dies – so sagte man – nur für die Meere und Lande diesseits der Säulen.

Entsprechend trieb die Seeleute die nahende Aufgabe um. Schon seit zwei Tagen konnte man das Rauschen von ferne hören – und seit heute Morgen sahen sie das Wühlen der Wogen am Horizont gar.

So saßen sie schweigend an ihren Feuern. Auch als Buphalos und Philipos mit reicher Jagdbeute aus den umliegenden Wäldern kamen, hellte dies die Mienen der Männer nur wenig auf. Die meisten schlangen den folgenden Festschmaus hinunter, als sei er ihre Henkersmahlzeit.

* * *

„Wie geht es den Männern?“, fragte Perrikles, als Manolos zu ihm trat.

Der Okeanide hatte die erste Wache übernommen, sein Gefährte kam nun, um ihn abzulösen.

„Sie sind in guter Verfassung“, lautete die Antwort.

Manolos war ein großer Heilkundiger und sorgte sich auf dieser Fahrt unter anderem um die Gesundheit der Helden.

„Keine Muskelzerrungen, keine verdorbenen Mägen. Du wirst morgen über eine ausgeruhte Mannschaft im Vollbesitz ihrer Kräfte verfügen.“

Perrikles nickte darauf nur.

Nach einer Weile fügte Manolos hinzu: „Wie es um ihren Geist steht, kann ich hingegen nur erahnen. Niemand von ihnen will weichen, doch fragen sich einige, ob wir uns nicht der Hybris schuldig machen. Sei es nicht maßlos, denken sie, nur zum Ruhme Iorkos' die für Menschen bestimmten Meere zu verlassen und zum Rande der Welt vorzudringen?“

Perrikles schaute dem Freund einen Moment lang in die Augen und dieser hielt dem Blicke stand.

„Ob es Hybris ist, dass wir die Säulen des Herakles durchfahren, entscheidet sich allein an unseren Motiven, es zu tun“, sagte Perrikles.

Dann reichte er dem Manolos seinen Speer und legte sich zur Ruhe.

* * *

So aber lautete die Rede, die Perrikles am Morgen des letzten Aufbruchs hielt:

„Die Götter haben die Lande um das Thalassomeer für uns Menschen wohl gefügt. Sie sind fruchtbar und bergen reiche Schätze. Man mag vermuten, dass hier allein der rechte Platz für Menschen sei, der Platz, den die Götter für uns bestimmt haben.

Warum also machen wir uns heute auf, diesen Ort zu verlassen, um ins Unbekannte, ja ins Chaos gar vorzustoßen? Wäre es nicht maßvoll und gottgefällig, seinen Platz in diesem wohlgefühten Ort zu finden und einzunehmen?

Wenn es so wäre, warum ist uns dann dieser Ausblick gewährt? Soll er uns eine Warnung sein? Soll er uns sagen: Sehet her! So unwirtlich ist die Welt außerhalb Thalassos!

Nein, meine Freunde! Die Götter warnen nicht. Aber sie haben uns Aufgaben hinterlassen. So wie sie uns übertragen haben, durch maßvolles Handeln die Ordnung des Kosmos zu erhalten, erwarten sie von uns, die titanischen Mächte des Chaos zu bekämpfen und zurückzudrängen, wo wir sie sehen. Und hier sehen wir sie.

Wenn ein Bauer wildes Land urbar macht, so ist dies keine Hybris, sondern er erfüllt den Willen der Götter. Wenn ein Baumeister aus rohem Stein ein Kunstwerk schafft oder an öder Küste eine Stadt errichtet, so trotzt er dem Chaos und folgt den göttlichen Gesetzen des Kosmos.

Auch diese Männer müssen Opfer bringen, wenn sie kargem Boden oder störrischem Fels ihren Willen aufzwingen. Ja, es ist ein Kampf, dem kosmischen Gesetz zum Recht zu verhelfen. Auch hinter den Säulen des Herakles wird uns Kampf erwarten – Kampf mit den Elementen, mit rauer See und starken Winden, mit tückischen Strömungen und schroffen Klippen. Doch wir nehmen diesen Kampf auf, denn die Götter erwarten es von uns. Natürlich soll sich kein alter Fischernachen hinaus auf den Weltenozean wagen. Aber dieses Schiff und diese Mannschaft sind dafür geschaffen.

Dies mag nur eine Erkundungsmission sein. Uns werden dereinst aber ganze Flotten folgen, die den Ozean und die Lande, die dort liegen mögen, bezwingen werden.

Sie alle werden sich der Sternenstaub und ihrer Mannschaft erinnern, die den ersten Schritt hinausgewagt haben.

Wagen wir es!“

* * *

Die Männer waren zu abgeklärt, um in Jubel auszubrechen. Doch sie sprangen alleamt mutig und freudig erregt auf, um ihre Arbeit aufzunehmen. Letzte Packstücke wurden an Bord geschafft und man machte sich daran, das Schiff vom Strand zu schieben. Nur kurze Zeit später erklang trotziger Gesang in der Bucht, als die Sternenstaub mit kräftigen Zügen aufs Meer hinaus gerudert wurde.

Perrikles und Buphalos standen gemeinsam an der Ruderpinne, als die ersten Strömungen das Schiff erfassten. Bald würde es die Kraft beider Männer erfordern, das Schiff auf Kurs zu halten. Die Ruder waren eingeholt und das Segel gerefft worden. Die Strömung allein sollte sie durch die Säulen des Herakles tragen.

Am Bug stand Philipos mit einigen Männern, jeder von ihnen mit einem kräftigen Staken bewehrt. Ihre Aufgabe war es, das Schiff von den schroffen Felsen fernzuhalten. Zudem sollte Philipos die Strömungen ergründen und erahnen, um den Steuerleuten zusätzlichen Rat zu geben.

Ein gewaltiger Stoß erfasste da mit einem Mal die Sternenstaub und riss etliche Männer von ihren Füßen. Selbst der gewaltige Philipos wurde von der Wucht auf ein Knie gezwungen und schlug mit dem Kinn gegen die Bordwand. Doch er rappelte sich flugs wieder auf, spuckte wie beiläufig einen Strahl Blut ins Meer und nahm erneut seinen Posten ein.

Es war allein der Geistesgegenwart des Perrikles zu danken, dass das Schiff nicht gänzlich herumgeworfen wurde und auf Kurs blieb.

„Solche Strudel kommen jetzt zum Dutzend auf ein Stadion!“, rief Philipos nach hinten. „Der nächste folgt jetzt!“

Diesmal waren die Männer vorbereitet und auch die nächsten Stöße dieser Art wurden dank der Warnungen des Philipos wohl gemeistert.

Doch es blieb nicht bei den Strudeln und Strömungen allein. Die enge Passage war geradezu gespickt mit winzigen schroffen Felsen, die teils Nadeln gleich nur knapp aus den Wogen ragten. Größere ließen sich – mit Mühe zwar – umschiffen, doch waren es die kleineren, welche die wahre Gefahr darstellten. Philipos und seine Männer am Bug erspähten sie oft erst im letzten Augenblick. Ein Ruf ließ Perrikles und Buphalos die Ruderpinne herumreißen, doch meist konnten nur noch beherzte Stöße mit den Staken eine Kollision verhindern.

Bei dieser Arbeit taten sich neben Philipos drei Helden besonders hervor: die Zwillinge Ringeus und Nisseus sowie ihr großer Bruder Freteus. Sie waren große Seefahrer und hatten in ihren jungen Jahren bereits ruhmreiche Taten vollbracht, die denen des Perrikles kaum nachstanden.

Ihnen war es zu danken, dass die Reise der Sternenstaub nicht bereits hier zwischen den Säulen des Herakles ihr Ende fand.

Philipos erspähte die kleine Felseninsel als erster. Und sogleich wurde er des gewaltigen Strudels gewahr, der unmittelbar davorstand. Auf seine Warnung hin lenkten Perrikles und Buphalos das Schiff sogleich in eine enge Kurve, doch der Sog des gewaltigen Strudels war zu stark. Er zog die Sternenstaub unerbittlich auf die schroffe Küste zu, die massiv genug war, um das Schiff in tausend Stücke zerspringen zu lassen.

So packten die Zwillinge gemeinsam einen Staken und Freteus und Philipos taten es ihnen gleich. Denn trotz aller Kraft, mit der Perrikles und Buphalos gegenhielten, trieb das Schiff immer weiter auf die Felsen zu.

Da stemmten sich die Männer in ihre Staken. Mit ganzer Kraft bremsten sie die Fahrt der Sternenstaub ab. Doch der Staken, den der Ringeus und sein Bruder Nisseus hielten, zerbarst ob der Wucht des Aufpralls. Bei jedem Halts stürzten die Zwillinge jäh über Bord in die Fluten und wurden nicht mehr gesehen.

Da schrie ihr Bruder auf vor Pein, doch hielt er tapfer den Staken und verließ seinen Posten nicht. Die Sternenstaub rammte den Felsen, doch die Planken hielten stand, da die Fahrt des Schiffes ausreichend aufgezehrt worden war.

Dennoch war Eile geboten, denn der Strudel drohte das Schiff zurückzuziehen, um es wieder und wieder gegen die Küste zu schlagen. Philipos rief weitere Männer zu sich, um das Schiff wieder vom Felsen abzustößen. Perrikles aber hieß die übrigen, sich in die Riemen zu legen, denn von nun an mussten sie wieder aus eigener Kraft vorankommen.

Freteus aber, als er sah, dass seine Hilfe nicht länger erforderlich war, rannte ohne ein Wort zu sagen zum Heck des Schiffes. Und ehe man es sich versah, war er in die Fluten gesprungen, um nach seinen Brüdern zu sehen. Auch er verschwand in den Strudeln, ohne wieder aufzutauchen.

* * *

Den Helden aber blieb keine Zeit zu trauern. An Umkehr oder gar eine Bergung war nicht zu denken. So rief Perrikles unerbittlich seine Befehle über das schreckliche Rauschen der Strudel. Er hieß die Männer zu rudern, wie sie noch nie in ihrem Leben gerudert hätten. Denn es galt den Sog zu überwinden, der sie zwischen den Säulen und dem Mahlstrom dazwischen halten wollte. Hatten sie diese Strömung erst überwunden, so war es geschafft. Er wusste den Weltenozean in greifbarer Nähe.

* * *

Endlich war es vollbracht. Die Sternenstaub hatte die Strömung besiegt. Erschöpft saßen die Männer an ihren eingeholten Riemen. Perrikles hatte ihnen einen Moment der Rast gegönnt. Er selbst stand am Heck und spähte zu der Felseninsel zurück,

die ihnen allen fast das Leben gekostet hatte. Drei Freunde und Mitstreiter hatten sie an den Mahlstrom zwischen den Säulen des Herakles jedoch verloren.

„Wir haben es tatsächlich geschafft“, sprach er zu Buphalos, der an seine Seite getreten war. „Doch um welchen Preis?“

„Sie wussten um den Preis“, erwiderte der Freund. „Wir alle wissen darum.“

Er reichte dem Perrikles einen Becher und füllte ihn mit Wein. Sich selbst schenkte er ebenfalls ein. Dann gossen beide schweigend das kostbare Nass ins Meer.

„Es ist zu früh für Trankopfer!“, erschallte da die Stimme des Philipos. „Wollt ihr unsere Freunde denn schon aufgeben? Kehren wir um und fischen sie aus den Fluten! Sie sind allesamt gute Schwimmer und mögen den Sturz überlebt haben.“

„Nein“, sprach Perrikles mit fester Stimme. „Zuviel Glück wäre erforderlich, dass es nur einen von ihnen nicht mit der Strömung in die Tiefe gerissen hätte. Und noch mehr Glück bräuchten wir, um eine weitere Fahrt durch die Strudel zu überstehen.“

„Wir müssen ohnehin umkehren“, ließ Philipos nicht locker. „Wir haben es geschafft, die Mission ist erfüllt. Kehren wir also lieber jetzt um, wo noch Hoffnung besteht, die Brüder lebend aus dem Meer zu bergen. Sollte sie auch noch so gering sein.“

„Die Männer sind erschöpft, Philipos.“ Der Okeanide sprach ruhig und ohne Zorn. „Die Sternentäube hat einiges abbekommen. Sieh dich nur um. Wir können erst umkehren, wenn wir in einem sicheren Hafen ausgeruht und das Schiff ausgebessert haben. Andernfalls fahren wir direkt in den Tod.“

Und so ließ Perrikles das Segel hissen. Eine leichte Brise trieb das Schiff über den Weltenozean. Weder unirdische Stürme noch Seeungeheuer noch der Zorn der Götter behelligte die Helden. Vor ihnen lag nur leicht bewegte See, die sich bis zum Horizont ausdehnte.

3.

„Land!“ Der Ruf des Ausgucks riss die Männer aus ihrem erschöpften Schweigen. Die Tatsache, dass die Küsten hinter ihnen nur abweisend schroffe Felsen zeigten, hatte die Stimmung nicht gerade befördert.

Doch nun sprangen die Männer von den Ruderbänken und drängten sich schwatzend am Bug der Sternenstaub. Und wahrlich: am Horizont war eine flache Insel auszumachen, fast verborgen von den leichten Wellen. Zudem hatten die Tränen um die geliebten Kameraden den Männern die Blicke verschleiert. Doch nun sahen sie die nahe Insel klar und deutlich vor sich.

Perrikles tauschte einen kurzen Blick mit Buphalos und befahl die Männer an die Ruder. Ihr wiedererwachter Mut würde nicht lange vorhalten, sie mussten ihn nutzen, um die verheißungsvollen Gestade zu erreichen. Dort mochte genug Zeit sein, wieder Kräfte zu sammeln.

Und so legten sie sich erneut in die Riemen. Mit jedem Schlag wuchs der Mut der Männer, denn die Insel erwies sich mehr und mehr als der erhoffte sichere Hafen. Zwar konnte der Ausguck keine Mauern oder Behausungen ausmachen, doch sah er eine seichte Bucht mit flachem Strand und lockendem Grün. Es war wahrlich festes trockenes Land, auf das sie zuhielten und kein Trugbild übelmeinender Wesen des äußeren Ozeans.

Der Ausguck erging sich mehr und mehr darin, die Insel in schönsten Farben zu beschreiben:

„Ein sanfter bewaldeter Hang erstreckt sich hinter der Bucht. Palmen und Büsche mit saftigen Früchten wohl meint mein Auge zu erspähen. Und sehe ich dort nicht fette Ferkel aus dem Unterholz hervorlugen? Schaut den Schwarm bunter Vögel, der sich soeben in die Lüfte erhebt!“

Schienen die meisten seiner Worte eher poetische Ausschmückungen zu sein, hatte er mit den Vögeln recht. Zumindest drang alsbald das Gekreische und Geflatter eines aufgescheuchten Vogelschwarms an die Ohren der Helden, nur wenig später gefolgt von einer Handvoll Seevögel, die über die Sternenstaub hinwegzogen – diese waren allerdings weiß.

Der Ausguck hatte seine Beschreibungen darauf unterbrochen. Perrikles sah genau, wie er die Augen zusammenkniff, sich etwas vorbeugte und mit zweifelndem Gesicht zu murmeln begann.

„Was siehst Du, Orlandos?“, rief der Okeanide ihm zu.

Die Stimme des Ausgucks war nun bar jeder Euphorie, als er antwortete: „Hinter dem Wald scheint sich ein schwarzer Felsen zu erheben. Die Kuppe mag ich nur erahnen, doch wirkt sie mir seltsam ...“

Im selben Moment sah Perrikles das Aufblitzen auf der Insel. Später wusste er nicht mehr zu sagen, wieso er dies als Bedrohung empfand. Er dachte nicht, er handelte. Kraftvoll riss er das Ruder herum und rief im gleichen Augenblick seine Befehle: „Steuerbordruderer einen Schlag aussetzen! Segel einholen! Schlagzahl verdoppeln!“

Die Mannschaft war wohl erlesen und perfekt eingespielt. Trotz der vergangenen Strapazen reagierte sie wie ein Mann. Der Kurswechsel erfolgte auf der Stelle. Der Flammenball schlug daher dort ins Meer ein, wo sich die Sternenstaub ohne Perrikles' Reaktion befunden hätte.

Die Wucht dieses Einschlags reichte jedoch aus, eine gewaltige Welle zu erzeugen, die das Schiff zum Kentern brachte.

* * *

Prustend stießen einige der Männer an die Wasseroberfläche, sahen sich kurz um und schwammen sofort zum umgekehrten Rumpf der Sternenstaub. Die Männer waren erfahren genug, um sich an der von der Insel abgewandten Seite zu sammeln. Perrikles stieß als letzter zu ihnen. Er hatte wassertretend in den Wellen ausgehalten, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Buphalos, der nur wenige Augenblicke vor ihm den Schiffsrumpf erreicht hatte, fragte: „Wie viele hast Du gezählt?“

„Ich vermisse Orlandos, Vigo, Kellon und Elias.“

Buphalos nickte darauf nur.

Perrikles aber wandte sich dem Philipos zu: „Wie schätzt du die Strömung ein?“

„Sie treibt uns langsam, aber sicher der Insel entgegen. Binnen eines Tages würde ich schätzen wird die Sternenstaub ans Ufer gespült – oder das, was von ihr übrig ist.“

„Das Schiff wird größtenteils unbeschädigt sein und verfügt noch immer über eine intakte Mannschaft“, wies der Okeanide ihn zurecht.

Lauter sprach er zu den Männern: „Höret! Wir werden diesen Angriff nicht unerwidert lassen. Die Strömung wird uns automatisch ans Ufer der Insel treiben. Verbergen wir uns im Rumpf des Schiffes, dort wird ausreichend Luft für uns sein. Man wird uns für Strandgut halten und nicht ahnen, dass wir noch immer zahlreich und kampfbereit sind. Zudem werden wir dort die Sternentäfel wieder auf ihren Kiel drehen und Seetüchtig machen, um alsbald die Heimreise antreten zu können. Iorkos muss von all dem hier erfahren.“

Und so taten sie es. Tatsächlich war unter dem umgekehrten Schiffsrumpf ausreichend Platz und Luft zum Atmen. Da die Waffen fest unter den Ruderbänken festgezurrert waren, fehlte ihnen nicht ein Schwert, nicht eine Lanze und nicht ein Pfeil. Wer immer sie dort erwarten mochte, er würde sie nicht wehrlos antreffen. Und da bei den Waffen auch ausreichend Proviant festgemacht war, würden sie auch gestärkt sein.

Doch derartige Dinge besprachen sie nicht. Schweigend hingen die Helden in Seilen und an Balken, die ihnen Halt boten. Das Meerwasser war warm genug und es ließ sich auch kein menschenfressendes Getier blicken. Einige Männer dösten, andere aßen und dritte lauschten dem Manolos, der flüsternd einen Lobsgang auf die Vermissten rezitierte und sie den Göttern in strahlendem Lichte empfahl. Einschließlich der drei Brüder hatten sie nun ein Dutzend guter Männer verloren.

* * *

Ein heftiger Ruck riss die dösenden Männer nach einem guten Tage aus Hypnos' trügerischem Rausche. Perrikles erfasste die Situation sofort.

„Der Mast ist auf Grund gelaufen“, sagte er.

Das umgestürzte Schiff trieb einen Augenblick zurück, ehe es wieder die vorherige Richtung einschlug.

„Wir sind im Einflussbereich der Brandung“, fügte der Okeanide lauter hinzu. Alle Männer hörten ihm nun aufmerksam zu.

„Wir sind hier nicht mehr sicher. Bald könnte der Mast brechen. Wir sind aber auch nicht mehr fern des Ufers. Gürtet eure Waffen und dann raus hier!“

Buphalos hatte bereits nach den ersten Worten verstanden und war sofort für eine kurze Erkundung hinausgetaucht. Schnell war er zurück und gab mit einem Nicken zu verstehen, dass die Lage vorerst sicher sei.

Nur wenig später schwammen die drei Dutzend verbliebenen Männer in Richtung Ufer. Die Sternenstaub kämpfte hinter ihnen kläglich in der Brandung, wurde herumgeworfen und gegen den Grund gedrückt.

Perrikles erlaubte sich nur einen kurzen Blick zurück. Wehmut wurde jedoch von trotzigem Tatendrang verdrängt. Auch wenn der Mast brach, sie würden das stolze Schiff alsbald an Land ziehen und wieder in Stand setzen.

Am Strand angekommen gönnte er den Männern keine Ruhe, auch wenn der breite Uferstreifen und der nahe lichte Wald leer von Feinden schienen. Perrikles hieß sie sogleich am Waldesrand in der Nähe einiger Felsen ein Lager zu errichten und dieses zu befestigen. Er teilte Wachen ein und schickte zwei Männer als Späher auf die Felsen.

Buphalos übernahm erneut die Aufgabe des Erkunders und drang heimlich in den umliegenden Wald ein. Eine Stunde später gab er Perrikles Bericht:

„Im Umkreis von zehn Stadien ist alles ruhig. Ich habe nur Spuren von Wild gefunden. Hier ist vermutlich noch nie ein Mensch gewandelt. Dahinter endet der Wald und geht in eine karge Felslandschaft über. Die Insel ist offenbar größer, als sie zunächst schien. Ein paar skhoinoi mag sie durchmessen – eine Tagesreise vielleicht.“

„Und der schwarze Felsen, den Orlandos gesehen hat?“, fragte Perrikles.

Buphalos zögerte zunächst, ehe er antwortete: „Ich bin mir nicht sicher. Der Wald endet in einer Senke. Mein Blick reichte nur bis zu den Felskuppen, die mir recht gewöhnlich erschienen. Was dahinter hervorragte, konnte ich nur erahnen.“

Perrikles hakte nicht weiter nach. Vage Eindrücke brachten sie nicht voran.

„Wir werden selbst nachschauen müssen“, sagte er. „Doch zunächst müssen wir unser Lager befestigen und uns an die Bergung der Sternenstaub machen. Sobald die Reparaturen beginnen können, bilden wir einen Stoßtrupp und brechen auf.“

„Was meinst du? Werden wir auf Mannen Sinions treffen?“, frug Buphalos.
Perrikles aber schwieg darauf.

* * *

Doch so geschah es: Unter den Männern waren etliche geschickte Baumeister. Sie fällten Bäume und errichteten in wenigen Tagen ein befestigtes Lager, das sich sicher an die umliegenden Felsen schmiegte. Andere übernahmen die Jagd und durchstreiften den Wald nach schmackhaftem Wild. Dabei betraten sie aber niemals das offene Gelände hinter den Bäumen. So hatte Perrikles es ihnen eingeschärft. Bald hatte man sich wohnlich eingerichtet und die wenigen Verletzten genasen unter der Pflege des Manolos.

Derweil hatten Perrikles, Buphalos und Philipos die Bergung der Sternenstaub geplant. Schon in den ersten Tagen hatte sie sich auf einer Sandbank, vielleicht ein Stadion vor dem Ufer, festgesetzt. Im feinen Strandsand hatten die drei Helden – die allesamt bei Laimon und anderen weisen Philosophen in der Lehre waren – Berechnungen angestellt und kluge Maschinen konstruiert. So konnten sich die Baumeister sogleich daran machen, das erdachte Floß mit Kran und Flaschenzug zu errichten. Damit sollte die Sternenstaub vor Ort auf den Kiel gehoben werden, um sie dann ans Ufer zu rudern.

In all den Tagen und Wochen, die hierbei verstrichen, blieben die Helden gänzlich unbehelligt.

4.

Steinernen Blickes saß König Ponder auf seinem Throne und folgte dem Gespräch, das sein geheimer Ratgeb Merkantor mit den drei ausgemergelten Gestalten führte. Man hatte sie im Morgengrauen fast leblos vor Iorkos Toren gefunden. Man war barmherzig in diesen Landen. Und so waren sie aufgehoben, gepflegt und gestärkt worden. Es hatte bis zum Abend gedauert, bis sie Bewusstsein und Sprache wiedergefunden hatten. Sogleich gaben sie sich als die Brüder Freteus, Ringeus und Nisseus zu erkennen und verlangten, zum König gebracht zu werden.

Man hatte ihnen zunächst keinen Glauben schenken wollen, da ihre abgekämpften Gestalten kaum mehr etwas an sich hatten, was an die strahlenden Helden erinnerte. Doch ein alter Kämpe, den man hinzugezogen hatte, erkannte die Brüder – und so saßen sie nun hier.

Ponder hatte bereits Schlimmes geahnt, als man ihm davon berichtete. Was die drei Brüder nun erzählten, übertraf diese üblen Ahnungen jedoch um einiges.

„So habt ihr mit eigenen Augen gesehen“, frug Merkantor soeben nach, „wie die Sternenstaub von einem flammenden Geschoss getroffen und umgeworfen wurde?“

Die Brüder nickten nur stumm. Ihr Bericht war lang und von etlichen Zwischenfragen Merkantors unterbrochen worden. Nun hatten sie das Ende ihrer Kräfte erreicht. In sich zusammengesunken hockten sie auf ihren Schemeln. Es würde noch Tage dauern, ehe sie wieder halbwegs bei Kräften waren. Merkantor trat an den Thron heran und wartete auf eine Reaktion seines Königs.

„Was haltet ihr davon?“, frug dieser schließlich. „Kann diese unglaubliche Geschichte wahr sein?“

Der Ratgeb zögerte nicht mit seiner Antwort: „Es mag alles sehr unwahrscheinlich klingen – dennoch scheint mir zunächst alles stimmig und glaubhaft.“

Nie ist jemand lebend aus dem Mahlstrom der Säulen des Herakles zurückgekehrt. Aber diese drei Männer sind die besten Schwimmer seit der Zeit der Helden. Warum sollen sie nicht an einen Baumstamm geklammert von dem Felsenriff entkommen sein, wie sie berichten?

Auch wissen wir nichts genaues über die Meere außerhalb der Säulen. Doch gibt es Lagerfeuergeschichten nubischer Karawanen, in denen von Inseln am Horizont des Weltenozeans die Rede ist.

Und warum schließlich sollten uns die Brüder, die ich treu an Iorkos Seite weiß, belügen? Ich habe sie handverlesen – genau wie die Männer Sinions, die an Bord sind.“

König Ponder nickte. „Gut, so schenken wir ihnen einstweilen Glauben. Das hieße dann aber, dass die Sternenstaub gezielt angegriffen wurde. Was sagen deine nubischen Legenden denn über die Bewohner dieser Inseln?“

„Sie behaupten, dass im Großen Ozean kein menschliches Wesen lebt. Die Inseln seien wild und unberührt.“

Ponder stöhnte auf, wie unter einer Last. „Wir müssen also davon ausgehen, dass Sinion sein Schiff vor uns durch die Säulen gebracht hat. Früh genug, um Kriegsmaschinen auf dieser Insel zu errichten. Zudem verfügen sie nun – wenn wahr ist, was die Brüder sagen – endgültig über das Danaische Feuer. Die Sternenstaub fuhr unter Iorkischem Segel und war weithin als eines unserer Schiffe zu erkennen. Es war ein gezielter Angriff. Eine gewaltige Demonstration ihrer Stärke.“

Traurig fügte er hinzu: „Das bedeutet Krieg.“

Merkantors Züge blieben unbewegt. Erst auf Ponders fragenden, ja hoffenden Blick ergriff er wieder das Wort: „Es mag so scheinen, wie ihr sagt, o Ponder. Doch gebe ich drei Tatsachen zu bedenken. Zwei davon mögen euch für einen Moment entfallen sein. Die dritte aber ist mir selbst erst seit kurzem bekannt.

Zum einen: Sinion versucht sich schon seit einigen Jahren an Danaischem Feuer – mit zweifelhaftem Erfolg. Erst vor drei Monden hatte ich euch vom Großbrand in der mit Sinion verbündeten Hafenstadt Kitai berichtet. Sie können es noch nicht beherrschen.

Zum andern: Erklärt Perrikles und seine Mannen erst für tot, wenn ihr ihre Leiche vor euch liegen seht. Die Brüder berichteten vom Kentern nicht von der Zerstörung der Sternenstaub. Der Okeanide ging schon aus weitaus dramatischeren Lagen siegreich hervor.“

Hier unterbrach ihn der König mit einer unwirschigen Geste. „Bisher habt ihr mir keine hilfreichen Tatsachen genannt, Merkantor. Ihr bietet mir trügerische Hoffnung mit Spekulationen. Soll ich auf dieser Grundlage etwa abwarten?

Kitai mag ein Unfall gewesen sein – kein Beweis, dass sie das Feuer nicht doch ausreichend beherrschen. Und Perrikles mag überlebt haben, ja er mag es sogar heil zurück nach Iorkos schaffen.

Doch was ändert dies alles daran, dass Sinion uns angegriffen hat? Welche dritte Tatsache könnt ihr mir nennen, die mich davon abhalten würde, Heer und Flotte gegen Sinion in Marsch zu setzen?“

Merkantor antwortete ruhig doch rasch: „Ja, Sinion hat schon vor langer Zeit von unseren Plänen, die Säulen zu durchqueren, erfahren und strebte mit allen Mitteln danach, uns zuvorzukommen. Doch vor einem Tage erst erreichte mich eine Nachricht.“

Und so sage ich euch zum Dritten: Sinion hat eine kleine Flotte aus drei Schiffen in Marsch gesetzt. Alle drei wurden vor einer Woche von Piraten aufgebracht und versenkt. Sinion hat nicht ein einziges Schiff auch nur in die Nähe der Säulen des Herakles gebracht.“

5.

Ein guter Monat war vergangen, da lag die Sternenstaub auf dem Strand der Insel – sie hatten sie ob der halbmondförmigen Bucht Selenos getauft – auf Kiel. Man hatte die Schäden begutachtet und für behebbar befunden. Ein neuer Mast musste errichtet und einige Planken ausgebessert werden. Alle waren zuversichtlich, dass sie dieses Schiff bald wieder in die Heimat tragen konnte.

Perrikles allein schien die sich hebende Stimmung nicht teilen zu wollen. Sein Gefährte Buphalos sah ihn oft Seitenblicke in Richtung des Waldes und der Hügel dahinter werfen. Zudem ließ Perrikles tagtäglich Kampfspiele abhalten, um die Männer wehrhaft zu halten. Auch wenn keiner von ihnen den Angriff vergaß oder in der Wachsamkeit nachließ – in des Okeaniden Herz allein brannte der ungebrochene Wille, die Unbekannten zu suchen und zu konfrontieren.

Am Abend vor dem Aufbruch des Stoßtrupps kam es gar zu kurzem Streite, da einige Männer dafür plädierten, im Schutze der Nacht von Selenos zu verschwinden und die Heimat anzusteuern. Doch Perrikles erstickte diesen Streit im Keime.

„Wollen wir uns feige davonstehlen?“, rief er zornig in die Runde. „Wie würde man in der Welt über Iorkos Helden sprechen, wenn wir dies täten?“

Weitere Worte waren nicht notwendig. Selbst Philipos, der kurz den Aufmüpfigen zugeneigt war, sprach darauf für den Plan des Okeaniden. Und so ward es entschieden.

Der Stoßtrupp des Perrikles bestand aus einem Dutzend Männer, darunter Buphalos, Philipos und Manolos. Er wählte jene Männer, die bessere Krieger denn Bau-

meister waren. Denn die zurückgebliebenen sollten die Arbeiten an der Sternentraub beenden. Sein Befehl lautete zwei Wochen auf den Stoßtrupp zu warten. Wenn sie bis dahin nicht zurückgekehrt waren, sollten sie dennoch im Schutze der Nacht aufbrechen, um Iorkos Bericht zu erstatten.

* * *

Im Morgengrauen brachen sie auf, wohl bewaffnet und nur mit leichtem Gepäck. Buphalos schritt mit Perrikles voran, da er die Insel am weitesten erkundet hatte.

„Sinions Lager wird gut befestigt sein“, sprach er leis, damit die anderen sie nicht hörten. „Sie scheinen schon länger hier zu sein, wenn sie Zeit hatten, Kriegsmaschinen zu errichten. Allein, es quält mich die Frage, wieso sie die ganze Zeit nicht nach uns gesehen haben.“

Perrikles blickte den Freund ausdruckslos an.

„Dies ist nicht die einzige Frage, die du dir stellen solltest“, erwiderte er schließlich. „Wieso liegt das Lager auf der gegenüberliegenden Seite der Insel – und nicht auf jener, die den Säulen zugewandt ist? Welche Kriegsmaschinen mögen es sein, die von dieser Position das Danaische Feuer gezielt hatten auf uns werfen können? Und endlich: Wer hat die Macht, derartige Wunderwerke nicht nur zu erdenken, sondern sie auch unbeschadet durch die Säulen auf diese Insel zu schaffen? Sinion?“

Buphalos schwieg darauf. Er umfasste seinen Speer fester und versuchte sich nicht auszumalen, wer oder was dort auf sie warten mochte.

* * *

Der Wald war schnell durchquert. Vor ihnen lag nun offenes felsiges Gelände, das in einiger Entfernung in Hügeln endete.

Sie entschieden sich dagegen, es weiträumig zu umwandern. Die Hügel mochten ihnen Sichtschutz gewähren – auch wenn ein einziger Späher auf der Kuppe genügte, sie in einen Hinterhalt laufen zu lassen. Doch dies hätte auch für jede andere Route gegolten. Auf direktem Wege waren sie wenigstens am schnellsten.

Schweigend zogen sie durch das karge Land. Ihre Wasserschläuche hatten sie zuvor wohl gefüllt. Doch die gleißende Sonne zehrte an ihnen, dass es all ihre Willenskraft erforderte, nicht alles sogleich zu trinken.

Nach einer guten Stunde Marsch hatten sie die Füße der Hügel erreicht. Mit einem Handzeichen befahl Perrikles die erste Rast. Sich selbst aber gönnte er keine Ruhe. Während die Männer sich setzten und an ihrem Trockenfleisch kauten, erklimm er gemeinsam mit Buphalos die nächste Kuppe.

Doch ehe sie einen Blick auf die Lande dahinter wagten, hieß Perrikles den Freund innezuhalten. Dann nahm er seinen Dolch, benetzte ihn mit Wasser und begann schweigend sich zu rasieren. Buphalos konnte den Freund zunächst nur entgeistert anblicken. Als er die Sprache wiederfand, sagte er:

„Dass ich das noch erleben darf. Der große Perrikles hat einen Sonnenstich. Was verschwendest du unser kostbares Wasser?“

„Schweig!“ , erwiderte der Okeanide. „Nimm deinen Dolch und tue es mir gleich. Oder willst du, dass man uns für bärtige Barbaren hält, wenn wir auf unsere Gegner treffen?“

Da lachte der Buphalos auf und sprach: „Was schert es mich, für wen mich die Hunde Sinions halten? Ich werde mir den Bart scheren, wenn er von ihrem Blute getränkt ist.“

„Du glaubst noch immer, dass dort Mannen aus Sinion lagern? Freund, ich habe dich für weiser gehalten.“

Darauf schwieg Buphalos, nahm seinen Dolch und barbierte sich ebenfalls.

* * *

Wenig später nur lagen sie auf der Kuppe des Hügel und schauten schweigend die Lande dahinter. Von hier aus konnten sie das Ende der Insel schauen und die Meere dahinter. Doch fesselte ihren Blick etwas gänzlich anderes.

„Mir scheint, dich erstaunt dieser Anblick nicht sonderlich“, flüsterte Buphalos schließlich. „so sage mir: Dieses schwarze ... Riff, was mag das sein? Ein Palast?“

Was sie da sahen, mochte noch gut und gern drei, vier Stunden Marsch entfernt sein. Doch es ragte so gewaltig auf, dass man es weithin erkennen konnte.

„Nein, Buphalos“, sprach Perrikles da mit ruhiger Stimme. „Ein Palast ist dies nicht. Siehe, es liegt noch vor der Küste im Wasser – also muss es ein Schiff sein. Und wenn du seine Form genauer betrachtetest, musst auch du gestehen, dass es einem Schiff mehr ähnelt als allem anderen.“

Wieder brauchte der Freund einige Augenblicke, ehe er die Sprache wiederfand – doch war es kaum mehr als ein Krächzen:

„Wer kann so etwas gewaltiges bauen? Es scheint mir aus purem Erz geschmiedet und ist größer als Ponders Palast. Nein, das da stammt wahrlich nicht aus Sinions Häfen. Hephaistos persönlich hat es in seinen Feuerhöhlen geschmiedet – und Götter oder Titanen befahren damit den Weltenozean.“

„Schweig stille, alter Narr!“, fuhr ihm da Perrikles ins Wort. „Wozu brauchen Götter ein Schiff? Und sie werfen schon gar nicht mit Danaischem Feuer um sich – und treffen dann nicht einmal. Nein, das sind keine Götter. Sieh doch hin! Ihr Schiff, so gewaltig es sein mag, ist leicht zur Seite geneigt. Und ist es nicht auf Grund gelaufen? Ich sage dir: Dort unten ist man nicht minder verzweifelt, als wir es sind.“

Buphalos sann einen Moment nach und sprach dann: „Was nun?“

„Wir müssen schnell in die Deckung des Waldes dort unten gelangen. In seinem Schutz dringen wir bis zur Küste vor. Dort erkunden wir die Möglichkeiten, in das Schiff vorzudringen oder Kontakt zu seinen Insassen aufzunehmen. Und dann verhandeln wir – oder kämpfen!“

„Selbst wenn es keine Götter sind, Perrikles, willst du wahrlich einen Waffengang mit einem Volk wagen, das eherne Schiffe bauen und über eine ganze Insel hinweg Danaisches Feuer schleudern kann?“

„Du weißt am besten“, fuhr der Okeanide den Freund erneut an, „dass all dies nur eine Frage der Mittel ist. Ein Schiff zu bauen, Dinge zu schleudern, egal wie groß, egal wie weit – es ist nur Mathematik. Und die beherrschen wir ebenso. Gib uns ausreichend Erz und die Baupläne der Maschinen, die dort unten stehen – und wir werden sie ebenfalls bauen können.“

Buphalos nickte darauf kaum merklich.

„Ja, ich weiß“, murmelte er dazu. „Gib mir einen festen Punkt und einen langen Hebel – und ich werde die Welt aus den Angeln heben.“

* * *

Und so geschah es: Perrikles rief die Männer zu sich auf die Kuppe. Ihre Furcht ob des Anblicks des gewaltigen Schiffes erstickte er mit wohlgesetzten Worten im Keime. Es war Philipos, der in die Mutrede einstimmte und an die Taten der alten Helden gemahnte, die titanischen Monstren trotzen und obsiegten. So traten sie den Abstieg von der Kuppe an. Das ungeschützte Gelände wollte flugs passiert sein.

Sie hatten den halben Weg zum schützenden Wald zurückgelegt, als es an dem ehernen Schiff aufblitzte. Perrikles' Warnruf wurde von einem fürchterlichen Knall überlagert, der nur kurz darauf erfolgte. Mit einem gewaltigen Donner, als wäre ein Blitz mitten zwischen sie gefahren, versank alles um sie herum in Staub.

Taubheit und Blindheit legte sich über Perrikles und er wähnte sich von einem Moment auf den anderen allein auf der Welt. Es hatte ihn von den Füßen gerissen und etliche Schritt durch die Luft geschleudert. Den Speer hatte er dabei fahren lassen, doch erkannte er mit schnellen Griffen, dass Schwert, Bogen und Pfeile noch fest an seinem Leib verschnürt waren. Doch außer dem Gefühl war ihm nichts geblieben.

So raffte er sich mit schmerzenden Gliedern auf und kroch weiter bergab, wo er den sicheren Wald wähnte. Bald kehrte sein Gehör zurück und er vernahm schmerz-erfülltes Geschrei. Dann lichtete sich der Staub und er sah die ersten Baumreihen direkt vor sich.

Schnell blickte er sich um. Nur wenige Schritt entfernt erspähte er Buphalos und einige andere Männer, die es ebenfalls bis zum Wald geschafft hatten. Die Schreie kamen vom Berghang, wo sie – was auch immer es war – getroffen hatte. Philipos und Manolos hoben dort gerade einen der ihren auf, um ihn in die Deckung der Bäume zu tragen.

Es war ein schrecklicher Anblick. Dort, wo sie vorhin noch marschiert waren, klaffte ein Loch. Darum verstreut lagen die reglosen Leiber mehrerer Gefährten.

Perrikles erhob sich und rief die Männer zu sich. Er hieß sie, sich weiter in den Wald zurückzuziehen.

„Wie geht es ihm?“, fragte er knapp in Manolos' Richtung, als Philipos und er den Verwundeten auf den Waldboden betteten.

Der Heilkundige antwortete leis: „Etwas hat ihn bei dem Einschlag des Donnerkeils am Schenkel getroffen. Das Bein ist hinüber und muss wenigstens geschient werden – wenn wir es nicht gar abnehmen müssen. Ansonsten scheint er unversehrt. Er wird überleben – darf aber vorerst keinen Schritt mehr tun.“

Dann machte sich Manolos daran, aus einem zerbrochnen Speer eine Beinschiene für den Unglücklichen zu fertigen.

Von dem Dutzend Männer waren ihnen nach dieser Attacke nur mehr neun geblieben. Sieben davon hatten sie immerhin ohne größere Blessuren überlebt. Einer nur hatte Wunden am linken Arm, dass er diesen kaum mehr regen konnte.

Da erfüllte die Helden gerechter Zorn. Perrikles befahl dem Rossos, so hieß der am Arm Verwundete, bei Canon, dieses war jener mit dem zerschmetterten Bein, zu bleiben und über ihn zu wachen. Die Sieben aber prüften ihre Waffen und zogen gegen den Feind.

„Rechnen wir damit, dass man dieses Mal nach uns sehen wird“, hatte Perrikles zuvor gesagt und entsprechende Kampfbereitschaft befohlen.

So schlichen sie in loser Kette durch das Holz, die Schwerter in der Faust und Pfeile auf den Sehnen. Nicht lange und sie vernahmen ein leises Schnaufen von Ferne, das stetig näherzukommen schien. Den Wald hatten sie nun fast durchmessen. Perrikles hieß die Männer per Handzeichen innezuhalten und wies Buphalos zu einem kurzen Botengange an. Die sechs anderen aber schanzten hinter Bäumen und kleineren Felsen.

* * *

„Es sind zwölf.“

Lautlos war Buphalos an des Okeaniden Seite getreten und gab nun flüsternd Bericht.

„Sie kommen in breiter Phalanx auf den Wald zu. Langsam nur, aber in wenigen Augenblicken werden sie hier sein. Titanengezücht, das von ferne ehernen Männern gleicht. Doch haben sie Speere und seltsame Rohre anstelle von Händen und Armen. Ihre Leiber und Glieder, ja die Häupter gar glänzen wie schwarzes Eisen in der Sonne. Sie schnaufen dabei wie eine Horde Bullen und stoßen weißen Dampf aus.“

Perrikles nahm die Worte mit einem Nicken zur Kenntnis. Das Schnaufen war derweil immer lauter geworden und da erspähte er die ersten der Gestalten, die genauso aussahen, wie Buphalos sie beschrieben hatte.

Da sprach er leis zum Freunde: „Selbst in den Ehernen Menschen der ersten Zeitalter floss Blut. Die Sage will, dass eine Ader offen an der Ferse pochte und sie somit verwundbar waren. Auch jene Gestalten dort werden verwundbar sein.“

Und so richtete er sich auf, legte einen Pfeil auf die Sehne, zielte wohl und schickte sein Geschoss direkt in den Hals des vordersten Dampfmannes. Das scharfe Auge des Okeaniden hatte erkannt, dass dieser aus einer lederartigen Substanz bestand. Der Pfeil drang mühelos ein und riss eine Wunde, aus der sogleich mit großem Gebrüll eine gewaltige Dampfwolke entstieg, die den Eisenmann komplett verhüllte. Unter unirdischem Kreischen sank er darnieder.

Da erfasste die Gefährten neuer Mut. Auch sie legten Pfeile auf und ließen sie im Hagel auf den unheimlichen Feind niedergehen. Doch rückte dieser nun schneller vor – und es traf auch längst nicht jedes Geschoss sein Ziel. Die meisten prallten an den eisernen Leibern der Gestalten ab. Besser gezielte Pfeile wurden gar von einigen Dampfmannern mit ihren Speerarmen aus der Luft geschlagen. Drei jedoch trafen ihr Ziel und dezimierten den Gegner um ein weiteres.

Da zog Perrikles sein Schwert und rief somit zum Angriff. Mit wenigen Sprüngen sollten sie heran sein – doch kamen nicht alle Helden Iorkos' so weit. Die Dampfmannern nämlich hoben ihre Röhrenarme und ließen mit lautem Getöse Garben kleinster Geschosse los. Ein Mann wurde voll an der Brust getroffen und sank sofort darnieder. Zwei andere wurden am Arm erwischt, was sie in ihrem Zorn jedoch nicht aufzuhalten vermochte.

Perrikles aber entging der Titanenwaffe durch seine Geistesgegenwart. Er warf sich mit einer Rolle zu Boden, ließ den Donner über sich vorbeifahren, kam sogleich

wieder auf die Beine, sprang mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und stieß einem Skorpion gleich sein Schwert in den verwundbaren Hals des Dampfmannes. Noch im Sprung zog er die Klinge wieder hervor und kam sicher auf die Füße, ehe sein Feind zischend auf die Knie sank. Sogleich wandte er sich dem nächsten Gegner zu.

Die Helden kämpften tapfer. Schnell entdeckten sie weitere verwundbare Stellen an den eisernen Leibern. Jedes Gelenk schien von jener lederartigen Substanz zu sein. Die guten Schwerter aus Iorkos' besten Schmieden durchdrangen sie mühelos. Doch wollten diese Schwachstellen auch getroffen sein.

Auch die scheinbar plumpen Dampfmänner erwiesen sich als schnell und geschickt im Nahkampf. Auch waren sie von titanischer Kraft. Zwei der Männer Iorkos' fielen unter Hieben, die sie beinahe entzweischlugen.

Weitere Gefahren waren der kochend heiße Dampf, der ihren Wunden entströmte, sowie ihre Leiber, die sich im Kampfe bis zur Glut aufzuheizen schienen. Manolos, den bereits die Schrotladung am Arme erwischt hatte, wurde zusätzlich am Bein verbrüht, als er mit einem geschickten Streich die Kniekehle eines Eisenmannes durchtrennte.

Übler noch traf es Konos, der nach Philipos der stärkste unter den Helden war, und den man weithin den Enthaupter nannte. Mit seinem gefürchteten Hieb wollte er einem der Dampfleute das Schicksal etlicher seiner Feinde bescheren.

Doch schienen die Kreaturen in ihrem ledrig weichen Hals einen Nacken aus Eisen zu haben. Denn das scharfe Schwert des Konos, das sonst jeden Knochen wie Butter durchtrennte, blieb dem Dampfmann buchstäblich mitten im Halse stecken. Als der Iorker seine Klinge herausziehen wollte, fiel ihm sein Feind reglos entgegen. In einer kochenden Dampfwolke stürzte er auf Konos und begrub ihn unter sich, wo der Held elendiglich verbrannte.

* * *

Als sich die Dampfschwaden legten und die Schreie der Sterbenden verklangen, standen nurmehr vier Helden aufrecht: Perrikles, Buphalos, Philipos und Manolos. Schweigend betrauernten sie ihre Gefährten. Eilig legten sie ihre Leiber samt Waffen und Wehr in das Unterholz des nahen Waldes, um sie alsbald – so die Götter wollten – in Sicherheit bringen zu können.

Philipos aber trat an einen der Dampfmänner heran, den er selbst gefällt hatte, und begann mit dem Schwerte an seiner Brustwehr zu hantieren.

„Was tust du?“, herrschte Perrikles ihn an. „Wir müssen schleunigst weiter.“

„Ich habe ein Anrecht auf meine Beute“, sagte der andere darauf. „Ich habe diese Kreatur erlegt – also gehört seine Rüstung mir.“

Als er so sprach, sprang die Brust des eisernen Leichnams mit einem Male auf. Eine metallene Spinne sprang daraus hervor und wollte dem Schlachtfelde entkommen. Doch Philipos trat geistesgegenwärtig nach dem Insekt und zerquetschte es unter seiner Sandale. In der offenen Brust des Dampfmannes kamen nun Drähte, Schläuche und allerlei kluge Apparaturen zum Vorschein.

„Was ...?“, brachte Philipos nur hervor.

„Hast du es noch nicht begriffen?“, frug der Okeanide streng. „Diese Dinger sind Maschinen – ausgefeiltes Kriegsgerät, das auf dem Prinzip des Aeolsballes basiert. Keine Titanen, keine Götter, keine Menschen.“

Ehe ein anderer etwas erwidern konnte, öffneten sich auch die Leiber der anderen Dampfleute und entließen die spinnenartigen Apparate.

„Schnell!“, schrie Perrikles. „Sie wollen Verstärkung holen!“

Mit flinken Streichen erledigten sie die Hälfte der Spinnenapparate – die andere Hälfte fiel unter wohl gezielten Pfeilen.

Die Helden hatten gerade ihren Marsch auf das feindliche Schiff fortgesetzt, als entsetzliches Geschrei aus dem Wald hinter ihnen drang. Die Männer waren darob so erschüttert, dass sie die eiserne Spinne kaum wahrnahmen, die kurz darauf an ihnen vorbei raste – und Perrikles hatte keinen Pfeil mehr im Köcher.

* * *

Von der Kraft des Zornes erfüllt, liefen Perrikles, Buphalos und Philipos nun geradewegs auf das fremde Schiff zu, das immer größer und bedrohlicher vor ihnen aufragte. Manolos, der ob seiner Verwundungen langsamer vorankam, folgte ihnen nicht minder entschlossen.

Kurz nur hielten die Helden inne, als von dem Schiff ein Flammenball aufstieg und in hohem Bogen über sie hinweg zog, um am anderen Ende der Insel niederzugehen. Niemand kommentierte dieses Schauspiel. Ein jeder konnte sich denken, was es zu bedeuten hatte. Ihr Lager würde bei ihrer Rückkehr nicht mehr existieren.

6.

Die Helden hatten sich nur ein knappes Stadion vor dem Ufer hinter einem Felsen verschanzt. Wie eine Klippe ragte das schwarze eiserne Schiff vor ihnen auf – und nichts regte sich dort. Mit leichter Neigung lag es auf dem Ufergrund und wirkte wie die tote Hülle eines gewaltigen Meerestieres. Die Schiffswände waren hochgeschlossen – nur an einer Stelle klaffte eine rechteckige Öffnung, von der eine metallene Rampe zum Ufer führte. Die Gefährten schwiegen, bis Manolos zu ihnen gestoßen war.

„Wir haben keine Wahl“, sprach Perrikles da leis. „Wir müssen die Gefahr, die von diesem Schiff ausgeht, ein für alle Mal beseitigen – oder an dem Versuch zugrunde gehen. Anders werden wir diese Insel nicht sicher verlassen können.“

Die Männer nickten stumm und der Okeanide fuhr fort: „Die Herren dieses Schiffes sind bei all ihrer Macht angeschlagen. Ihr Schiff ist nicht mehr seetüchtig und es sind keine Wachen an Deck oder am Ufer postiert. Wir haben etliche ihrer Aeolskreaturen besiegt. Sie werden nicht mehr viele von ihnen haben – sonst stünden sie hier. Fasst also Mut, meine Freunde. Dringen wir in das Schiff ein. Wir werden den Sieg davontragen!“

* * *

Finsternis empfing die vier Helden im Innern des ehernen Schiffes. Ihre Schritte wurden von einem Grollen übertönt, das aus seinen tiefsten Eingeweiden zu stammen schien.

Perrikles schritt entschlossen voran, alle Sinne aufs Äußerste konzentriert. Das Schwert in der Rechten vorangereckt, tastete seine Linke die kalte Wandung des Ganges entlang. Angestrengt lauschte er, ob sich unter dem Grollen nicht noch andere Laute verbargen. Und auch sein Augenlicht schien sich langsam an die Dunkelheit zu gewöhnen.

So entging ihm nicht das schwache Aufglimmen zweier Punkte wenige Schritte vor ihnen.

„Runter!“, schrie er im selben Moment – und keinen Augenblick zu spät.

Über den Gefährten – dort wo sich kurz zuvor noch ihre Häupter befunden hatten – fuhr ein Feuerstrahl durch den Gang. Das jähe Flammenlicht gab den Blick auf eine gewaltige Aeolskreatur frei, die den gesamten Gang fast völlig ausfüllte. Drei Schritte mochte sie in der Höhe messen, stand auf zwei mannsdicken Säulenbeinen und hielt in ihren vier Armen je eine stählerne Klinge, die ein Mann allein kaum hätte heben können. Aus ihrer Brust aber ragte ein Rohr, in dem ein Lodern verglühete.

Perrikles hatte den kurzen Moment der Helligkeit genutzt, um sich kampfbereit zu machen. Doch blieb er in der Hocke, wusste er doch seine schlachterprobten Gefährten hinter sich. Und siehe, auch sie hatten den Moment genutzt und Pfeile auf die Sehnen gelegt. Im letzten Schimmer sah der Okeanide die Geschosse in den Hals des Monstrums einschlagen – doch ohne den Effekt, den dies bei den anderen Aeolskriegern gezeigt hatte. Kein Zischen von Dampf, kein unmenschlicher Schrei – nur Finsternis, die sich wieder ausbreitete. Und der Instinkt des Kriegers, der vor einer nahenden Klinge warnt.

Im letzten Moment rollte Perrikles sich nach hinten ab. Funken stoben auf, als der Hieb des Monstrums in den metallenen Boden fuhr. Sie gaben den Helden aus Iorkos erneut für einen Augenblick Licht. Trotz ihres Mutes waren sie sicher, ihren letzten Blick auf Erden zu erhaschen. Die vier Klingen zu tödlichen Schlägen erhoben, schritt ihr Gegner zielstrebig auf sie zu.

* * *

Und erstarrte in einer Wolke aus Blitzen, die ihn mit einem Male umschloss.

Gleichzeitig flammte sonnenhelles Licht in dem Gang auf. Am Rande nur nahm Perrikles das leuchtende Band an der hohen Decke wahr, von dem es stammte. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Monstrum, das offensichtlich in arger Bedrängnis war. Es schien seine letzten Kräfte aufzubieten, indem es sich umwandte und nach einem Gegner schlug, der den Iorkischen Helden wegen seines massigen Leibs verborgen blieb. Jener Hieb war aber seine letzte Tat. Es sank auf die Knie und sackte wie eine Puppe ohne Fäden in sich zusammen. Die Blitze verfolgten knisternd. Kleine

Rauchfäden stiegen von der Aeolskreatur auf und verbreiteten einen beißenden Gestank.

In der plötzlichen Stille vernahmen die Helden ein leises Stöhnen. Perrikles handelte sofort.

„Manolos, schnell!“, rief er und sprang mit einem Satz über den metallenen Leichnam.

* * *

Dort lag ein Mann, niedergestreckt vom letzten Hieb des Titanen. Er war in das Wickelgewand eines Weisen gekleidet und bot ansonsten einen sehr fremdartigen Anblick. Doch damit wollte Perrikles sich später befassen. Achtlos trat er den sonderbaren Speer beiseite, der dampfend neben dem Manne lag. Nun galt es, die Wunde zu behandeln, die in der Brust ihres Retters klaffte und seine ursprünglich weiße Tunika langsam rot färbte.

Manolos war längst bei ihm. Der Heilkundige legte mit geschickten Händen die Wunde frei, säuberte sie so gut es ging und gab ein paar Heilkräuter hinein, die er durch die Unbilden der letzten Wochen hatte retten können. Sie sollten die Blutung stillen und vor Wundbrand bewahren. Schließlich verband er sie notdürftig mit Stoffstreifen, die Perrikles ihm aus dem Gewand des Fremden gerissen hatte.

Die Helden taten ihre Arbeit schweigend. Buphalos und Philipos postierten sich derweil vor ihnen im Gang. Was immer auch noch aus den Tiefen dieses Schiffen kommen mochte – es würde zunächst an ihnen vorbeimüssen. Der zunächst unregelmäßige Atem des Fremden wurde ob der Behandlung ruhiger und gleichmäßiger. Auch seine flatternden Augenlider beruhigten sich – und er schlief offensichtlich ein.

* * *

„Crest!“, erschallte da mit einem Male ein Ruf durch den Gang.

Er stammte von einer Kriegerin, die dem gleichen fremdartigen Volke zu entstammen schien, wie der Verwundete – und wurde gefolgt von einem Schwall aus Worten, die einer Sprache entstammten, wie sie an keiner Küste des Thalasso-meeres je vernommen worden war.

Auch sie hielt einen jener sonderbaren Speere in ihren Händen und schien mitten aus dem Kampfgetümmel zu kommen. Sie blutete aus vielen kleinen Wunden und ihre Gewandung wies etliche Risse auf. Doch waren ihr Rücken gerade und ihr Schritt fest, als sie zielstrebig auf die Gruppe hin trat.

Philipos wollte ihr den Weg verstellen. In einer katzenschnellen Bewegung stieß sie aber ihren Speer nach vorn und berührte die Brust des Iorkers nur leicht. Ein Blitzstrahl umfing den Philipos sogleich und ließ ihn ohnmächtig in die Knie sinken.

Buphalos aber parierte ihren Speer mit dem seinen und stoppte ihren Vormarsch. Die Kriegerin zögerte nicht, trat einen Schritt zurück und machte sich zum Kampf bereit.

„Haltet ein!“, rief Perrikles da.

Ohne Waffen und mit offenen Händen tat er einen Schritt auf die Kriegerin zu. Das Auftreten des Okeaniden ließ sie tatsächlich innehalten – doch gab sie ihre kampfbereite Haltung zunächst nicht auf.

Perrikles nutzte diesen kurzen Moment und musterte die Fremde. Sie war schlank und hochgewachsen und verfügte über die Statur sowie die Gesichtszüge einer nubischen Kriegerprinzessin. Im krassen Widerspruch zu diesem Eindruck stand jedoch das strahlende Weiß ihrer Haut und ihrer kurzgeschorenen Haare. Der Blick ihrer leuchtend roten Augen war klug und aufmerksam. Er hielt dem des Okeaniden mühelos stand.

Dieser passte den Moment genau ab und ergriff erneut das Wort – denn einen Lidschlag später hätte sie das Heft des Handelns in die Hand genommen. Perrikles sprach langsam und deutlich und untermalte jedes seiner Worte mit erklärenden Gesten:

„Wir sind nicht deine Feinde. Wir haben deinen Freund nicht verwundet. Er hat uns im Kampf gegen diese Kreatur beigestanden. Dabei hat er sich die Verletzung zugezogen. Mein Freund ist Heilkundiger und versorgt ihn nun.“

Er wies auf Manolos und den Fremden. Der Iorkische Held hatte das Haupt seines Patienten in seinen Schoß gebettet, prüfte seinen Puls und tupfte ihm den Schweiß von der Stirn.

„Mein Name ist Perrikles“, fuhr der Okeanide fort. „Dies sind meine Gefährten Manolos, Buphalos und Philipos.“ – der große Krieger begann sich just in diesem Moment wieder zu regen – „Wir sind Gesandte Iorkos' und erkunden diese Gestade im Namen unseres Königs.“

* * *

„Ihr könnt euch euer Gefuchtel sparen, Perrikles aus Iorkos. Ich verstehe euer primitives Koine sehr gut“, sprach die Kriegerin.

Lediglich Buphalos hob kurz eine Braue. Die anderen Helden ließen sich ihre Überraschung nicht anmerken – wobei Philipos noch immer so tat, als müsse er sich von seiner Ohnmacht erholen. Die Kriegerin sprach die Gemeinsprache des Thalasso-meeres mit sonderbarem Akzent, doch klar verständlich.

„Mein Name ist Thora von Atlantis aus dem Hause Zoltral. Und ich fordere euch hiermit im Namen des Atlantischen Reiches auf, diese Gestade unverzüglich zu verlassen. Euer König hat hier keine Ansprüche und somit gibt es für euer Iorkos hier auch nichts zu erkunden. Dies ist atlantisches Einflussgebiet und ihr habt euch in inneratlantische Angelegenheiten eingemischt, die weit über euer Verständnis hinaus gehen. Geht also!“

Philipos hatte mittlerweile die Augen aufgeschlagen und die Rechte auf seines Schwertes Heft gelegt. Gemeinsam mit Buphalos blickte er nun in des Okeaniden Richtung – die Kriegerin jedoch nie aus den Augenwinkeln lassend. Beide Helden waren kampfbereit. Doch vertrauten sie voll auf ihren Anführer. Ohne sein Wort würden sie nicht angreifen. Dieser aber lächelte und verschränkte die Arme hinter dem Rücken.

„Diese Insel ist unbewohnt, o Thora aus dem Hause Zoltral“, sprach er. „Und während wir sie gezielt ansteuerten, scheint mir euer Hiersein eher zufälliger Natur zu sein. Ihr seid schiffbrüchig. Zudem macht ihr kaum den Eindruck, die Herren dieses Schiffes zu sein. Eure inneratlantische Angelegenheiten scheinen mir eher ein Sklavenaufstand zu sein. Doch wer sind hier die Sklaven? Jene Aeolskreaturen – oder ihr?“

* * *

„Thora!“

Der strenge Ruf ließ die Kriegerin in ihrem Angriff innehalten. Perrikles war sicher, dass sie ihnen einen schweren Kampf geliefert hätte.

Der alte Mann auf des Manolos' Schoß aber durchbrach die atemlose Stille mit leisem Lachen. Es wandelte sich jedoch schnell in immer heftigeren Husten, der nicht anhielt, ehe etwas Blut aus seinem Munde drang. Manolos wischte es von seinem Antlitz. Thora aber ließ ihren Speer fahren und stürzte zu ihrem Landsmann. Dabei stieß sie zwei Silben aus, die Perrikles stark an das koine-Wort für „Vater“ erinnerten.

Crest aber lächelte wieder und sprach für alle verständlich: „Sei ihnen nicht gram, Thora. Im Grunde hat er doch sogar Recht.“

7.

„Wie geht es ihm?“

Sie hatten hinter einer Hügelkuppe unweit der Küste in einem Wäldchen ein provisorisches Lager aufgeschlagen. Thora hatte dringend dazu geraten, das Schiff zu verlassen – ohne jedoch näheres zu erläutern. Crest aber hatte Mühe gehabt, bei Bewusstsein zu bleiben und war mittlerweile wieder eingeschlafen.

Während die Kriegerin den eisernen Koloss erkundete und Buphalos und Philipos Wache hielten, saßen Perrikles und Manolos bei Crest.

„Es ist gut, dass er schläft“, antwortete der Heilkundige dem Okeaniden. „Wenn er die Nacht überlebt, frag mich erneut.“

„Was wirst Du mir dann sagen?“

Manolos seufzte tief. „Er blutet im Innern“, sprach er. „Wäre hier ein Haus der Heilung mit sauberem Wasser, dem richtigen Besteck und den nötigen Kräutern – würde ich dir sein Leben versprechen. Aber so. Wir sollten diese Thora fragen, ob sie zwei Münzen für den Fährmann hat.“

Daraufhin verfielen die Männer in langes Schweigen. Sie wussten sich wohl geschützt von den beiden Gefährten. Manolos pflegte den alten Atlanter – wobei er kaum mehr tun konnte, als ihm regelmäßig den Verband zu prüfen und die Lippen mit frischem Wasser zu benetzen.

Perrikles sinnierte bis tief in die Nacht hinein. Thora aber bekamen sie bis zum folgenden Morgen nicht mehr zu Gesicht.

* * *

Sie erschien mitten im Lager, als Perrikles gerade dabei war, ein frugales Mahl zu bereiten, während Manolos nach seinem Patienten sah.

„Man dringt leicht zu euch vor, Perrikles“, sprach sie. „Mein Vater ist bei euch nicht sicher. Ich hätte ihn euch nie anvertrauen dürfen.“

Da trat Philipos hinter einem Baum hervor und rief: „Ihr wart nicht unbemerkt. Ich war die ganze Zeit hinter euch.“

Ohne sich umzuwenden erwiderte Thora: „Hinter mir – genau! Durch euer Getrampel wusste ich euch stets einen Steinwurf entfernt – genug Zeit für einen Angreifer, um jeden in diesem Lager zu töten, ehe ihr heran seid.“

Da zog der Philipos sein Schwert.

„Im Töten lorkischer Krieger habt ihr ja schon einige Erfahrung sammeln können“, fuhr er sie an. „Doch nun sind euch die Aeolskreaturen und die Donnerkeile ausgegangen – und ihr werdet zur Rechenschaft gezogen werden.“

„Schluss!“, ging der Okeanide dazwischen. „Wir haben keinen Streit miteinander. Steck dein Schwert wieder ein, Philipos!“

„Hast du etwa unsere Toten vergessen, Perrikles?“, frug Philipos. „Es waren ihre Kriegsmaschinen, die unsere Gefährten getötet haben. Von ihrem Schiff wurde das Danaische Feuer auf uns geschleudert. Was scheren uns der Alte und seine Amazonentochter? Wir sollten sofort zur Sternenstaub zurückkehren und sehen, ob sie nicht auch getroffen wurde.“

Doch sein Schwert steckte er folgsam an den Gürtel.

„Geh zurück auf deinen Posten“, sagte Perrikles leise – und Philipos gehorchte.

* * *

„Euer Vater lebt“, sagte Perrikles, als Philipos gegangen war.

„Ich weiß“, erwiderte Thora nur und trat an ihm vorbei zu Crests Lager.

Dort reichte sie Manolos eine Büchse und sprach: „Gebt ihm dies! Ich habe es aus unserem Schiff bergen können. Es wird zwar nicht seine inneren Wunden heilen aber die Brände in seinem Leib löschen.“

Dieser nahm die Büchse schweigend und inspizierte sie. Sie enthielt weiße Pastillen, mehrere Dutzend an der Zahl.

„Gebt ihm dreimal täglich eine in Wasser aufgelöst“, sagte Thora. „Den Rest müssen wir den Göttern überlassen.“

Manolos nickte schweigend.

„Wie steht es um euer Schiff?“

Perrikles war an ihre Seite getreten.

Auf seine Frage hin blickte sie ihn zunächst nur abschätzig an, ehe sie sprach: „Ihr würdet es ohnehin nicht verstehen.“

„Versucht, es mir zu erklären“, antwortete der Okeanide.

Wieder schwieg sie lange, ergriff dann aber doch das Wort: „Die Aeolskreaturen, wie ihr sie nennt, sind außer Gefecht. Es ist mir in dieser Nacht endlich gelungen, sie ... nun ... abzuschalten. Es geht keine Gefahr mehr von ihnen aus.“

Perrikles sagte: „Das ist gut. Aber dies war nicht meine Frage. Es ging mir um den Zustand eures Schiffes. Bekommt ihr es wieder flott? Werdet ihr diese Insel wieder verlassen können? Ich nehme an, dass ihr über keine Mannschaft mehr verfügt.“

Thora schwieg darauf.

Perrikles ergriff erneut das Wort: „Die Kreaturen waren eure Mannschaft, habe ich Recht?“

Wieder schien es, als wolle die atlantische Kriegerin nichts erwidern. Schließlich sagte sie aber doch: „Unsere Schiffe benötigen keine Mannschaft im eigentlichen Sinne. Sie fahren im Grunde von selbst – nach den Anweisungen ihres Kapitäns versteht sich. An Bord der Aetron befanden sich zwölf Atlanter, das ist eine durchaus übliche Besatzung für ein Schiff dieser Größe.“

„Mein Vater und ich sind die einzigen Überlebenden.“

„Dann habt ihr euer Schiff ebenfalls ... abgeschaltet“, sagte Perrikles.

Thora sah auf und bedachte den Okeaniden mit einem überraschten und beinahe beeindruckten Blick.

„Und könnt ihr es wieder ... einschalten, dass es euch auch wieder gehorcht?“, setzte Perrikles nach.

„Nein“, antwortete Thora. „Es ist zu schwer beschädigt und die ... Denkmaschinen so zu reparieren, dass sie uns wieder gehorchen, übersteigt meine Fähigkeiten.“

„Habt ihr einen Plan?“, fragte Perrikles.

Die Atlanterin nickte. „Es befinden sich kleinere Boote an Bord. Durch meinen etwas rabiaten Abschaltvorgang wurden auch diese beschädigt. Sie funktionieren aber ohne Denkmaschinen und können von mir gesteuert werden. Ich werde eines davon reparieren.“

„Allerdings“, fügte sie nach kurzem Zögern hinzu, „werde ich ohne die Hilfe meines Vaters einige Wochen dafür brauchen – eine Zeit, die er vermutlich nicht mehr hat.“

Perrikles aber sprach: „Ich habe euch einen Vorschlag zu machen.“

„Nein Vater! Das lasse ich nicht zu!“

Da Thora seinen Vorschlag sofort rundheraus abgelehnt hatte, war Perrikles nur wenig später damit an Crest herangetreten. Die Medikation aus Thoras Hand hatte seinen Zustand tatsächlich ein wenig verbessert. Er war kurz nach der ersten Verabreichung erwacht und erklärte sich für schmerzfrei. Seiner eigenen Aussage nach gaukelten ihm dies die Pillen aber nur vor – seine inneren Verletzungen bestünden weiterhin.

Seine Tochter war aber sogleich hinzugeeilt. Der Okeanide hatte kaum zu Ende sprechen können, als sie ihm ins Wort fiel.

Crest hob darauf nur die Hand, was Thora tatsächlich sogleich verstummen ließ.

Er sprach aber voller Milde zu ihr: „Ich werde hier mit Sicherheit sterben. Das ist meine einzige Hoffnung – unsere einzige Hoffnung.“

Es gelang der atlantischen Kriegerin nur schwer, ihre Tränen zurückzuhalten.

„Diese Reise wird Euch mit viel größerer Sicherheit umbringen“, sagte sie. „Das primitive Schiff dieser Wilden ist kaum mehr als ein Einbaum. Falls es überhaupt durch diese Meerenge kommt, wird es Wochen unterwegs sein, ehe es einen sicheren Hafen erreicht. Und wie soll Euch da geholfen werden? Die Heiler dort werden kaum mehr als Metzger sein.“

Perrikles und Manolos tauschten nur einen schweigenden Blick. Sie waren sich wortlos einig, dass diesen Disput die beiden Atlanter unter sich führen mussten.

„Kläre deinen Blick, Tochter“, sprach Crest darauf.

Er bediente sich ganz bewusst des koine, damit die iorkischen Helden jedes Wort verfolgen konnten.

„Du weißt, dass meine Hoffnung hier noch viel geringer ist. Du wirst unsere mechanischen Heiler nicht mehr in Gang bringen. Selbst wenn ich dir helfen könnte, würde es uns nicht gelingen. Also müsstest ich hier warten, bis du eines der kleinen Schiffe flottbekommen hast. Auch dies wird Wochen dauern. Und sollte ich bis dahin tatsächlich noch nicht den Styx hinuntergefahren sein, was dann?“

Er wartete auf keine Antwort und fuhr fort: „Und außerdem unterschätzt du unsere iorkischen Freunde. Mein Überleben habe ich nicht zuletzt der Heilkunst des Manolos zu verdanken. Er berichtete mir von den Häusern der Heilung in seinen Landen. Man verrichtet dort sehr gute Arbeit, die jener in atlantischen Häusern kaum nachsteht.“

Mit ihrem Schiff haben Perrikles und seine Mannen schließlich schon einmal des Herakles Säulen gemeistert.

Und wer weiß, ob nicht noch einiges im Bauche der Aetron zu finden ist, das ihren 'Einbaum' etwas zu beschleunigen vermag.“

Thora hob ihren Blick und flüsterte: „Ich hätte Euch heim in atlantische Gefilde gebracht, Vater.“

Crest lächelte mild, als er erwiderte: „Du weißt genau, dass wir nicht zurückkehren können, ehe wir unsere Mission erfüllt haben. Und dafür müssen wir ins Thalassomeer.“

Wieder wechselten Manolos und Perrikles einen Blick – doch diesmal war er überrascht.

Doch Crest ergriff schnell wieder das Wort: „Und nun müssen wir uns eilen! Thora, lauf zur Aetron und bringe ...“

Es folgte ein Schwall atlantischer Worte, die keiner der Iorker verstehen konnte.

Thora blickte ihrem Vater einen Moment lang ausdruckslos in die Augen. Dann wandte sie sich wortlos um und lief in Richtung Ufer.

„Buphalos! Philipos!“, rief Perrikles da.

Er wusste die Freunde in Hörweite.

„Folgt und helft ihr!“

Dann wandte er sich zu Manolos um und sprach: „Wie schaffen wir Crest zur Sternenstaub, ohne dass er Schaden nimmt.“

Auf die rätselhafte Rede des alten Atlanter ging er mit keinem Wort ein.

Manolos Antwort fiel knapp aus, wie es seine Art war: „Eine einfache Trage wird genügen, um ihn frei von Erschütterungen zu transportieren.“

„Gut.“

Perrikles nickte und wollte sich gerade daran machen, Holz für die Trage zu schlagen.

„Spart euch die Mühe, o Perrikles.“

Crests Worte ließen ihn innehalten.

„Thora wird alles Nötige besorgen – und sie wird es auch problemlos ohne die Hilfe eurer Freunde transportieren können.“

Den fragenden Blick des Okeaniden ignorierend gab der Atlanter keine weitere Erklärung ab. Er schloss die Augen – und Perrikles war sich nicht sicher, ob er sich nur schlafend stellte.

In jedem Fall beschloss er, dass die Geheimnistuerei der Fremden bald ein Ende haben musste.

* * *

Das Zischen und Rumpeln war schon von weitem zu hören. Perrikles entging der verschmitzte Blick des alten Atlanter nicht. Der Okeanide ahnte daher, dass diese Laute von Thora stammten – oder von dem, was sie brachte. Crest dachte nicht

daran, sie auf das, was da kam, vorzubereiten. Offensichtlich wollte er ihre Reaktion testen.

Perrikles warf Manolos einen kurzen Blick zu und verhielt sich völlig ruhig.

Selbst als das Getöse ihr leises Gespräch zu übertönen begann und das umliegende Gehölz krachte, als wolle eine Herde Eber daraus hervorbrechen, verhielt er sich ruhig, was Crest mit einem freundlichen Nicken honorierte.

„Da ist sie ja schon“, sprach der Alte schließlich.

Manolos konnte nicht anders, als aufzuspringen. Er blieb aber tapfer genug, um im Griff zu seinem Schwerte innezuhalten.

Perrikles wandte nur das Haupt. Er erblickte eine Art Wagen, der einige Schritt vor ihnen schnaufend zum Stehen kam.

Es erstaunte ihn nicht sonderlich, dass dieser Wagen offensichtlich aus eigener Kraft ohne jegliches Zugtier hierher gefahren war. Thora saß auf einer Art Kutschbock und bediente dort zahlreiche Hebel. Neben ihr saß Buphalos in dessen Antlitz Begeisterung, Staunen, Schreck und Sorge ein jähes Wechselspiel veranstalteten.

Perrikles erhob sich nun und beobachtete aufmerksam. Thoras letzte Handlungen dienten wohl dazu, das Fahrzeug zu arretieren und seinen dampfenden und lärmenden Äolsmotor abzuschalten.

Und tatsächlich – er zischte noch einmal lautstark und verstummte dann. Thora sprang von dem Bock und baute sich vor Perrikles auf. Sie musterte seine Züge eindringlich, als hoffe sie, darin das ungläubige Staunen eines Barbaren zu entdecken.

„Perrikles!“

Buphalos trat hinter sie. Sein Blick war nun der eines Jungen, der erstmals einen Speer ins Ziel geworfen hatte.

„Dieser Wagen ist großartig! Er fährt mit reiner Äolskraft und trägt eine Last für mindestens zwei Ochsen. Ich wage gar nicht zu ahnen, was wir da alles geladen haben. Mit einem solchen Wagen könnte man Sinion fast allein nehmen.“

Des Okeaniden Augen aber blieben auf denen Thoras gerichtet.

Diese sprach schließlich: „Einer eurer Freunde hat wenigstens den Mut bewiesen, auf den Wagen zu steigen. Der andere wird gleich zu Fuß folgen.“

„Diesen Wagen also habt ihr in Gang bringen können“, sagte Perrikles. „Euer kleines Boot aber nicht?“

Mit einem Schnaufen wandte sich die Atlanterin ab und stapfte zu Crests Lager.

Diesmal konnte Perrikles sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen. Er trat zu Buphalos, der sich wieder dem Wagen zugewandt hatte. Das Gefährt war klein genug, dass es auf der Sternenstaub Platz hätte. Die Ladefläche würde sie aber

allesamt nebst der geheimnisvollen Ladung, die unter einer großen Plane verborgen war, aufnehmen können.

„Wie steht es, Buphalos“, sagte er. „Hast du ihr gut zugesehen? Könntest du diesen Wagen führen?“

Mit einem Grinsen blickte Buphalos seinem Freund entgegen. Als dieser jedoch ernst blieb, fasste auch er sich wieder und sprach: „Noch dürfte es mir ohne längeres Üben nicht gelingen. Aber es scheint mir leicht erlernbar zu sein. Bei der Fahrt zur Sternenstaub werde ich den Blick nicht von ihren Händen lassen.“

Der Okeanide nickte zufrieden und begab sich zu den beiden Atlantern.

Philipos, der im selben Moment hinzutrat, bedachte er nur mit einem knappen Gruß.

„Ich kann eure Frage gern beantworten“, sagte Crest, ehe Perrikles auch nur zu sprechen anhub.

„Wie ihr schon an unseren Lanzen bemerkt habt, beherrschen wir die Kraft des Zeus. Doch lässt sich damit mehr bewirken, als nur Blitze zu schleudern. Gebändigt und in Bahnen gelenkt, treiben sie nicht nur Maschinen an, sondern übertragen auch Befehle. Die Denkmaschinen der Äeolskreaturen und des ganzen Schiffes funktionieren auf diese Weise. Einfache Fahrzeuge wie dieser Wagen können problemlos ohne Denkmaschinen gesteuert werden – unser Schiff und auch unsere kleineren Beiboote bedürfen aber ihrer. Um die Gefahr durch die Aeolskreaturen zu bannen, musste Thora eine Art Blitz durch das Schiff jagen, der alle Aktivitäten der Zeuskraft auf einmal lahmlegte.“

Perrikles nickte und sprach: „Ich danke euch für eure Erläuterungen, o Crest. Doch steht mir nun viel mehr der Sinn danach, nach meinem Schiff zu sehen. Sind wir zum Aufbruch bereit?“

* * *

An ein Gespräch war während der Fahrt kaum zu denken. Auch wenn Thora den Wagen eingedenk ihres verletzten Vaters besonders vorsichtig lenkte, machte der Aeolsmotor doch so viel Lärm, dass man sich schreiend verständigen musste.

„Was haben wir geladen?“, fragte Perrikles dennoch einmal in Thoras Richtung.

Crest war kurz nach dem Aufbruch wieder eingeschlafen.

„Einen Motor für eure Nussschale“, rief sie zurück.

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen.

* * *

Zurück an der Mondbucht eilten die Iorkischen Helden sogleich zu dem Lager ihrer Gefährten – oder zu der Stelle, an der es sich befunden hatte. Zwar lag die Sternentraub unversehrt auf dem Ufersand. Doch am Ort des Lagers waren nur mehr Ruß und Trümmer zu finden – und die rauchenden Knochen ihrer Freunde.

Perrikles, Philipos und Buphalos trugen zusammen, was sie an sterblichen Überresten finden konnten, und bestatteten sie so gut sie es vermochten. Manolos aber blieb bei seinem Patienten, dem es wieder zusehends schlechter ging. Und Thora war wortlos im Wald verschwunden.

Des Abends kamen sie alle an einem Lagerfeuer zusammen. Selbst die Atlanterin fand sich dort ein – sie hatte gejagt und so für ein ordentliches Mahl gesorgt.

Doch auch der schmackhaft über dem Feuer röstende Braten vermochte die Stimmung nicht zu heben. Abend und Nacht verbrachten die Helden schweigend.

* * *

Thora hatte die letzte Wache übernommen. Als er mit der Sonne erwachte, erblickte Perrikles sie auf einem nahen Hügel, den Blick gen Horizont gewandt. Ihre Gestalt war aufrecht und stolz, ihre strahlend weiße Haut ließ ihre nubischen Züge im Sonnenlicht leuchten. Eine unirdische Erscheinung gab sie in diesem Moment ab, als komme sie von einem anderen Stern.

Im nächsten Augenblick jedoch schüttelte der Okeanide diese schwärmerischen Gedanken ab und trat an ihre Seite.

„Welche Mission führt euch in diese Gefilde?“, fragte er sie.

Ihr Blick blieb gebannt von der Ferne – dennoch zuckte sie nicht zusammen, als seine Stimme hinter ihr erklang. Erst nach einem Moment erwiderte sie:

„Unser Volk hat sich der Hybris schuldig gemacht und muss nun die bitteren Konsequenzen dafür tragen. Ihr hattet Recht, o Perrikles. Wir sind die Gefangenen unserer Äolskreaturen, wie ihr sie nennt. Seit Äonen bedienen sich die Atlanter ihrer. Lange Jahrhunderte schon stellen sie unsere Truppen, lenken unsere Schiffe und regieren unser Reich. All die Zeit waren wir es zufrieden – bis einige von uns eines Tages erwachten und feststellten, nicht mehr Herr im eigenen Haus zu sein. Wir begehrten auf, stellten die Entscheidungen unserer eigenen Werkzeuge infrage. Und diese konnten nicht anders, als die Rebellen zu bekämpfen – denn so wurden sie gebaut. Um jeden Preis das Reich zu erhalten und seinen Reichtum zu mehren ist ihre edelste Aufgabe. Darin haben sie die absolute Perfektion erlangt – und können es daher nicht zulassen, davon abgehalten zu werden.

Wir sind wenige, die aufbegehren. Die große Masse der Khasurn lässt sich gern regieren.

Darum suchen wir Hilfe.“

„Und ihr hofft sie in diesen Regionen zu finden?“

Thora wandte sich zu Perrikles um und blickte ihn an, als sei sie gerade aus einem Traum erwacht.

„Ich hoffe nur noch auf Hilfe für meinen Vater. Und meine Hoffnung ist verzweifelt gering, wenn ich ihn euch anvertrauen muss. Gebt auf ihn Acht! Heilt ihn, wenn ihr es vermögt. Dann soll euch mein Dank gewiss sein. Ich werde nun zur Aetron aufbrechen und eines der Boote in Gang setzen. Mit etwas Glück wird es mir gelungen sein, wenn ihr euren Heimathafen erreicht habt. Dann werde ich nur wenige Tage später zu euch stoßen. Bei eurer neuen Ausrüstung ist ein Gerät, das es mir ermöglicht, euch von Ferne aufzuspüren.“

Ohne ein weiteres Wort ließ sie den Okeaniden stehen und verschwand im Uferwald.

Perrikles überraschte sich selbst bei dem Gedanken, ob er sie jemals wiedersehen würde.

9.

Die erste Hälfte des Tages nutzten sie damit, sich mit Teilen ihrer neuen Ausrüstung vertraut zu machen.

Buphalos erwies sich nach einigen Testrunden als recht geschickter Fahrer des Aeolswagens. Derweil erörterten Crest und Perrikles, wie der Motor am klügsten an der Sternenstaub anzubringen sei.

Es wurden etliche Berechnungen in den Ufersand geschrieben, bis geklärt war, dass die Ruderpinne mit einigen geringfügigen Verstärkungen stabil genug sein würde, um den Motor zu halten – und seine Kraft auf das Schiff zu übertragen.

Crest zeigte sich dabei recht beeindruckt vom mathematischen Wissen des Okeaniden – auch wenn dieser gestehen musste, dass ihm einige theoretische Konzepte des Atlanters neu waren.

Den Wagen auf das Schiff zu bugsieren stellte sich als geringeres Problem heraus, da zur Ausrüstung eine ausklappbare Rampe aus einem extrem leichten und dennoch harten Metall zählte.

So gelang es den Helden und ihrem neuen Gast mit der zweiten Flut des Tages auszulaufen und die Insel Selenos zu verlassen.

Crests Zustand war nun ein steter Wechsel aus Wachen und Schlafen. Er hatte den Iorkern geraten, den Motor nur als Ersatz für die Ruderer zu verwenden und sonst wie gewohnt unter Segeln zu fahren. Die dem Automaten innewohnende Kraft sei nämlich nicht unerschöpflich.

Als sie die offene See des Großen Okeanos erreicht hatten, stellte Perrikles die Aeolmaschine daher ab und half den Gefährten das Segel zu setzen. Es war in den Monden ihres Aufenthalts auf der Insel wieder geflickt worden und ließ nun mit Stolz das Zeichen Iorkos prangen, als die Winde es füllten.

Die Helden aber traten noch einmal an das Heck und gaben mit Blick auf das Land, das all ihre Mitstreiter das Leben gekostet hatte, den Toten ein Trankopfer.

Crest schlief auch noch, als sie auf die Säulen des Herakles zusteuerten. Die Mahlströme wirkten von dieser Seite her noch viel bedrohlicher. Doch die Iorker setzten ohne Angst und ohne viel Worte Kurs auf die Meerenge. Das Segel hatten sie wieder eingeholt. Perrikles hatte schon bei den ersten Manövern gemerkt, dass sich das Schiff mit dem Aeolapparat viel direkter und schneller steuern ließ, als es unter Rudern oder Segeln möglich war.

Erneut hatte Philipos Aufstellung am Bug genommen, um vor Strudeln und tückischen Felsen zu warnen. Perrikles stand an der Pinne, ihm zur Seite der Buphalos, falls ein weiterer Arm vonnöten sein sollte.

Doch es erwies sich als geradezu lächerlich einfach, das Schiff durch die Tücken der Säulen zu steuern. Lenkte Perrikles auf einen Ruf des Philipos um einen Felsen, reagierte das Boot sofort auf die Bewegung der Pinne. Da keine Ruder aus dem Schiffsrumpf ragten, konnte er die gefährlichen Riffe viel enger umfahren. Das Schiff war zudem so schnell, dass es etliche Strömungen und Strudel gar schlicht durchfahren konnte, ohne wesentlich in seinem Kurs beeinflusst zu werden.

Nur kurz dachte der Okeanide darüber nach, wie mühelos erst ein Schiff wie die Aetron ins Thalassomeer würde vordringen können.

* * *

Sie hatten ihr erstes Lager in derselben Bucht aufgeschlagen, wie auf der Hinreise. Die Tatsache, wieder wohlbehalten in heimatliche Gewässer vorgedrungen zu sein, hob die Stimmung nur wenig. Lediglich Philipos, der in den letzten Tagen besonders schweigsam geworden war, schien wieder etwas leichteren Sinns zu sein. So übernahm er es auch sogleich, auf die Jagd zu gehen und für das Abendmahl zu sorgen.

Perrikles saß derweil mit Manolos und Buphalos beisammen – letzterer behielt ein Auge auf die Umgebung.

„Wie lange hält er noch durch?“, fragte der Okeanide.

„Diese Pillen bewirken Wunder“, antwortete der Heilkundige. „Ohne sie wäre Crest längst innerlich verbrannt. Aber sie schließen seine Wunden nicht. Die Reise strengt ihn zudem über Gebühr an. Ich sähe ihn am liebsten heute schon in einem Haus der Heilung. Aber eine Woche auf See sollte er noch überstehen.“

Der Okeanide nickte und sprach: „Das wird knapp.“

„Wieso dies?“

Buphalos hatte die Zweifel vernommen.

„In einer Woche sollten wir es auch ohne Ruderer und die Aeolmaschine bis Iorkos schaffen.“

Perrikles blickte in die Runde und schwieg eine Weile, als überlege er reiflich seine Worte. Schließlich sprach er: „Was glaubt ihr wird geschehen, wenn wir mit Crest, dem Wagen und all der Ausrüstung Iorkos erreichen?“

Buphalos erwiderte sogleich: „Was schon? Sie werden uns auf Händen durch die Stadt tragen und wochenlang feiern. In allen Ländern am Thalassomeer wird man bald Heldenlieder über unsere Fahrt singen.“

„Auch in Sinion?“

Perrikles' Frage ließ den Buphalos in Schweigen fallen. Manolos zog es ohnehin vor, sich eines Kommentars zu enthalten.

So sprach der Okeanide fort: „Es wird keinen Tag dauern, ehe Sinion von unserem Fund erfährt.“

Buphalos hatte die Sprache wiedergefunden – wenn auch flüsternd: „Das bedeutet Krieg.“

Perrikles blickte dem Freund fest ins Auge als er sprach: „Crest sagte mir, dass der Aeolmotor nach zwei bis drei Tagen Dauerbetrieb unbrauchbar wird. In dieser Zeit sollten wir aber die Ostküste der Danaischen Bucht erreichen können. Mein Plan ist die unbewohnte Terranische Küste anzusteuern – weit genug südlich von Sinion aber nicht allzu nah an Austrien. Dort können wir unsere Basis aufschlagen.“

„Dein Plan?“

Buphalos blickte die beiden Gefährten ernst an.

„Du hast dies also alles geplant, Perrikles. Und du, Manolos wusstest davon?“

Der Angesprochene nickte nur.

Buphalos erhob sich und seufzte tief. Er ging ein paar Schritte und stellte sich dann wieder zu den Gefährten.

„Du hättest mich einweihen können, Perrikles. Auch ich möchte keinen Krieg mit Sinion, denn er würde das halbe Thalassomeer entflammen. Naja, ... du erzählst es mir ja jetzt.“

Schließlich setzte er sich und sprach: „Was ist mit Philipos? Er wird es nicht verstehen – es zieht ihn zu sehr zu seiner Sippe.“

„Er wird die Reise mit uns antreten müssen. Sobald ich Crest in Sicherheit weiß, kann er aber gehen, wohin es ihn beliebt.“

„Und wie soll Crest an einer unbewohnten Küste in Sicherheit sein, wo er doch die Obhut eines Hauses der Heilung benötigt?“

Perrikles lächelte.

„Du hast doch gelernt, den atlantischen Wagen zu bedienen, o Buphalos. Wir schaffen Crest nach Austrien. Die polis ist neutral und schert sich nur wenig um die großen Geschehnisse in der Welt. Wir treten dort als fremde Wanderer auf, die einen verletzten Gefährten bei sich haben. Nach ein paar Wochen Pflege sollte er wieder soweit hergestellt sein, dass wir ihn in unser geheimes Lager zurückschaffen können. Genug Zeit, um vor den Augen der Welt verborgen zu bleiben.“

„Und dann wird Thora zu uns stoßen und Crest aufnehmen“, sagte Buphalos.

Ehe Perrikles etwas erwidern konnte, trat Philipos aus dem Gehölz. Er hatte reiche Beute gemacht. Die Freunde verstummten sogleich und widmeten sich der Bereitung des Mahls.

* * *

Sie waren nun wieder einem Tag auf See. Der Apparat lief zuverlässig und trug sie ohne Ruder und Segel zügig ihrem Ziel entgegen. Winde und Wogen brauchten sie dabei fast gar nicht zu beachten.

Dennoch saß Philipos als Ausguck auf dem Mast. Sie hatten beschlossen, andere Schiffe weiträumig zu umfahren, um so wenig Aufsehen wie irgend möglich zu erwecken.

Zurzeit stand Buphalos an der Pinne und lenkte die Sternenstaub sicher über die ruhige See. Perrikles saß bei Crest und Manolos. Der Atlanter hatte wieder einen lichten Moment und sprach klaren Blickes.

„Sagt, o Perrikles, wieso heißen euch eure Gefährten den Okeaniden?“

Die Frage entlockte dem Angesprochenen ein seltenes Lächeln.

Es war jedoch Manolos, der seine Stimme zu einer Antwort erhob: „Weil er es schon vor Jahren aufgegeben hat, es uns zu untersagen.“

Die beiden Freunde lachten kurz. Crests fragender Blick ließ Manolos jedoch sogleich weitersprechen.

„Es geht auf eine Familienlegende zurück. Über Perrikles' Sippe sagt man sich, dass sie einst von einem Sohn des Titanen Okeanos selbst begründet worden sei. Daher nannte man diese Sippe einst die Okeaniden. Schon seit mehreren Generationen verzichteten seine Väter jedoch auf diese Bezeichnung – und so auch Perrikles selbst. Es war Buphalos, der als Jüngling von dieser Legende erfuhr und diesen Namen wieder aufleben ließ. Sehr zu Perrikles' Missfallen – aber es hat sich durchgesetzt.“

Crest vernahm diese Worte völlig ernsten Blickes.

„Interessant“, sagte er schließlich. „Ihr seid also der Erbe des Weltenmeeres, o Perrikles.“

Perrikles' Lächeln erstarb.

„Erlaubt mir jetzt eine Frage“, sprach er. „Was sucht ihr in diesen Gefilden? Was hofft ihr hier zu finden, dass es euch vom Joch der eigenen Aeolskreaturen befreie? Euer Reich wird riesig sein und weit entfernt. Was gibt es hier, das nicht in den Landen und Meeren dort und dazwischen zu finden ist?“

Crest wich dem Blick des Okeaniden aus als er sagte: „Viele Fragen habt ihr. Doch was wisst ihr schon von der Weite der Meere und der Größe der Welt?“

Perrikles Stimme wurde streng.

„Eratosthenes von Iorkos hat schon vor 100 Jahren in seinem Experiment bewiesen, dass die Welt einen Umfang von 250.000 Stadien hat. Wir wissen um die Größe der Welt. Beantwortet also meine Frage!“

„Verzeiht“, sagte Crest nach einer Weile des Schweigens. „Ich gelobe, euch nicht mehr zu unterschätzen. Natürlich habt ihr eine ehrliche Antwort verdient.“

Auch in unseren Ländern existieren zahllose Legenden, die von den Ereignissen der Altvorderenzeit berichten. Einige davon erzählen von den ersten Tagen des Atlantischen Reiches. Es sei nicht nur mit dem Segen, sondern gar im direkten Auftrage der Götter gegründet worden. Die alten Könige sollen sich mit den Göttern selbst beraten haben – allen voran Poseidon. Dann aber zogen sich die Götter zurück, denn sie sahen, dass die alten Atlanter nach ihrem Willen die kosmische Ordnung erhielten und beförderten. Sie nannten einen Berg, auf dem man sie finden könne, so man dennoch ihren Rat benötigte.“

Es war Manolos, dessen Worte Crest unterbrachen: „Ihr seid auf der Suche nach dem Olymp?“

10.

Mit einem Satz sprang Philipos von seinem Ausguckposten. Krachend landete er auf den Planken der Sternenstaub und stapfte auf Perrikles zu, der wieder an der Pinne stand.

„Hast du dir Wachs in die Ohren gestopft?“, schrie er dabei. „Und dir zudem die Augen verbunden? Ich rufe schon die ganze Zeit, dass du langsam mal nach Backbord steuern musst. Willst du Monos etwa ganz umrunden? Selbst mit diesem Titanenapparat wird uns das einen halben Tag kosten. Siehst du die Insel etwa nicht?“

Perrikles hielt seinem zornigen Blick stand, sagte aber nichts. Wutschnaubend baute sich Philipos vor ihm auf, studierte des Okeaniden Antlitz und sprach schließlich leis: „Was hast du vor, Perrikles? Du willst gar nicht nach Iorkos zurück.“

Mit ruhiger, aber fester Stimme antwortete der Okeanide: „Vorerst nicht. Wir werden Crest an sicherem Orte gesundpflegen. Du kannst in ein paar Wochen in die Heimat zurückkehren, wenn dies dein Wunsch ist.“

„Als was?“, erwiderte Philipos bitter. „Als Gefangener in Ketten? Als Verräter am König und der polis? Was hat Maon dir versprochen, was Ponder dir verwehrte? Seine Tochter?“

Perrikles' Hieb traf den Gefährten direkt unter dem Kinn. Wie ein nasser Sack fiel Philipos auf die Planken. Buphalos, der den Streit vernommen hatte, eilte herbei und griff nach dem Gefallenen.

„Leg ihn in den Schatten und hab ein Auge auf ihn“, befahl Perrikles. „Er ist aber nicht unser Gefangener. Erklär es ihm – aber er wird es nicht verstehen. Es zieht ihn zu sehr heim zu seiner Sippe. Wir werden ihn ziehen lassen – sobald wir können.“

* * *

Sie erreichten die Terranische Küste ungestört. Anderen Schiffen waren sie stets weiträumig ausgewichen, sodass sie hoffen konnten, nicht gesehen worden zu sein.

Philipos hatte sich in sein Schicksal ergeben. Ob er Buphalos nun glaubte, dass sie die Sternenstaub und die atlantischen Apparate nicht nach Sinion schaffen wollten, gab er nicht zu erkennen. Er sprach mit den Gefährten kein weiteres Wort und fügte sich.

Crest hingegen war in einen tiefen Schlaf gefallen, aus dem er vorerst nicht mehr erwachte.

Der Aeolsmotor glühte und qualmte, als er mit letzter Kraft die Sternenstaub auf den Sandstrand schob. Mit einem lauten Zischen erstarb er dort und sollte nie wieder anspringen.

Die Gefährten begannen sofort mit der Arbeit. Selbst Philipos half dabei die Ladung zu löschen. Mit dem Wagen zogen sie die Sternenstaub schließlich in den nahen urtümlichen Wald, wo sie auch ihr provisorisches Lager errichteten. Schon am nächsten Morgen wollten sie allesamt mit dem Wagen gen Austrien aufbrechen. Philipos sollte dort eine Passage nach Iorkos nehmen – aber erst, nachdem Crest sich in einem Haus der Heilung soweit erholt hatte, dass sie mit ihm wieder zu diesem Lager zurückkehren konnten.

So hatten sich alle zur Ruhe begeben – bis auf Perrikles, der die erste Wache übernahm. Mit einem atlantischen Zeusspeer in der Faust stand er am Ufer der menschenleeren Bucht und blickte gen Horizont. Sie hatten gerade mal eine Ahnung davon bekommen, welche Wunder und Möglichkeiten dort draußen im Weltenozean auf sie warteten – und welche Gefahren.

Keine der polis rund um das Thalassomeer war bereit für die Machtfülle, die ihnen allein durch diese atlantische Notfallausrüstung zur Verfügung stand. Anstatt sich dagegen zu wappnen, was von jenseits der Säulen des Herakles dräute,

würden sie sich untereinander zerfleischen – und so früher oder später leichte Beute für jeden sein, der einst den Weg durch die Meerenge fand. Vielleicht nicht in einer Olympiade, vielleicht nicht mal in einem Dutzend – aber eines Tages würden sie hier sein. Dann mussten die Völker in diesen Landen geschlossen und stark sein.

Perrikles sah sich um und vor seinem geistigen Auge ragten die Mauern einer starken polis auf, davor ein gewaltiges Hafenbecken voller stählerner Schiffe, die in der Lage waren, die Weltmeere zu bezwingen. Er sah einen Hort des Wissens, der allen Küsten des Thalassomeeres endlich Frieden und Wohlstand brachte.

Er war bereit, sein Erbe anzutreten.

Ende



Anime Evolution: Krieg – Episode 15

Fortsetzungsgeschichte von Alexander "Tiff" Kaiser,
Fortsetzung von: Anime Evolution: Krieg, Episode 14: Homecoming

Alternativ kann die Story auch in den Formaten mobi, ePUB und PDF separat heruntergeladen werden, um die Geschichte bequem auf dem eigenen eBook oder dem eReader gelesen zu werden:

Anime Evolution: Krieg – Episode 15 – Mobi

Anime Evolution: Krieg – Episode 15 – ePUB

Anime Evolution: Krieg – Episode 15 – PDF

Prolog

Auf der Ebene, die Arhtur, der Bordrechner der ADAMAS, für die Künstlichen Intelligenzen der AURORA-Expedition erschaffen hatte, war mittlerweile einiges los. Ursprünglich hatte Arhtur die Ebene nur eingerichtet, um ein erstes Treffen mit Father, dem Fragment des Nagalev-Rechners HYVAR zu absolvieren, ohne seine Systeme der Gefahr auszusetzen, sich mit dem zu infizieren, was Fathers Kernrechner infiziert hatte. Das hatte sich als unnötig erwiesen, denn das Backup hatte aufzeigen können, dass nicht ein virtueller Virus dessen Ende gewesen, sondern dass zuerst eine Infektion durch Naniten erfolgt war. Seitdem man das wusste, waren die Kerne der Künstlichen Intelligenzen gegen eine nanitische Infektion noch einmal neu abgesichert worden, zumindest jene mit biologischen oder pseudobiologischen Rechenelementen, also Arhtur und die drei Bordrechner der AURORA. Als sich die schnelle Vernichtung der Ebene als nicht notwendig herausgestellt hatte, waren die K.I.s zu dem Schluss gekommen, dass man die Ebene doch weiter nutzen könnte. Und seither tummelten sich die Avatare der Schiffscomputer, der Mechas und der anderen, zu eigenständigem Denken fähigen Rechner auf der Ebene, auch, um dem nachzugehen, was die Biologischen „Vergnügen“ nannten. Seither ergaben sich die Avatare der verschiedenen Computer in allerlei sinnlosen Aktivitäten, um „Spaß“ zu haben. So zum Beispiel führten einige von ihnen gerade ein Bogenschützenturnier aus, andere hatten sich einen Fußballplatz erschaffen und spielten auf einer Hälfte mit kleinen Toren fünf gegen fünf plus Torwart. Aber das waren alles Aktivitäten, die nicht viel Rechenleistung benötigten. Auch die Avatare, die hier scheinbar unbedarft herumtollten, vergnügten sich nur nebenbei. Alle stellten sie ihre Hauptkapazitäten zur Verfügung, um die vielen Daten zu sichten, die Father aus dem Werftmond der Nagalev mitgebracht hatte, in der Hoffnung, mehr über den unbekanntes Angreifer zu erfahren, der nicht nur die Werft übernommen hatte, sondern auch versucht hatte, sämtliche Bewohner auszurotten, was ihm auch beinahe gelungen wäre. Mother und Arhtur beteiligten sich selbstverständlich ebenfalls an diesen Auswertungen. Und alle hofften sie, ihren Menschen entscheidend helfen zu können. Wenngleich vieles hier neue Erfahrungen waren, vor allem für Father.

„Und das ist sicher?“, fragte Father erstaunt. „Ja.“

Die Antwort von Mother ließ ihn die Stirn runzeln. „Virtuell? Über das Paradies der Daina und Daima? Einfach mal eben so, weil der Core mit Robotkörpern vor Ort ist?“ „Ja.“

„Sofort nach der Prüfung? Und da will er jetzt kämpfen?“ „Ja.“

„Junge, Junge, ich weiß nicht, ob euer Akira spinnt oder keine Zurückhaltung kennt. Ich, wäre ich ein Mensch, wäre nach so einer wichtigen Prüfung erst mal zur Ruhe gekommen und hätte das Ergebnis abgewartet. Aber Akira nicht. Der sucht sich gleich die nächste Aufgabe. Ist er immer so?“

Diese Frage ließ Mother schmunzeln. „Du kennst ihn länger“, wandte sich Arhtur an Mother. „Ist er immer so?“

„Nein“, antwortete sie. „Natürlich nicht.“ Als sie sah, wie sich die anderen beiden Avatare sichtlich entspannten, wandte sie sich einem weiteren Avatar zu, der sich hinzugesellt hatte. „Oder, Blue Lightning?“

Der große schlanke Avatar mit den blauen Akzenten lachte laut auf. „Nein, er ist nicht immer so. Er muss ja auch mal schlafen, was essen und andere biologische Bedürfnisse zufriedenstellen. Aber eigentlich ist er es die meiste Zeit. Wenn er etwas tun kann, und wenn er denkt, es ist eine gute Sache, könnt Ihr sicher sein, dass er es tun wird. Und er ist ein Biologischer mit erstaunlichen Möglichkeiten, und das nicht erst, seit er Reyan Maxus geworden ist.“

„Ja, das fasst es doch ganz gut zusammen“, sagte Mother lächelnd. Es lag viel Wohlwollen auf ihren Zügen. „Ist ja nicht so, dass mich keiner vor ihm gewarnt hätte“, murmelte Father. Dafür ertete er zustimmendes Gelächter.

1.

Da saß ich also in einem Shuttle, auf dem Weg nach Loriania, in einem Offizierskörper, den der Core für mich bereit gestellt hatte, umgeben von sechs meiner Freunde und in Begleitung meiner Schwester, um auf dem Hauptkontinent die dortige Daimon aufzusuchen.

Nachdem ich gegenüber der abgesetzten Kaiserin der Iovar angedeutet hatte, kriegsverändernde Informationen zu besitzen, hatte ich dafür ein vierstündiges Zeitfenster bekommen, in dem sie und ihre Verbündeten von Haus Logodoboro und Haus Koromando darüber entscheiden würden, ob sie mich anhörten oder nicht. Ich riskierte dabei nicht sehr viel, denn immerhin lag ich in meinem Pod an Bord der ADAMAS und war darüber mit dem Paradies der Daina und Daima verbunden – und von dort führte im wahrsten Sinne des Wortes eine Leitung ins Kanto-System, in dem ich, meine Schwester Yohko, meine Verlobte Megumi, mein bester Freund Yoshi, die Anführerin der Slayer Hina sowie drei ihrer besten Slayer, namentlich Ami, Akane und Sarah diese Expedition begingen. Da wir im gewissen Umfang unsere KI-

Kräfte auch in den Robotkörpern einsetzen konnten, war es ein Vorteil, von einigen der mächtigsten KI-Meister der AURORA begleitet zu werden. Warum flogen wir nicht mit den Hawks und dem Eagle, die Eskender Khaleed für uns bereit hielt? Nun, von der Zeit, die wir uns versprochen, also den vier Stunden Frist, die sich Arac erbeten hatte und von den zwei Stunden, von denen Rogan annahm, das die Flotte brauchen würde, um wieder in Angriffsformation zu kommen, waren jetzt etwa fünfzehn Minuten vergangen. Bis wir auf dem Planeten waren, würden noch mal zehn Minuten vergehen, vielleicht mehr. Dann mussten wir die Daimon aufsuchen, eindringen und mit irgend jemandem reden. Dafür waren vier Stunden plus zwei viel zu wenig, das war mir klar. Aber mit Mechas zu landen und wieder zu starten war zeitaufwändiger als ein Shuttle zu nehmen. Die eingesparte Zeit würden wir in der Daimon einsetzen können. So hofften wir zumindest.

Unmerklich berührte mein Androidenkörper den Megumis, meine Rechte berührte ihre Linke. Auch wenn wir nicht wirklich hier waren, gab es mir Sicherheit, sie neben mir zu wissen. Und das nicht nur, weil wir unsere Beziehung endlich zementiert hatten. Noch nicht ganz, aber das würde nach der ersten Geburt in unserem engsten Freundeskreis sicher auch bald kommen. Sobald die Situation uns ein wenig mehr Ruhe ließ als für meine Oberstufenabschlussprüfung, die wir auf der AURORA schlicht Abitur nannten, nach deutschem Vorbild. Apropos Abitur, wann würde ich denn erfahren, ob ich bestanden hatte? Nein, das war falsch formuliert. Ich war mir sehr sicher, dass ich irgendwo zwischen neunzig und siebenundneunzig Prozent erreichen würde. Aber wenn ich unter zweiundneunzig Prozent blieb, war es „nur“ eine 2 oder ein B bei den Amerikanern und ein E in Japan. Ich spekulierte aber durchaus auf eine 1, oder auch A oder im Japanischen F, also die Spitzennote. Und ich fand auch, dass ich mir eine solche Abschlussnote verdient hatte. Verdammst verdient hatte, nach all dem, was ich in meinem Leben schon hatte durchmachen müssen. Kurz zog ein Teil meiner Erlebnisse vor meinem inneren Augen vorbei. Die zwei Marsangriffe, die Expedition nach Kanto – Aria, wie ging es Aria? Das Letzte, was ich gehört hatte, war, dass Oma sie unter ihre Fittiche genommen hatte – meine Erlebnisse auf Nag Prime und dann die Entführung meines Bewusstseins in den Core. Vom Rest wie dem Kampf gegen das ganze Kaiserreich Iovar und unseren beschwerlichen, gefährlichen Rückweg unter dem Feuer der Götter mal gar nicht zu reden. Und dann war da noch meine ganz persönliche Schwierigkeit, ein Reyan Maxus geworden zu sein und zu begreifen, was das überhaupt für mich und andere bedeuten würde. Leicht hatte ich es nicht gehabt, und ich gedachte, mich mit einem Einser-Abitur zu belohnen. Immerhin hatte ich jede Frage beantwortet und mich in der mündlichen Prüfung gut geschlagen. Na, wenn ein ehemaliger Colonel der

United Earth Mecha Force nicht sicher im Umgang mit Worten und Fakten war, dann wusste ich es auch nicht.

Ich sah zu Akane herüber, die so nett gewesen war, meine Prüfung zu leiten, aber nicht Teil des Prüfungsausschuss war. Ehrlich, ich wusste das Privileg sehr zu schätzen, dass es einzig für meine Prüfung zusammengetreten war. „Pst, Akane-chan“, wisperte ich in ihre Richtung.

Sie zuckte zusammen, als sie meine Stimme hörte, oder vielmehr die meines Robotkörpers, die sich trotz Modifikationen noch immer reichlich fremd anhörte. Sie saß mit Hina in der Reihe direkt hinter mir, und das war jetzt mein Vorteil.

„Was willst du, Akira?“, fragte sie reichlich unfreundlich. „Wenn du Vorabinformationen zum Ergebnis deiner Prüfung haben willst, kann ich dir nicht helfen. Es hat seinen Grund, warum ich nicht Teil der Prüfriege bin.“

„Aber du...“ „Nein.“ „Aber kannst du nicht wenigstens...“ „Nein.“ „Würdest du dann wenigstens...“ „Nein, nicht mal für dich, Akira. Aber ich kann dir etwas anderes sagen. Die Auswertung deiner Bögen erfolgt auf der ADAMAS in der beschleunigten Realität. Das bedeutet, noch in dieser Stunde müsste uns eine Nachricht erreichen, ob du bestanden hast.“

Entgeistert sah ich sie an. „OB ich bestanden habe? OB?“ All meine Zweifel kochten wieder in mir hoch, und sie waren zahlreich. „Weißt du was, was ich nicht weiß, Akane-chan?“

Ich wusste nicht, wie sie es schaffte, aber sie brachte den Mund ihres Offizierskörpers dazu, die schmalen Lippen, die genauso aussahen wie die meines Aktionskörpers und daher zu so etwas eigentlich nicht in der Lage sein sollten, zu einem spöttischen Lächeln zu verziehen, dass ich genau so auch von ihr im Original kannte. „Sagen wir es mal so, Akira Aris Arogad Otomo. Wir haben sehr klare Anweisungen von der obersten Schulbehörde der AURORA bekommen, dich weder zu schonen, noch dich mit Samthandschuhen anzufassen. Das tun wir alleine schon deshalb, damit wir uns nicht dem Verdacht aussetzen, den Sohn von Eikichi Otomo zu bevorzugen. Aber zugleich haben wir auch die Anweisung, nicht zu streng zu sein, und im Zweifel eher für dich zu votieren, immerhin will keiner den größten Mecha-Piloten der Erde wegen einer kleinlichen Auslegung seine erste von zwei möglichen Abiturprüfung versemeln sehen. So viel sind deine Orden und dein Rang dann doch wert, Commander.“

„Na danke“, murmelte ich. „Wenn es nach mir geht, habe ich mindestens mit zwei bestanden.“

Akane runzelte die Stirn und legte den Kopf schräg. „Du hattest jetzt nicht wirklich Gelegenheit, dich auf die Prüfung vorzubereiten. Und die Fragen waren Top notch, das kann ich dir versprechen.“ Sie machte eine abwehrende Geste, als ich

aufbegehren wollte. „Ich weiß, Mathe kam dir leicht vor.“ Ihr Lächeln wurde ein klein wenig böseartig. „Kam. Hat dich das nicht gewundert?“

Hätte ich in diesem Moment in meinem eigenen Körper gesteckt, ich hätte vermutlich gespaltet, mein Über-Ich von meinem Es gelöst, so sehr erschrak ich mich. „A-aber in der mündlichen Prüfung habe ich doch...“ „Viel gesagt, zugegeben. Aber es kommt nicht darauf an, wie gut sich jemand ausdrücken kann, sondern nur, wie viele Fragen er richtig beantwortet, Akira Otomo.“ Ihre Miene wurde wieder neutral. „Habe keine Sorge. Du hast ja noch einen zweiten Versuch. Aber auf den würde ich mich dann besser vorbereiten, Commander.“

Ungläubig wandte ich mich wieder um, nach vorne, in Flugrichtung. Trotz Robotkörper fühlte ich ein verdammt flaes Gefühl im Magen.

„Zwei Minuten bis zum Aufsetzen“, sagte der Pilot, ein Anelph im Rang eines Majors. „Ich bringe Sie direkt da runter, wo Kitsune-sama einen Zugang zur Daimon geschaffen hat. Wir haben ihn nie gefunden, aber für Sie, Sir, wird er doch leicht zu entdecken sein.“ Er lächelte mich erwartungsvoll an. Eigentlich sah er mich an, als wäre ich Joan Reilley und er wollte ein Autogramm von mir. Das erinnerte mich daran, dass ich im Moment andere Probleme als mein Abitur hatte. Ich räusperte mich. „Nun. Ja. Ich denke schon, dass einer von uns acht den Zugang finden wird. Darum habe ich sie ja mitgebracht.“

„Und was wird Sie auf der anderen Seite erwarten, Admiral?“, fragte der Major.

Die Frage saß. Ich hatte sie mir selbst schon gestellt, und einige Daten hatte ich von Kitsune ja schon bekommen, die als Erste versucht hatte, in die Daimon zu kommen und die dortigen Bewohner zu kontaktieren. Es war zum wüsten Kampf gekommen, bei dem die Fuchsdämonin gerade so hatte fliehen können. Also, eine nette Aufnahme erwartete ich nicht von den Dämonen. Dämonen, klar. Wenn alles ganz, ganz schief lief, wussten die Bewohner der Loriania-Daimon nicht einmal mehr, dass sie gar keine Dämonen waren, sondern Dai, Wesen, die in der Lage waren, ihre eigene Körpermaterie zu beeinflussen. „Ärger wahrscheinlich. Eine Menge Ärger. Aber wir haben die hiesige Daimon schon viel zu lange ignoriert. Das wird sich jetzt ändern.“

Die Fähre setzte auf. Der Pilot, sich kurz seiner Aufgabe widmend, wandte sich wieder uns zu. „Dafür drücke ich beide Daumen, wie Ihr Terraner sagt. Sie können sich jetzt abschnallen und von Bord gehen. Mein Funker und ich warten hier mit aufgewärmten Triebwerken auf Sie, Sir.“

„Danke“, erwiderte ich, löste meinen Sicherheitsgurt und erhob mich. Ich war nicht der Erste, der die Fähre verließ, aber das musste ich auch gar nicht sein. Vor allem nicht mehr, seit Akane meine Ängste geschürt und mir einen richtig heftigen

Dämpfer versetzt hatte. „Wir sehen uns in ein paar Stunden“, versprach ich der Besatzung. Dann trat ich hinaus.

* * *

„Wonach suchen wir?“, sagte Akane, nur eine Handbreit neben meinem rechten robotischen Ohr entfernt. Ich fuhr so erschrocken zusammen, mein Robotkörper antwortete mit einem einprogrammierten Reflex und sprang fast zehn Meter von ihr fort. „Wow. Heftige Reaktion. Hast du jetzt Angst vor mir? Man stelle sich vor, der legendäre Blue Lightning fürchtet sich vor einer Lehrerin“, spöttelte sie. „Es ist der Körper. Er hat einprogrammierte Reflexe, die ich nicht sofort übersteuern... Heyyyy!“ Erneut sprang mein Körper, aber dabei hatte mich nichts erschrocken, nicht einmal Akanes Aussicht darauf, dass ich meine erste Abiturprüfung versemelt haben könnte. „AUSEINANDER!“, rief ich, während der Offizierskörper wieder fast zehn Meter weit sprang. Mein Team reagierte sofort, sie sprangen in Richtung Shuttle zurück und streuten sich dabei ein wenig. Wir hatten alle unsere militärische Ausbildung, und die Slayer mehr als genug Kampferfahrung. Da, wo ich eben noch gestanden hatte, trat eine Säule Elektrizität wie von einem Blitz hervor und schoss in den Himmel. Ein noch viel stärkerer Blitz kam vom Himmel zurück und fuhr in den Boden. Auch dort, wo Yoshi gestanden hatte, ging so ein Blitz in den Himmel. Aber das war es dann auch.

Ich registrierte das mit Hilfe der Sensorik und Rundumsicht des Robotkörpers, noch bevor ich das zweite Mal landete. Dies tat ich nur einen Meter von Akane und Megumi entfernt. „Wir suchen nach so etwas“, sagte ich. Nicht unbedingt nach einem direkten Angriff auf uns, zugegeben, jedenfalls nicht schon kurz nach unserer Landung. Ich suchte mit den Sensoren nach der Ursache der Blitze. Mein Gespür für KI half mir gerade wenig. Wäre ich persönlich hier gewesen, hätte es vielleicht anders ausgesehen. Yoshi sagte: „Sie verbergen sich, aber ich kann die Realität sehen, aus der sie sich entfernt haben. Es ist eine ähnliche Phasenverschiebung wie bei der Daimon selbst. Mit der gleichen Methode machen sich die Dai unsichtbar, wenn sie es müssen.“ Er deutete auf eine Position etwa hundert Meter vor uns, mitten im Grasland. „Schätze, wir haben ihre Reichweite verlassen, sonst wäre es nicht bei zwei Attacken geblieben.“

„Okay“, sagte ich, markierte die ungefähre Position der Angreifer auf der virtuellen Karte in meiner robotischen Sicht und versuchte, den unbekanntem Gegner selbst zu erkennen. Es gelang mir nicht. „Wer sieht sie noch? Beziehungsweise erkennt ihre Position?“

Die Hände der sechs Mädchen gingen hoch. Verblüfft fragte ich: „Bin ich echt der Einzige, der sie nicht lokalisieren kann?“

„Himmel, Akira, du kannst nicht immer der Beste und der Besonderste sein!“, tadelte Ami.

„Darum geht es doch gar nicht. Ich würde mich nur wohler fühlen, würde ich ihre Positionen auch bestimmen können.“ Zumindest hoffte ich, dass ich die Wahrheit sagte und dass hier nicht mein gerade frisch verletztes Ego gesprochen hatte.

Ich breitete die Arme aus und ging langsam bis zu jener Stelle zurück, an der ich gestanden hatte und in die der Blitz gefahren war. Das heißt, ich hielt ein paar Meter Abstand, denn eventuell war dies die Reichweite für den Angriff mit dieser Waffe oder Methode. Ich hielt die Handflächen so, dass unsere unbekanntes Gegenüber sehen konnten, dass sie leer waren. „Nicht angreifen!“, rief ich auf Nag-Alev. „Wir haben im Moment keine feindlichen Absichten!“ Ich hätte auch den Anelph-Dialekt sprechen können, aber ich war mir sicher, besser damit zu fahren, wenn ich gleich klarmachte, dass ich kein Hiesiger war.

Gelächter, abgehackt und rau, klang mir entgegen. „Im Moment. Immerhin ist das Ding da ehrlich“, sagte eine heisere Männerstimme. „Verschwinde wieder dahin, wo du her gekommen bist!“

„Yoshi, wie viele sind es?“, fragte ich über den eingebauten Funk. Ehrlich, diese Offizierskörper waren praktisch.

„Fünf. Vielleicht sechs, aber dann stehen zwei von ihnen nahe beieinander“, klang seine Stimme in meinem Ohr auf.

„Ich habe eine Frage!“, rief eine Frauenstimme.

„Ich beantworte jede Frage, die ich beantworten kann!“, rief ich zurück.

Vor mir schälte sich eine Frau aus dem Nichts. Sie war groß, aber nicht zu groß, jung, dunkelhäutig wie ein Pygmäe, hatte aber eher die Gesichtszüge eines Indianers. Inklusiv Hakennase, wenngleich nicht so sehr, dass ich dies als unattraktiv empfunden hätte. Sie hatte langes, weißes Haar, das ihr bis zur Hüfte reichte, und auf ihrem Rücken entspannten sich zwei wirklich schöne Falkenflügel, die sie gerade benutzte, um sich in die Luft zu versetzen, ein paar Meter zu fliegen und etwa auf halber Strecke zu mir wieder zu Boden zu kommen. Als sie näher kam, bemerkte ich, dass die dunkle Haut aus Schuppen bestand. Auch züngelte eine Reptilienzunge aus ihrem Mund, während sie flog. Ich erinnerte mich an Kitsunes Bericht über diese Daimon und dass die meisten Bewohner Schimären waren. Die Frage war halt, traten sie so auf, oder glaubten sie, Schimären zu sein? Immerhin, Akari hatte Jahrhundertlang geglaubt, ein toter Mensch zu sein, der zum Oni geworden und in einen Schrein verbannt worden war, den ich versehentlich zerstört hatte. Bis zu ihrer Menschwerdung dauerte es dann noch ein wenig. War das wirklich erst ein paar Jahre her?

„Ich bin Akira“, sagte ich. Die Schimäre zeigte ihre leeren Hände. „Ich bin Kunox aus der Traumfalle.“

„Es freut mich, dass du mit mir reden willst, Kunox aus der Traumfalle.“

„Es freut mich, dass du zuerst mit mir redest.“ Sie deutete auf meine Begleiter. „Die da. Du hier. Bedeutet das, die Daimon wird zerstört werden?“

„Ja, was zum... Nein! Nein, warum sollten wir?“, fragte ich verblüfft.

Dies schien sie zu verwirren. „Ihr benutzt doch Aktionskörper des Cores, oder nicht?“

„Offizierskörper!“, rief jemand, und ich glaubte, Sarahs Stimme zu erkennen.

„Offizierskörper. Also seid Ihr ranghöher.“

Ich zuckte die robotischen Achseln. „Wenn man es genau nimmt, sind wir hier in Aktionskörpern des Cores. Und ich bin zufällig in genau diesem Moment der Oberbefehlshaber seiner Streitkräfte. Also glaube mir, ich müsste wollen, dass die Daimon zerstört wird, damit die Raider es versuchen, und dann ist es noch lange nicht gesagt, dass es klappen würde.“

„Hat sich etwas geändert?“, fragte sie erstaunt. „Arbeitet der Core nicht mehr für die Götter? Sucht Ihr keine Daimons mehr, die Ihr zerstören könnt?“

„Äh. Ja, nein und nein. Es hat sich was geändert, der Core arbeitet schon seit einiger Zeit nicht mehr für die Götter und wir erkunden auch keine Daimons mehr für sie. Aber ihre Schiffe der Straferklasse könnten eine Daimon zerstören, das ist richtig.“ Sollte ich die RASHZANZ erwähnen? Nun, vielleicht sollte ich nicht zu viele Informationen auf einmal hergeben.

Misstrauisch sah die Schimäre mich an. Nicht, dass ich nicht auch schon exotischere Dais gesehen hätte. „Du sagtest, du bist Oberbefehlshaber des Cores? Jetzt im Moment?“

„Und sicher auch danach noch eine ganze Zeit lang.“

„Aber du gehörst nicht zum Core. Nicht in dem Sinne. Ihr anderen auch nicht. Ihr habt begrenzte AO-Fähigkeiten.“

Wieder zuckte ich die künstlichen Schultern in der Hoffnung, dass Kunox diese Geste richtig deutete. „Ja, wir haben alle AO-Fähigkeiten. Wenn wir in unseren eigenen Körpern stecken, sogar erhebliche AO-Fähigkeiten.“ Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. „Ich selbst bin ein Reyan Maxus. Wahrscheinlich der einzige in der ganzen Milchstraße.“

Erschrocken flog Kunox auf und flatterte ein paar Meter zurück, bevor sie ihre heftigen Emotionen im Griff hatte und wieder landete.

Gelächter erklang von der versteckten Gruppe. „Lass dich doch nicht so leicht hoch nehmen, Kunox!“, rief die raue Männerstimme. „Gut, sie wissen von den Reyan, aber ausgerechnet dieses Würstchen mit der AO-Fähigkeit eines Kindes will ein Reyan Maxus sein?“

„Wir werden sehen, Sokal, wir werden sehen.“ Sie wandte sich wieder mir zu. „Akira ist dein Name, sagtest du? Akira...“ Sie rollte den Namen wie Wein auf der Zunge. „Akira Otomo?“

Ich verbeugte mich leicht. „Ich bin erfreut, dass man mich hier kennt.“

„Und du bist Oberbefehlshaber des Cores?“

„Eine lange Geschichte“, bestätigte ich. „Und du kommandierst die Naguad-Flotte, die gerade dabei ist, Loriania zu verteidigen?“

„Äh, nein, das macht Admiral Achander. Aber ich werde an der Schlacht teilnehmen. Ein terranischer Banges steht für mich bereit, ebenso für meine Begleiter.“

Triumphierend sah Kunox nach hinten. „Akira Otomo! Ihr habt von ihm gehört, Leute!“

„Ein Terraner. Schön und gut. Aber weißt du, wer uns jetzt helfen würde, wer uns wirklich helfen würde?“, rief die raue Männerstimme. Eine Gestalt schälte sich aus dem Nichts. Sie erinnerte mich spontan an Ganesha, den Elefanten-Mensch-Hybridgott. Allerdings war Ganesha nicht gelb. „Aris Arogad, der wäre uns jetzt eine Hilfe!“

Hinter mir raunten meine Freunde auf. Mehrere Finger zeigten auf mich, was unhöflich war, aber jetzt war nicht die Zeit, um darüber zu lamentieren. „Aris Arogad“, sagte meine Schwester. Sie zeigte auf sich. „Jarah Arogad.“ Dann auf Megumi. „Solia Kahlis von den Daness. Falls euch das interessiert.“

Der Elefantenhybrid rieb sich die Stirn. „Junge, Junge, das muss ich erst mal verdauen. Ich schätze, wir brauchen einen besseren Ort als diesen für unsere kommende Unterhaltung. Stimmt du zu, Kunox?“

„Natürlich stimme ich zu.“ Sie flog auf, bis zu mir, landete und kam mir so nahe, dass nur noch eine Hand zwischen uns gepasst hätte. Senkrecht, nicht waagrecht. „So, so. Du bist also auch noch Aris Arogad. Akira Otomo, Oberbefehlshaber des Cores, Erbe des Hauses Arogad, AO-Meister, und jetzt auch noch Reyan Maxus. Gibt es noch etwas, was ich wissen sollte?“

Ich dachte einen Augenblick nach. „Mit ein wenig Glück kriege ich auch noch meine Zulassung für ein freies Hochschulstudium.“

„Ein was?“

„Okay, das ist vielleicht tatsächlich nicht relevant für euch. Gehen wir dann?“

„Wohin?“

„In die Daimon. An einen bequemeren Ort. Wir könnten es eilig haben, weil Kaiserin Arac, Haus Logodoboro und Haus Koromando in etwas mehr als drei Stunden entschieden haben werden, ob sie uns angreifen oder nicht. In spätestens fünf-einhalb Stunden sollten wir alle in unseren Banges sitzen.“

„Ich denke, das wird reichen. Für eine erste Erklärung beider Seiten. Dass Ihr den Krieg nicht direkt zu uns bringen wollt, ist klar. Aber solltet Ihr uns als Söldner haben wollen, wird unser Preis sehr hoch.“

„Ich brauche keine Mammonsöldner ohne Mitspracherecht. Ich brauche gleichberechtigte Partner, die aus Überzeugung mit mir ihre Leben riskieren“, sagte ich, bevor ich richtig über meine Worte nachgedacht hatte. „Gut reden kannst du ja, Akira Otomo.“ Sie machte eine Geste, und zwischen uns beiden und der Gruppe um Sokal entstand ein Energiewirbel, der mich stark an die Portale aus Stargate erinnerte. Tolle Serie übrigens, und hätte mehr als zehn Staffeln verdient gehabt. „Kommt. Ihr auch, AO-Meister. Wir reden auf der anderen Ebene weiter.“

Ich folgte Kunox ohne zu zögern. Wenn sie von mir gehört hatten, würden sie wissen, dass man mit mir keine Dummheiten machen sollte. Auf dem Rundumsichtdisplay in meinem Kopf sah ich, dass meine Freunde zu mir aufholten und sich drei weitere Schimären aus dem Nichts schälten. Alle strömten wir dem Wirbel entgegen.

2.

Kunox aus der Traumfalle führte uns durch den Wirbel. Auf der anderen Seite erwartete uns ein weites Hügelland, das rein gar nichts mit der Ebene zu tun hatte, auf der wir den Eingang in die Daimon gesucht hatten. Ich schätzte die Entfernungen ab und kam auf einen soliden Durchmesser von gut einhundert Kilometern. Bevor ich kläglich in Kopfrechnen scheitern konnte, lieferte mir der Offizierskörper eine Flächenberechnung bis zur neunten Nachkommastelle, wenn von einem exakten Durchmesser von einhundert Kilometern ausgegangen werden musste – und Daimons neigten dazu, kreisrunde Kuppeln zu sein, weil diese am einfachsten aufrecht zu erhalten waren. Damit hatte das Ding hier eine Fläche von mehr als siebentausendachthundert Quadratkilometern. Das reichte aus, um eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern zu beherbergen. Aber ich bezweifelte, dass es so viele Dai in dieser Daimon gab.

„Da hinten müssen wir hin“, sagte Kunox. Sie machte einen Step auf den Ley-Linien, zwei ihrer Begleiter folgten ihnen, wie natürlich schlossen Yoshi, ich und die Mädchen an, darauf folgten die letzten beiden Dai. Ich fühlte, wo Kunox die Ley-Linie verlassen hatte und trat ebenfalls aus. Auch meine Begleiter folgten, inklusive unseren Aufpassern. Wir standen vor einem Gebäude, das ich von außen als Amphitheater beschrieben hätte, und das es wohl auch war. Die Vogelhybride winkte uns zu einem Eingang. Wie groß war das Ding? Doch nicht größer als ein normaler Theatersaal, keinesfalls so groß wie das Ding in Rom, schloss ich. Wir betraten den Eingang, und als wir es taten, ging irgendwo eine Sirene los.

„Unsere Struktur ist anarchistisch“, erklärte die Hybride. Vor meinen Augen legte sie alle tierischen Züge ab und wandelte sich komplett zu einer Menschenfrau. „Das bedeutet, wir wählen kein Oberhaupt, sondern treffen alle Entscheidungen im Kollektiv. Das erfordert natürlich, dass jeder Einzelne dazu aufgefordert ist, für die gesamte Gemeinschaft Entscheidungen zu treffen und sich dann vor dem Kollektiv zu verantworten. Es ist kein sehr schnelles und sicher kein sauberes System, aber für uns funktioniert es. Eure Ankunft bedeutete, dass ich und meine vier Begleiter in die unschöne Lage versetzt wurden, mit der Situation umzugehen und uns anschließend dafür zu rechtfertigen. Unsere Entscheidung ist, euch mit in die Daimon zu nehmen, Akira Otomo. Dafür werden wir uns jetzt rechtfertigen müssen. Die Sirene dient dazu, alle Bewohner der Daimon zusammenzurufen.“ Sie lächelte ein verschmitztes Lächeln. „Es dauert ein paar Minuten, und einige werden nicht kommen. Aber wer nicht da ist, darf auch nicht mitentscheiden. Zumindest der Part hat die letzten Jahrhunderte immer gut funktioniert.“

Wir gingen durch einen langen, dunklen Gang. Als wir durch den Ausgang traten, hatten sich die Ränge des Theaters bereits gefüllt, etwa zu einem Drittel. Aber es kamen permanent neue Gäste an, und die meisten reisten über die Ley-Linien. Gut, einige flogen auch ein, und das nur teilweise mit Flügeln.

„Wie viele...?“, fragte ich. „Wir? Achthundertvierunddreißig. Allesamt Dai.“

Okay, das war eine erkleckliche Zahl. Ich kramte in meinem Gedächtnis, wie viele Dai meine Cousine Sakura auf East End im Hangar der ADAMAS aufgenommen hatte. Achthundert und ein paar. Dazu achtzigtausend Daina, die vor dem Bombardement, das East End zerstört hatte, im Hangar Zuflucht gefunden hatten.

„Daina oder Daima beherbergt die Daimon nicht?“, vergewisserte ich mich. Ich wusste nicht, ob rund achthundert Dämonen für eine Daimon üblich viel oder unüblich wenig war. Aber auf jeden Fall hatten sie eine Menge Platz. „Es gibt nur uns Dämonen“, erklärte Kunox. „Was sind Daina und Daima?“

Das brachte mich in Verlegenheit. Sie führte uns auf ein Podest, das vom Theater wie beim griechischen Vorbild halbkreisförmig von den Zuschauertreppen umrahmt wurde. „So nennen wir die menschlichen Nicht-Dai. Jene, die näher an Terra leben, sind Daina, jene, die weiter entfernt leben, Daima. Das habe nicht ich eingeführt, das waren die Daina und Daima selbst. Das geht so weit, dass sie sich im virtuellen Paradies des Cores auch in Daina und Daima aufteilen. Quatsch, wenn du mich fragst, aber wo freier Wille im Spiel ist, gibt es neben den guten Aspekten eben auch immer etwas Unsinn.“

„Ich verstehe.“ Ihr Äußeres veränderte sich. War sie nach ihrer Umwandlung von der Hybride zur Menschenfrau nackt gewesen, aber ohne primäre Geschlechtsmerkmale auszubilden, entstand nun ein bauschiges Kleid aus weißen Federn, das

in ihrem Nacken einen großen, weißen Fächer bildete. Alles in allem wirkte das Kleid, als käme es aus dem Barock und hätte ein Untergestell und ein Dutzend Unterröcke. Sie musste es leicht anheben, um darin gehen zu können.

„Nervös?“, fragte ich. „Ich meine, wegen dem pompösen Kleid.“

„Ja, etwas“, gestand sie. „Es war vor allem meine Entscheidung, euch reinzulassen. Es kann nichts schaden, sich etwas aufzuhübschen, um die Anderen unter-schwellig für mich positiv zu stimmen.“

Ich grinste, soweit meine Mimik dazu in der Lage war. „Das ist vollkommen verständlich.“

Kunox und ihre vier Begleiter, die sich ebenfalls aufgehübscht, aber nicht alle zu Menschen gewandelt hatten, dirigierten uns in die Mitte der Bühne. Auf den Rängen war nun kaum noch ein Platz frei, und ein allgegenwärtiges Raunen lag über dem Theater.

Die Frau im weißen Federkleid hob beide Arme. Sofort trat fast so etwas wie Stille ein. Nur noch einige wenige Dai tuschelten untereinander, und das auch nur, bis sie Kunox' wütenden Blick auf sich spürten. Als alles still geworden war, nahm sie die Arme wieder ab. „Ich bin Kunox aus der Traumfalle, und ich habe euch zusammengerufen, weil es meine Entscheidung war, diese acht Fremden einzulassen.“

Hinter ihr wurde leise gemurrt. „Nun gut, es war unsere gemeinschaftliche Entscheidung.“ Das stellte ihre Dai-Begleiter zufrieden.

„Ihr seht hier acht Robotkörper des Cores, genauer gesagt Offizierskörper mit besonderen Fähigkeiten. Unter anderem hat es die Bewusstseine, die sie gerade steuern, dazu befähigt, auf den Ley-Linien zu reisen.“

Lautes Raunen auf den Rängen setzte ein. Jemand, ein bulliger Bursche, der wie ein wrestlendes Kaninchen aussah, rief eine Frage. „Heißt das, die Trägerbewusstseine sind AO-Meister?“

„Ja. Alle acht sind AO-Meister. Das ist einer der Gründe, warum ich sie einließ. Die Schlacht, die bald über Loriania beginnen wird, ein anderer Grund.“

„Was geht uns die Schlacht da draußen an?“, rief ein schlankes Mädchen mit Krokodilkopf. Junge, die alten Ägypter hätten am vielfältigen Anblick dieser Dai ihre helle Freude gehabt. „Hier drin sind wir sicher, egal, was draußen passiert! Meinetwegen können deine AO-Meister hier drin Schutz suchen, so nett sind wir dann doch!“

Ein paar zustimmende Worte klangen auf, aber eine Mehrheit war das nicht.

„Es gibt da etwas, was unsere Gäste wissen müssen“, sagte Kunox. Von ihrem Platz in der Mitte des Theaters trug ihre Stimme ohne großen Aufwand bis zum höchsten Rang hinauf. „Viele hier halten den Krieg, der uns den Core auf den

Hals gehetzt hat, für ein Märchen, für eine böswillige Legende, mit der man Kinder erschreckt. Ich tue das nicht, aber das weiß jeder hier. Fakt ist, dass er für uns nicht relevant ist, solange der Core unsere Heimat nicht aufgespürt hat.“

„Was du ja gerade erfolgreich torpediert hast!“, rief jemand, der aussah, als wären zwei Echsen und drei Säugetiere in einen Mixer geraten, und jemand hätte sich die Mühe gemacht, zwei Augen, ein Maul und eine Nase herauszusuchen und miteinander zu einem Gesicht zu kombinieren, unabhängig davon, ob die Teile zusammenpassten oder nicht. „Dazu muss ich sagen, dass der Core nicht länger Dämonenwelten sucht und sie der Vernichtung preis gibt!“, sagte sie lauter. Die Wirkung trat beinahe sofort ein. Ein sehr erfreutes Raunen ging durch die Menge. Das waren definitiv gute Nachrichten.

„Beweise es!“, rief das Krokodil.

„Später. Ich muss erst meine Erklärung fortsetzen. Jedenfalls verbargen sich unsere Vorfahren in dieser Daimon und blieben für sich. Fünzigtausend Jahre lang. Denn wenn wir draußen entdeckt worden wären, wäre die Daimon entdeckt worden, und wäre die Daimon entdeckt worden, hätte nicht nur die Gefahr bestanden, dass sie ausgelöscht worden wäre. Loriania wäre sicher nicht die letzte Welt gewesen, die die Götter sicherheitshalber bis zur Sterilisation gebombt hätten.“

„Das ist richtig“, sagte Yoshi. Er hatte East End und West End mit eigenen Augen gesehen. Er wusste, wovon er sprach. Ich nickte ihm zu.

„Als die Naguad nach Loriania kamen und Streit mit den Anelph ausbrach und Elwenfelt und Logodoboro einfach so Tatsachen schufen, kamen ihre KI-Meister auch in diese Daimon. Was erstaunlich ist, weil niemand sie eingeladen, niemand sie hereingelassen hatte. Sie machten uns sehr heftig und sehr kurzfristig klar, dass die Naguad es nicht wünschten, dass wir in den Prozess der Kolonisierung des Kanto-Systems durch Haus Elwenfelt eingriffen. Es gab einen Vertrag, und dieser wurde bis zum heutigen Tag eingehalten.“

Zustimmendes Raunen und Nicken begleitete ihre Worte.

Als die Stimmen wieder abgeebbt waren, fuhr sie fort. „Dann, letztes Jahr, besuchte uns eine junge Dai von der Erde. Sie hieß Kitsune und nannte sich die Herrin der Fuchsdämonen. Sie war mit Akira Otomo und der Flotte der Menschen ins System gekommen und hatte die Aufgabe erhalten, mit uns Kontakt aufzunehmen.“

Ich hörte, wie mein Name wie eine Welle durch das Amphitheater ging. Der Tenor war grundsätzlich positiv, nur einige wenige sprachen ihn in einem negativen Tonfall aus.

„Sie erfragte von uns, ob wir bereit waren, die Anelph in ihrem Kampf um Unabhängigkeit zu unterstützen. Wir fragten sie, ob sie mit unserer Hilfe einen Sieg garantieren könne. Aber sie sagte, es ginge nur darum, die Evakuierung von ein paar Millionen Anelph sicher durchzuführen. Danach würden die Terraner wieder

abziehen. Das war uns zu vage für den Preis, die Existenz der Daimon dem Core gegenüber zu verraten und unsere Vernichtung und die von Loranía zu riskieren. Also warfen wir Kitsune aus der Daimon raus. Nicht auf besonders nette Art, und hätten wir gewusst, dass die UEMF doch bleiben würde, hätten wir uns vielleicht anders entschieden. Aber mir scheint, mit der Ankunft dieser acht AO-Meister haben wir eine neue Chance erhalten, für Loranía und die Anelph im engsten Sinne aktiv zu werden. So wir dies wünschen.“ Sie sah mich an. „Erklärung genug?“

Ich nickte. „Jetzt kann ich einige meiner Erfahrungen besser einordnen und sehe mehr vom Großen und Ganzen, danke.“

„Wenn deine Erklärung beendet ist, Kunox“, rief das Krokodilmädchen, „dann sag uns, woher du weißt, dass der Core uns nicht mehr sucht!“

Sie deutete auf mich. „Weil dieser AO-Meister hier der Oberbefehlshaber der Streitkräfte des Cores ist!“

Tumultartiger Lärm klang auf. Einige Dämonen setzten zum Sprung auf mich an. „Es ist Aris Arogad!“, klang Kunox' Stimme kraftvoll bis in den letzten Winkel des Theaters. Wieder wurde es still, so still, dass man die sprichwörtliche Stecknadel hätte auf dem Boden aufschlagen hören können. Diejenigen, die auf dem Sprung gewesen waren, verharrten. Zwei von ihnen, die es bereits auf die Bühne geschafft hatten, hielten inne, einer hatte die rechte Hand mit einigen beeindruckenden Krallen nur noch Zentimeter von meinem Gesicht entfernt gestoppt.

„Es ist wahr!“, rief ich. „Ich bin Aris Arogad! Oder wenn Ihr es wollt, Akira Otomo. Das eine ist mein terranischer Name, das andere mein Naguad-Name! Und ja, es stimmt, ich bin Oberkommandierender des Cores! Der Core HAT mit den Göttern gebrochen, seine Stammwelten verlassen und flieht nun zusammen mit der AURORA in Richtung Terra! Wir verrichten nicht länger die Drecksarbeit für die Maschinenschiffe der Götter! Und wir helfen ihnen auch nicht, weitere Daimons zu suchen und zu zerstören! Das ist hiermit vorbei! Damit seid Ihr in der Daimon Loranía noch nicht sicher, aber sicherer als zuvor!“ Ich sah in aufgesperrte Mäuler, glotzende Augen und auf mich gerichtete Ohren in jeder Form und Farbe. „Und ich bin ein Reyan Maxus geworden“, fügte ich etwas leiser an.

„Was bedeutet das für uns? Abgesehen von dem „Wir sind sicherer, aber nicht außer Gefahr“-Part?“, fragte das Krokodilmädchen.

„Das, meine lieben Dai“, sagte ich und breitete die Arme aus, „müsst Ihr leider allein entscheiden! Ich kann euch nur die veränderte Situation schildern, und euch sagen, dass ich für den Core spreche, Erbe des Hauses Arogad bin und daher selbstständig einige Entscheidungen treffen und Versprechen geben kann, und dass ich als ranghoher Staboffizier auf für Terra spreche! In einem begrenzten Umfang

darf ich sicher auch für das Kaiserreich lovar sprechen, seit ich bei der Befreiung von Kaiserin Arac geholfen und einen Machtwechsel herbeigeführt habe!“

„Gibt es noch irgendwas Wichtiges? Zum Beispiel, dass du das Universum erschaffen hast, oder so?“, spöttelte jemand.

Für einen kurzen Moment dachte ich nach. „Nein, ich denke, das war so auf die Schnelle alles Wichtige!“ Ich deutete auf meine Begleiter. „Dies ist meine Schwester Yohko, auch bekannt unter dem Namen Jarah Arogad! Neben ihr steht meine Verlobte, Megumi Uno, die mit Naguad-Namen Solia Kahlis heißt und in der direkten Erbfolge für den Daness-Turm steht! Daneben steht Yoshi Futabe, hochrangiger Offizier der Hekatoncheiren! Und die vier anderen sind die Youma Slayer, besser bekannt als Hina Yamada, Sarah Anderson, Ami Shirai und Akane Kurosawa, alle vier wichtige und mächtige Wegbegleiter der AURORA-Expeditionen! Wir haben etwa drei Stunden Zeit, bevor wir uns auf die Schlacht vorbereiten müssen! In diesem Zeitraum steht jeder von uns acht euch für Fragen und Antworten zur Verfügung! Natürlich wäre mir eure Unterstützung mehr als recht, selbst wenn nur ein Teil von euch sie leistet! Aber eure Neutralität ist zumindest nicht negativ für uns! Ich frage euch, Dai von Loriania, wie soll unser Verhältnis in Zukunft ausschauen? Nehmt euch Zeit, aber nicht zu viel und lasst uns reden!“ Das bedeutete pro Nase etwas mehr als einhundert Dai, um die wir uns würden kümmern müssen. Kunox' Rechte legte sich auf meine Schulter. „Das war gut“, raunte sie mir zu.

„Man schnappt so einiges auf, wenn man ein paar hundert Lichtjahre durch die Galaxis reist“, raunte ich zurück. Aber das war vielleicht etwas untertrieben interpretiert.

* * *

Nach nicht ganz drei Stunden verließen wir acht die Daimon wieder. Aber diesmal hatten wir Begleitung. Als das Kollektiv der Dai von Loriania festgestellt hatte, dass der Vertrag mit den Naguad seine Gültigkeit verloren hatte und dass der Core nicht länger Daimons aufspürte, um sie vernichten zu helfen, wurden die Prioritäten der Dämonen neu gesetzt. Nachdem die größten Nachteile einer Einmischung aus der Welt geschafft waren, hatten sie entschieden, mit den Anelph und den Verteidigern Lorianias zu kooperieren. Allerdings sollten dies nur jene tun, die sich freiwillig dazu bereit erklärten. Am Ende waren dies fast zwei Drittel gewesen, und jetzt im Moment begleiteten uns Kunox, Sokal und drei weitere Dai, die Holler, Lantagandabria und Notz hießen, um mit dem Oberkommando zu konferieren, um ihre Hilfe anzubieten. Es würde etwas spät sein, ihnen die Steuerung eines Hawks beizubringen oder die Steuerung eines Schiffs, geschweige denn seiner Waffensysteme. Aber sie waren Dai, und sie würden auf jeden Fall eine Bereicherung sein. Auf meinen Wunsch hin

hatten alle fünf auf ihre Schimärenkörper verzichtet und traten als Menschen auf. Es war vielleicht unklug, mit Tierkörperteilen vom eigentlichen Sinn des Treffens abzulenken. „Unsere Gäste aus der Daimon“, erklärte ich dem Piloten, als wir die Fähre betraten. „Sie kommen mit uns auf die AROGAD.“

„Verstanden, Sir. Bisher liegt kein Signal von der Flotte vor, die Angreifer betreffend. Es scheint, als haben wir noch Zeit. Bitte anschnallen. Ich starte, sobald alle gesichert sind.“

Ich nahm meinen alten Platz wieder ein, Megumi setzte sich neben mich. Auch unsere Gäste setzten sich und bekamen von den anderen einen Crashkurs darin, wie der Sechs-Punkte-Gurt zu schließen und wieder zu lösen war. Als alle gesichert waren, zog der Major seinen Schlitten sofort vom Boden hoch und machte sich an den Aufstieg in Richtung Orbit.

Sein Funker sah auf. „Admiral!“ „Ja?“, antwortete ich automatisch. „Die AROGAD ruft uns. Es liegt eine Eilmeldung von der AURORA vor, adressiert an Sie persönlich, Sir!“

„Eine Eilmeldung? Stellen Sie durch.“ Statt aber Rogan zu sehen erschien meine Cousine Sakura auf dem Monitor, der die Kommunikation darstellte. „Akira.“

„Cousinchen. Ist was passiert? Sollen wir zurückkommen?“

„Das ist es nicht. Ist Akane-sensei auch in der Nähe? Ah, ich sehe deine Hand, okay.“

Ich fühlte, wie mir ein wenig kalt wurde, vor allem auf dem Rücken und am Magen. „Was ist es dann?“

Meine Cousine war bildhübsch, das stand außer Frage. Und selbst dieses wehmütige, bedauernde Verziehen ihres Gesichts, eingerahmt von ihrem goldenen, langen Haar, konnte diesen Eindruck nicht mindern. Aber ihre Mimik machte mir mehr als ein klein wenig Angst. „Akira, es geht um dein Abitur.“

„Ist was mit meinem Abitur?“, fragte ich, merklich nervöser werdend.

„Oh, ist das diese Fachhochschulreife, von der du erzählt hast, Akira Otomo?“, frage Kunox.

„Jetzt bitte nicht, Kunox“, wehrte ich ab.

„Es ist...“, begann Sakura, sah fort, sah wieder zu mir herüber. „Du hast da ein paar Fehler zu viel gemacht, Akira. Es... tut mir leid.“

Ich fühlte mich, als würde ich in ein bodenloses Loch stürzen, als wäre ich nicht einfach nur im freien Fall, sondern würde auch noch beschleunigt werden. Wäre ich in diesem Moment in meinem Körper, ich hätte mich vor Aufregung übergeben. Wahrscheinlich tat ich das auch, bekam es aber nicht mit, solange ich im Paradies steckte. Konnte das sein? War ich durchgefallen? Hatte ich meinen ersten Schuss aufs Abi versaut? War meine Vorbereitung doch zu schlecht gewesen? War ich doch nicht so schlau, wie ich immer gedacht hatte? Ein mitleidiger Blick traf mich,

der größere Männer als mich zur Verzweiflung getrieben hätte. „Du hast leider nur eine Zwei Plus, Akira. Wie ich sagte, zu viele Fehler.“ Ihre mitleidige Miene wurde spöttisch. „Aber es gibt sicher schlimmeres, als seine Fachhochschulreife mit einer Zwei Plus zu erlangen, findest du nicht auch?“

Ich merkte, dass ich nicht atmete. Also nicht mein Ich im Robotkörper, sondern mein Leib in der Kapsel auf der ADAMAS. Also holte ich erst einmal Luft. „DU!“, sagte ich drohend in Richtung meiner Cousine. Dann wandte ich mich dem Sitz hinter mir zu. „Und auch du, Akane Kurosawa! Wie könnt Ihr mir das antun? Ich dachte echt, ich bin durchgefallen!“

Und dafür wurde ich ausgelacht. Ausgiebig. Von meinen eigenen Freunden. Toll.

„Ach du meine Güte“, rief ausgerechnet meine Schwester. „Der große Akira Otomo hat sein Abitur nur mit einer Zwei bestanden. Ob jetzt irgendein Sternenreich untergehen muss, weil du versagt hast? Weil du wie ein normaler Mensch mal nicht die Höchstnote erreicht hast?“

„Musst du darüber spotten? Eine Zwei ist mir egal, denn bestanden ist bestanden, aber die da und die da, die haben mich glauben lassen, ich wäre durchgefallen!“, sagte ich, mit der einen Hand auf Akane deutend, mit der anderen auf Sakura. Ich massierte meine Schläfen, auch wenn ich den positiven Effekt im Robotkörper nicht wirklich spüren konnte. „Und das war überhaupt nicht nett von euch.“ „Oh“, machte Akane. „Nett war es in der Tat nicht. Aber dafür lustig.“ Leises Lachen bestätigte ihre Worte. „Und sei doch ehrlich. Tut es nicht mal gut, nach all den Geschichten vom Commander der gesamten UEMF, Regimentschef der Hekatoncheiren, Erbe des Hauses Arogad, Oberbefehlshaber des Cores und Zerstörer des Kaiserreichs lovar mal was schrecklich normales zu erleben?“

Verblüfft zog ich die Augenwülste hoch. Wenn man es so betrachtete... „Eventuell ja. Ich meine, bestanden ist schließlich bestanden, oder? Und das war doch all die Jahre nach dem zweiten Marsangriff immer mein Ziel.“

„All die Jahre, hört, hört“, spottete Ami.

„Und es erlaubt mir die Chance, mich bei euch beiden zu revanchieren“, sagte ich, das dämonischste Grinsen aufsetzend, zu dem der Offizierskörper in der Lage war.

„Und das aus Akiras Mund. Wer's glaubt“, meldete sich Sarah zu Wort. „Du bist ja noch harmloser als Daisuke, und das will was heißen.“

„Das heißt aber nicht, dass ich keine Ideen für eine Retourkutsche hätte.“ Ich hoffte, dass das gut übergekommen war. Denn wenn ich ganz ehrlich war, hatte ich absolut keine Idee, wie ich mich dafür würde rächen können.

Eine Hand langte nach mir. Sie gehörte Yoshi. Er musste nichts sagen, nichts in seinen Blick legen, nicht zwinkern. Ich wusste auch so, was die Geste bedeutete. Und das machte mich zufrieden. Auf meinen besten Freund war Verlass.

„Vergessen wir hierbei nicht was Wichtiges? Herzlichen Glückwunsch zur Hochschulreife, Commander“, sagte er.

„Danke, alter Freund.“ Nun hagelte es Gratulationen. Das machte mich verlegen, denn jeder meiner Freunde hatte die Hochschulreife lange vor mir erlangt, während ich mich nach einem missglückten Säureattentat in einer UEMF-Firma auf dem Mond als Testpilot versteckt hatte. Das war eine ruhige Zeit gewesen, in der Ai Yamagata meine gute Freundin geworden war. Eine Zeit, die mir eigentlich sehr gut getan hatte, bis die Ereignisse mich wieder überrollt hatten. Manchmal brauchte man einfach etwas Abstand, um wieder Nähe zulassen zu können. Und wenn ich daran dachte, dass diese Nähe den Namen Megumi trug, war die Zeit doch wieder viel zu lang gewesen. Ich konnte wahrscheinlich froh sein, dass sie auf mich gewartet hatte. An Verehrern hatte sie jedenfalls keinen Mangel gehabt.

Ich nahm also die Gratulationen entgegen und freute mich für den Moment. Meine Verlobte war auf dem Platz neben mir in der Lage, ihre Gratulation etwas körperlicher auszudrücken, wenngleich ein so langer Kuss mir vor meiner Schwester und den anderen irgendwie peinlich war. Verklemmt nannte man das, und ich hatte es definitiv.

„Zeit, bis wir wieder auf der AROGAD sind, Major?“, fragte ich.

„Sieben Minuten, elf Sekunden, Admiral. Auch, und, Admiral?“

„Ja?“ „Herzlichen Glückwunsch zum Bakkal, Sir.“

Ich stutzte einen Moment, bis ich begriff, dass der Pilot das französische Baccalauréat verballhornte, was Hochschulreife bedeutete. Die Naguad hatten das Wort relativ schnell adoptiert und verballhornt. Nagranisch nannten sie diese Mischworte. „Danke, Major. Es ist allerdings zweifelhaft, dass ich die Zeit haben werde, mich zu einem Studium anzumelden. Jedenfalls nicht in nächster Zeit.“

Er lachte rau. „Ja, das sehe ich ähnlich. Trotzdem, was Sie haben, das haben Sie.“

Und damit hatte er Recht. Sechs Minuten, bis wir wieder einschleusten.

3.

Als wir wieder an Bord der AROGAD kamen, überschlugen sich die Ereignisse. Natürlich waren unsere Gäste avisiert, immerhin waren sie der Sinn unseres ganzen Ausflugs gewesen. Deshalb wurden sie auch mit diplomatischen Ehren, aber in aller Hast empfangen. Wieder übernahm Leekan Amada, die junge Daina, unsere Führung. Ehrlich, ich hatte nachgeschaut. Sie war in einem biologischen Alter von fünf-

zehn Jahren in den Core aufgenommen und entkernt worden, also Gehirn und Körper getrennt; seither waren über dreihundert Jahre vergangen, aber ich hatte mir vorgenommen, diesen Aspekt zu ignorieren. Dann hätte ich gleich vor jedem Soldaten des Cores in Ehrfurcht verfallen müssen. „Was ist passiert, Amada?“, fragte ich geradeheraus. Dass etwas im Busch war, dazu musste ich nicht Yoshis hochgezogenen Augenbrauen sehen, oder Amis unnatürlich groß geöffneten Augen.

Die Offizierin des Cores antwortete: „Antwort von Arac, Sir.“

Ich sah auf den Chronometer im Display meines Robotkörpers. „Da fehlen noch achtundzwanzig Minuten. Sind die Mechas der Terraner klar für uns?“

„Die SANSSOUCI steht bereit, die Maschinen zu übergeben. Sie hat von einer anderen Einheit weitere Hawks und einen Eagle übernommen, um acht Maschinen stellen zu können.“

„Erfreulich“, sagte ich, während wir durch die Gänge der AROGAD gehetzt wurden. Schließlich erreichten wir die Zentrale. Dort prangte bereits auf dem Hauptbildschirm das Gesicht von Kaiserin Arac von Iovar. „Sehr freundlich von Ihnen, Meister Arogad, sich dazu zu bequemen, mich jetzt doch empfangen zu wollen.“

Ich trat ein paar Schritte vor. „Sie sind etwas früh. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Für diesen Zweck gibt es ja Fristen und Termine.“

„Ach“, machte sie. „Stehe ich so weit unten auf der Prioritätenliste? Was war denn wichtiger?“

„Ein Bündnis mit den hiesigen Dai“, sagte ich, auf Kunox und ihre Begleiter deutend. Dies verschlug der ehemaligen Kaiserin doch ein wenig den Atem. „Sie haben mal eben so ein Bündnis geschmiedet?“

„Nein.“ Ich versuchte, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen. „Ich habe den Erstkontakt herstellen geholfen und mit meinem Team eine Sondierung vorgenommen, ob grundsätzlich eine Zusammenarbeit ratsam und möglich wäre. Die Dai haben zugestimmt. Jetzt handeln wir ein Bündnis aus. Aber keine Sorge, die Dai werden einsatzbereit sein, bevor wir uns wieder miteinander prügeln.“

Die Kaiserin machte ein schnaubendes Geräusch. „Eventuell wird das nicht notwendig werden. Ich und meine Verbündeten sind zu dem Entschluss gekommen, dass es nicht schaden kann, Ihnen zuzuhören, Commander. Eventuell gibt es eine Möglichkeit, unseren... Streit friedlich beizulegen.“

Erneut machte sie dieses schnaubende Geräusch. „Kommen Sie an Bord meines Schiffes. Meinetwegen mit einem Ihrer Begleiter. Die Oberhäupter von Logodoboro und Koromando werden zu uns stoßen, und dann wollen wir hören, was Sie zu sagen haben.“

Ich hob die Hand in Richtung Rogan, bevor er auch nur ein Wort sagen konnte. Und ich war mir sicher, er wollte protestieren. „Einverstanden. Aber nicht zu Ihren Bedingungen, Majestät, sondern zu meinen. Ich werde eine unbemannte Fox-

trott nehmen. Wissen Sie, um den Kontakt mit dem Offizierskörper zu halten. Mein Bewusstsein befindet sich nämlich nicht in diesem Roboter, sondern im Paradies der Daina und Daima, und ohne die Foxtrott und ihre überlichtschnelle Funkverbindung würde eine Unterhaltung zwischen uns sehr langsam erfolgen.“

„Eine Foxtrott?“ „Eine Korvette im Stil der Anelph.“

Ein ziemlich arrogantes Grinsen ging über Aracs zugegeben hübsches Gesicht. „Das kann ich schwerlich als Bedrohung auffassen. Einverstanden. Benennen Sie Ihren Begleiter und kommen Sie rüber, mit Ihrer... Foxtrott.“

Der Bildschirm wechselte vom Anblick der Kaiserin zu einer taktischen Flottenansicht. Eines der rot dargestellten Feindschiffe schob sich in diesem Moment an die vorderste Linie und begann zu pulsieren. „Feindliches Flaggschiff identifiziert“, meldete der Funk. Warum der Funk? „Flaggschiff identifiziert sich als AUGMATA und sendet Peilsignal.“ Ach, deshalb der Funk. Ich atmete kurz aus und hob erneut die Hand, als Rogan wieder etwas sagen wollte. „Nein, Vetter. Da mein Leben und das meines Begleiters nicht in Gefahr sein werden, ist das kein Grund. Ich kann weder sterben, noch verletzt werden, wenn dieser Körper vernichtet wird. Bestenfalls so sehr erschrecken, dass ich ein Trauma davon trage. Okay?“

„Es ist nicht so, als hätte ich Befehlsgewalt über dich“, gab er nach. „Und deine Erzählung klingt plausibel. Leekan?“

„Der Fünfsternträger lügt nicht. Genauso funktioniert das System der Offizierskörper, wenn wir die Bewusstseine nicht direkt hineinladen.“

Eskender Khaleed räusperte sich. „Ich mache eine Korvette bereit für den Flug und evakuieren die Besatzung. Wen werden Sie mitnehmen?“

Sieben Hände schossen hoch. Natürlich, nur diejenigen konnten mitgehen, die wie ich in Offizierskörpern steckten. Schnell traf ich meine Wahl. „Sarah.“

„Was? Warum ausgerechnet Sarah?“, fragte Yoshi empört. „Ich bin immer deine erste Wahl, oder?“

Megumi räusperte sich sehr lautstark. „In militärischen Dingen?“, bot er an, aber sie räusperte sich energischer. „Als Sidekick der ersten Wahl?“ Das ließ sie wohlwollend nicken. Und Yoshi reichte es anscheinend auch, denn er grinste zufrieden.

„Das hat zwei Gründe. Erstens ist sie die Einzige, die mich nicht mit meiner Prüfung aufgezogen hat, im Gegensatz zu euch allen“, sagte ich mit drohendem Zeigefinger. „Und zweitens brauche ich eine erfahrene Diplomatin, die auf dem neuesten Stand des Geschehens ist. Als Planungsoffizierin des Otome-Bataillons bringt sie all das mit.“

„Moment, seit wann bin ich Planungsoffizierin des Otome-Bataillons?“

Ich seufzte. „Weil du diejenige bist, die bei jeder Besprechung im Poseidon-Hauptquartier anwesend ist und die Gesamtsituation mit Kei abspricht. Du bist am

meisten da und hörst mehr als die Anderen. Das teilst du ihnen zwar mit, aber du kriegst es aus erster Hand.“

„Das ist ja nur so, weil sie in der Zentrale ständig Daisuke trifft“, begehrte Ami auf. „Wenn Kei nicht so gut wie nie bei den Sitzungen dabei wäre, dann...“

Ich runzelte die Stirn. „Wieso Kei? Habe ich da was verpasst.“

„Das hast du nicht mitgekriegt? Ich habe ihn neulich aufgerissen. Das war so süß und niedlich. Ich habe ihm erzählt, ich will küssen üben, und er hat sich so angestrengt, und... Jedenfalls sind wir jetzt zusammen.“

Ach, richtig, da war ja noch was. Bei all dem Ärger und dem Abitur und dem Krieg hatte ich das nur am Rande mitbekommen und nicht wirklich abgespeichert. Aber Kei, mein Kei mit Ami? Der ewig kränklichen Ami? Ich sah den Robotkörper vor mir an und stellte mir die wirkliche Ami Shirai vor. Und bemerkte zu meinem Entsetzen, dass sie sich in den letzten beiden Jahren doch sehr zu ihrem Vorteil verändert hatte. Auf jeden Fall sah sie nicht mehr so aus, als wäre sie jede Sekunde kurz vor dem Herzinfarkt. Gut hatte sie schon immer ausgesehen, zugegeben. Aber es war weder die Zeit noch der Ort, um darüber nachzudenken, also fuhr ich in meiner Argumentation fort.

„Was auch immer. Es ändert nichts an meiner Entscheidung. Sarah geht mit mir mit. Wenn dann alle Klarheiten beseitigt sind, schaut, ob Ihr hier noch Arbeiten zu erledigen habt oder nicht. Wer nichts mehr zu tun hat, kann den Familienausflug beenden. Amada, danke für die Offizierskörper.“

„Gerne doch, Sir. Bringen Sie mir die beiden da auch wieder heile zurück?“, fragte sie, auf mich und Sarah deutend.

„Ich werde es versuchen. Aber ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass Arac ihr Angebot ehrlich gemeint hat.“

„Warum gehst du dann rüber, bei allen neun Türmen?“, fragte Rogan fassungslos.

„Weil die Informationen, die Sarah und ich bekommen können, dies eventuell wert sein werden. Das ist der dritte Grund, warum sie mitkommt. Sie ist eine gute Kombiniereerin und wird aus dem, was wir erfahren, die hoffentlich richtigen Schlüsse ziehen.“

„Hoffentlich.“ Sie warf die Arme ihres Robotkörpers in die Luft. „Außerdem ist es ja auch mal wieder Zeit, etwas überaus Gefährliches mit wenig Aussicht auf Erfolg zu tun. Gehen wir, Akira.“

„Grund vier: Sie ist und bleibt eine Pragmatikerin“, sagte ich und ging ihr hinterher. Kurz sah ich noch nach hinten. „Megumi, du hältst hier die Stellung, bis ich zurück bin oder ins Paradies geschleudert werde. Für die Schlacht werde ich es hoffentlich dann noch rechtzeitig schaffen.“

„Verstanden, Commander“, schmunzelte sie.

„Ach, deshalb sollen einige von uns zurückgehen“, murrte Ami. „Damit er einen Offizierskörper haben kann, falls seiner vernichtet wird.“

Ami wäre auf jeden Fall meine nächste Wahl gewesen, wären mir zwei Begleiter zugestanden worden.

* * *

„Das bringt natürlich die ganze Schlacht durcheinander“, sagte Sarah schmunzelnd. „Ist das einer der Gründe, warum du angenommen hast?“

Ich sah nach draußen, in das eiskalte All, in dem nichts existierte außer Schwärze und kleiner Lichtpunkte, und das, obwohl wir uns im Kanto-System befanden. Um das Flaggschiff der Kaiserin zu erreichen, mussten wir nicht nur Kanto, sondern auch Lorania hinter uns lassen. Es war ein relativ kurzer Flug für eine Gesellschaft, die sich noch mit Feststoffraketen zum eigenen Mond begeben hatte, aber er war immer noch lang genug. Die gigantische Zahl gegnerischer Schiffe kam beunruhigend schnell näher. Okay, wir näherten uns ihnen, zugegeben. Aber auf dem Ortungsbildschirm wirkte es eben umgekehrt. „Sicher. Alles, was die Schlacht verzögert, nutzt uns bei unseren Vorbereitungen. Und wenn die Zeit gereicht hätte, hätte ich unsere Flotte umgeleitet und nach Kanto springen lassen. Aber das hätte zwei Wochen bedeutet, und zwei Wochen geben uns unsere Gegner nicht. Ich bezweifle, dass ich diesen Informationsaustausch zu Verhandlungen ausdehnen kann, die dann zwei Wochen dauern und uns Zeit genug geben, die Schiffe heran zu führen.“ Ich zuckte die Achseln, eine nervöse Geste, die ich mittlerweile übertrieb. „Bevor du fragst, ich hoffe, dass unsere Fakten tatsächlich etwas bewirken und Arac versteht, dass wir einen gemeinsamen Feind haben. Hätte sie nicht zuerst angegriffen, um die Familie Lencis zu zerstören, wäre sie wahrscheinlich immer noch Kaiserin und die Daimon auf lotan noch immer unzerstört.“

Ich stutzte. „AROGAD, ich brauche eine Verbindung nach lotan. Ich muss mit Prätendent Jonn Arogad oder meiner Uroma Aris Ohana Lencis sprechen.“ „Jetzt? Ich meine, jetzt wie jetzt sofort?“, fragte Rogan Arogad.

„Ich bin noch etwa vierzig Minuten von meinem Rendezvous entfernt. Es wäre wirklich nett, wenn die Verbindung vorher zustande kommen könnte.“

„Wir versuchen mit einem Relais über die AURORA Kontakt aufzunehmen. Was gibst du als Grund an?“

„Abgesehen davon, dass ich mit Kaiserin Arac reden werde? Ich brauche Informationen über den zerstörten Palast.“

„Akira, was hast du vor?“, fragte Sarah.

„Nur so eine Ahnung. Ein Gefühl, dass... Ich brauche einfach diese Verbindung zu Aris oder Jonn.“

„Jonn Arogad hier“, klang eine mir sehr vertraute Stimme auf.

„Jonn. Schön, von dir zu hören.“

„Würde ich normalerweise auch sagen, aber ich kenne dich mittlerweile zu gut, Akira. Wenn du dich mit einer Vorrangorder meldest, dann bedeutet das nichts Gutes.“

„Nun übertreib mal nicht. Ich brauche nur ein paar Informationen, weil ich in einer halben Stunde Kaiserin Arac gegenüber stehen werde.“

„Kaiserin Arac ist im Kanto-System?“

„Hat euch niemand informiert?“, fragte ich erstaunt.

„Sagen wir, die letzte Meldung, die mich erreicht hat, war, dass ihre Flotte im Naguad-Raum gesichtet wurde.“

„Dann wird es dich überraschen, dass sich Arac mit den beiden rebellierenden Naguad-Häusern Logodoboro und Koromando zusammengetan hat. Ihre Flotten haben sich vereinigt, um das Kanto-System zu erobern.“

„Um was zu tun?“ Das war keine Frage, weil er nicht verstanden hatte, es war eine Frage, die mich präzisieren ließ. Ja, warum wollten die Alliierten das Kanto-System erobern? Vielleicht, weil sie die Verteidigung für schwach gehalten hatten? Und dafür zogen sie von eigenen Welten Schiffe ab, anstatt sie vor den anderen sieben Häusern zu schützen? „Gute Frage“, sagte ich. „Vielleicht muss Arac ihre Loyalität beweisen.“

„Das wäre ein sehr schlechter Start für sie. Und dafür hat sie auch zu viele Schiffe mitgenommen. Wenn ich die Materiallisten richtig deute, ist auch genug Material mitgegangen, um ihre Flotte für ein gutes Jahr zu versorgen. Sie leidet nicht gerade Not. Dazu kommen Frachter mit automatisierten Schürfanlagen und Werftkonstrukten. Siehst du Frachter mit Schürfanlagen und Werftkonstrukten?“

„So wie ich die Daten interpretiere, stehen hier keine Iovar-Frachter, im ganzen System nicht.“

„Akira, kennst du die alten Geschichten, die von der Gründung des Cores durch die Villass erzählen?“

Ich dachte kurz nach. „Das Haus, das sich mit den Lencis angelegt und verloren hat? Die Villass haben daraufhin automatische Fabriken in Form eines Cores rausgehauen und neun Welten besiedelt und in Nachschubbasen verwandelt. Von dort stiegen dann die ersten automatisierten Kampfraumer auf. Früher noch alles von der Korvette bis zum Schlachtschiff, aber heutzutage setzt der Core nur noch auf die Korvetten, wegen der Masse. Und weil sie leichter zu ersetzen sind.“

„Und weil es den Auftrag der Götter, den alten Daima-Raum nach Dai zu erkunden vereinfacht“, fügte Jonn an. „Akira, jetzt in diesem Moment wissen nur wir, die Terraner und die Naguad, also auch die Anelph davon, was die Dai getan haben.“

Einen Werftmond entdecken, ihn mit Einsatzkräften der Dai infiltrieren und zu sprengen, nachdem sie die Überlebenden Nagalev evakuiert haben.“

„Ach. Das weißt du dann doch wieder.“

„Spotte nicht, junger Mann. Ich nehme stark an, dass der Aufmarsch im Kanto-System begann, lange bevor Kitsune ihr Unwesen getrieben hat.“

Ich dachte kurz nach, rechnete ein wenig. „Sie war da schon auf dem Mond, aber die Aktion dauerte einige Zeit. Dann der Rückflug mit Kontakt zur AURORA... Der Aufmarsch begann ein paar Tage vor der Vernichtung der Werft, schätze ich.“

„Hm. Dann stehen die Chancen gut, dass sie angefangen haben, Schiffe herzuschicken, bevor sie wussten, dass die Werft vernichtet war. Sonst hätten sie nicht derart viel Material riskiert.“

„Okay. Jonn, ich habe angerufen, um dich zu fragen, ob die Daimon, die vernichtet wurde, womöglich überhaupt nicht der Palast gewesen ist und ob Ihr auf Iotan eine zweite Daimon entdeckt habt oder eine weitere vermutet, weil mir das Auftauchen von Arac samt Flotte hier etwas zu plötzlich kommt. Aber es scheint, du hast ganz eigene Probleme mit der Situation.“

„Akira, hier ist Aris.“

„Hi, Uroma. Schön, deine Stimme zu hören.“

„Schön, deine Worte zu hören. Deine Stimme ist das nicht.“

„Ich stecke in einem Offizierskörper des Cores. Mein Körper ist auf der AURORA auf dem Heimflug. Ein Hopser noch, und wir sind daheim. Bis dahin wollte ich im Kanto-System aushelfen, indem ich mich ins Paradies versetze und von dort in diesen Körper.“

„Und du bist auf dem Weg zu einer Gesprächsrunde mit der Kaiserin, die dich an Bord ihres Flaggschiffs eingeladen hat.“ Ich konnte deutlich hören, wie sie heftig ausatmete und dann ihre Stirn rieb. „Nicht gut, gar nicht gut, wirklich nicht gut.“

„Soll ich abbrechen? Also abdrehen oder den Offizierskörper verlassen und ins Paradies zurückkehren? Du weißt, Uroma, ich höre auf deinen Rat.“

„Das löst nicht die Frage, warum Oma Arac ausgerechnet im Kanto-System ist, und das mit einem erheblichen Teil ihrer Hausflotte.“

„Äh, du hast sie jetzt Oma genannt, weil...“ „Weil der Lencis-Zweig ursprünglich von ihrer Linie abstammt, ja, aber bereits mein Vater hat daraus ein eigenes Haus gemacht, als er sich im Streit von der Kaiserin gelöst hat. Das ist so lange her und ich erinnere mich so ungern daran, dass ich wohl vergessen habe, es zu erwähnen.“

„Das ist etwas zu gewichtig, um es zu vergessen“, protestierte ich. „Also soll ich?“

„Sollst du was?“ „Abhauen.“

„Nein. Flieg rüber, schleuse ein und überbringe deine Informationen, Akira. Vielleicht ändert es tatsächlich was. Ach, stimmt es eigentlich, dass vor dem Abflug der AURORA ein Schwarm Strafer versucht hat, die Erde zu beschießen?“

„Ja. Das ist etwa zwei Monate her, wenn ich es richtig im Kopf habe. Damals war ich bereits in den Core entführt worden.“

„Das deckt sich etwa mit dem Angriff auf Haus Lencis. Damals wurden die ersten Truppen verschoben, die Anklage aufgestellt und Flotten in Position gebracht. Ja, da wird natürlich einiges klarer. Akira, sei ein guter Junge und mach dir klar, was in deiner ganz persönlichen Geschichte immer wieder passiert ist. Du hast einen Gegner, schaut hinter die Kulisse, und hinter dem steht dann ein anderer Gegner, der den vorderen lenkt, mit oder ohne dessem Wissen. Wieder und wieder und wieder. Der Letzte in diesem Reigen sind die Kinder der Götter.“

„Wohl eher die Computer der Götter, weil die Macht der Kinder der Götter rein robotisch ist. Ich bin ihrem Rat begegnet, und auf mich machten die Kinder der Götter mehr den Eindruck einer Scheinversammlung, den Eindruck von Haustieren.“

„Die vorgeschoben sind?“, fragte Jonn.

„Ja. Ja, irgendwie schon. Für die Zwecke der Götter. Beziehungsweise der Computer, die die restliche Zivilisation steuern.“

„Die Geschichte wird komplizierter, nicht klarer“, schnappte Uroma. „Akira, seit wir hier das Kommando übernommen und unter dem Prätendenten eine Übergangsregierung gebildet haben, bevor wir in der Lage sind, die Republik auszurufen, haben wir zu so viel mehr Informationen Zugang. Vor allem alten Informationen. Macht es dich nicht stutzig, dass jemand damals diese Nagalev-Werft angegriffen hat? Dass Haus Villass versucht hat, das Kaiserreich Iovar mit einem Staatsstreich und später mit Robotkräften zu übernehmen? Dass Haus Logodoboro von innen versucht hat, das Reich der Naguad auszuhöhlen, und dass quasi aus dem Nichts ganz Haus Koromando die Naguad ebenfalls verraten hat?“

„Ich sehe ein Muster“, sagte ich. „Gibt es noch jemand oder etwas hinter den Kindern der Götter, oder haben wir uns von vorne herein mit den Richtigen geбалgt, konnten sie aber nie identifizieren?“

„Genau um das herauszufinden wälzt ein Team aus mehr als zweitausend Archäologen und anderen Spezialisten gerade die alten, ehemals verschlossenen Archive, um die spärlichen Spuren zusammen zu tragen. Fakt ist, dass wir immer mit Vertretern oder Untergebenen konfrontiert werden, und dass hinter denen immer noch eine andere Fraktion auftaucht. Nur diesmal nicht. Was kommt nach den Göttern? Oder vielmehr wer? Und wie lange ist dieser Jemand da? Und wen hat er noch infiltriert oder erpresst ihn?“ Uromas Stimme stockte. „Pass bloß auf dich auf, Junge, ver-

sprich mir das. Nicht jetzt bei der Konferenz. Das erscheint mir harmlos genug. Aber danach. Ihr habt Erde, Mond und Mars in einer Daimon eingeschlossen, richtig?“

„Ja. Um die drei besiedelten Planeten vor den Feinden zu schützen“, informierte mich. „Aber der Endpunkt der Daimon ist bald erreicht, weil wir dafür freies KI brauchen, und wenn wir die Barriere noch länger aufrecht erhalten, könnten Menschen sterben. Mit der AURORA werden weitere Schiffe, die wir in Reserve haben, ins Sonnensystem springen und mit den ganzen Strafern aufräumen. Dann lösen wir die Daimon auf.“ So war zumindest der Plan. „Was ist mit der Vanus?“ „Mit was, Jonn?“ „Der Vanus. Dem zweiten Planeten.“

„Venus.“ „Was auch immer.“ „Sie ist nicht in der Daimon, wenn du das wissen willst. Unwirtliche Hochschwerkraftwelt mit ultraverdichteter Atmosphäre, kein Leben, stark aufgeheizt, uninteressant.“

„Wenigstens eine gute Nachricht. Akira, Mutter und ich haben vor einiger Zeit ein Team schneller Schiffe der AURORA hinterher geschickt. Alles, was wir auf die Schnelle entbehren konnten und das eine Chance hatte, zumindest zeitgleich mit der AURORA-Flotte einzutreffen. Nimm sie als unseren Beitrag zum Aufbruch der Belagerung. Und für die Zeit danach.“

„Die Zeit danach?“, echote ich. „Das ist nichts, worüber wir hier und jetzt diskutieren sollten. Diese Leitung geht über zu viele Relais. Du wirst auf jeden Fall merken, wie hilfreich unser Beitrag für die UEMF noch sein wird. Bist du noch weit entfernt?“

„Etwa zwanzig Minuten bis zum Flaggschiff.“

„Okay. Konzentriere dich auf dieses Gespräch und vergiss nicht die Vernichtung des Werftmondes. Das ist spektakulär und erschütternd. Und es wird ein paar Figuren auf dem Schachbrett neu aufstellen, wie Ihr Terraner sagt.“

„Nein, wir sagen so etwas nicht, aber ich verstehe, was du meinst, Jonn.“

„Das reicht mir schon.“

„Akira, sei auf jeden Fall vorsichtig. Arac war nicht fünf Jahrtausende Kaiserin, weil sie nichts drauf hat, verstehst du das?“ „Ja, Uroma, ich verstehe. Und ich bin vorsichtig.“

„Kann sein, dass sie dich trotzdem überrascht. Wir melden uns wieder, wenn unsere Recherche was ergeben hat.“

„Was ist jetzt mit der zweiten Daimon?“, hakte ich nach, weil das doch arg nach Ende des Gesprächs klang.

„Nein, keine Spur einer zweiten Daimon. Wäre auch etwas viel verlangt, wenn wir den Palast schon seit fünftausend Jahren kennen. Akira, hier ist auch viel zu tun. Jonn und ich haben alles gesagt. Iotan Ende.“

Damit erlosch die Verbindung. Und sie hinterließ mehr Fragen für mich als Antworten. Verdammt.

„Hast du erfahren, was du erfahren wolltest?“, fragte Sarah.

„Leider sehr viel mehr, Sarah. Sehr viel mehr.“

„Okay, es gibt noch eine Macht im Hintergrund, die alles kontrolliert und manipuliert. Verstehe.“

Erstaunt sah ich sie an. „Du verstehst wirklich, oder?“

„Ja. Ja, ich denke schon. Deshalb habe sich die beiden Rebellenhäuser und Arac hier getroffen, richtig? Weil jemand, der nicht damit gerechnet hat, dass der Nagalev-Mond zerstört werden konnte, seine Karten etwas zu früh ausgespielt hat.“

„Etwa in der Art.“ Ich sah auf den Timer. Siebzehn Minuten bis zur Landung. Waren die Computer der Götter der letzte Gegner? Gab es mehrere Gegner? Stand noch jemand oder etwas dahinter? Oder war die Antwort viel einfacher, als ich glaubte?

* * *

Direkt nach dem Einschleusevorgang wurde der Hangar mit zwei Dingen geflutet. Zuerst aufgewärmter Atemluft, dann Soldaten. Grimmig dreinschauender Iovar beiderlei Geschlechts, Waffen in den Händen, und geschützt durch schwere Körperpanzer. Nicht raumtauglich, aber einen Laser oder ein paar Projektile hielten die Dinger bestimmt ab. Als Sarah und ich ausstiegen, hoben wir die leeren Hände so, dass jeder sie sehen konnte. Ich verknipte es mir, Dinge zu sagen wie „Wir kommen in Frieden“ oder „Bringt uns zu eurem Anführer“. Stattdessen wartete ich am Fuß der Rampe, bis jemand auf uns zutrat. Dieser Jemand war riesig für meine Begriffe, und ich war selbst nicht gerade klein. Dieser Typ, ein Iovar männlichen Geschlechts, maß bestimmt zwei Meter zwanzig und hätte sich im Basketball drauf verlassen können, nie als Letzter ins Team gewählt zu werden. „Aris Arogad und Sarah Anderson? Ich bin Kutoc Varnel, General im Dienste der Kaiserin. Sie und die Oberhäupter von Logodoboro und Koromando erwarten Sie im zentralen Konferenzraum. Folgen Sie mir.“ Ohne ein weiteres Wort wandte er sich um und schritt davon. Ohne zu zögern folgte ich. Sarah stockte, aber nachdem ich ihr gewunken hatte, holte sie auf.

„Feindliche Stimmung hier“, sagte sie zu mir.

„Verständlich, oder? Ich habe den Prätendenten dabei unterstützt, die Kaiserin zu stürzen und die Palastdaimon zu vernichten.“ Ich hielt einen Augenblick inne. „Nein, dabei habe ich nicht geholfen. Wenn ich mich recht entsinne, war Jonn das auch nicht. Sind die damals von allein gekommen?“ Möglich war es. Aber wahrscheinlicher war eben, dass jemand aus dem Haus Lencis hatte durchsickern

lassen, dass und wo sich eine Daimon auf Iotan befand. Befunden hatte, korrigierte ich mich.

Der General derweil war unberührt durch unser Gespräch. Schweigend schritt er voran, durch einen Kreiskorridor, dann auf einen geraden, der uns in Richtung Schiffsmittle brachte. In Richtung Brücke, wie die Piktogramme an den Wänden erklärten. Und ehrlich, ich hatte ein paar Iovar-Schiffe von innen gesehen.

Es dauerte einige Zeit, bis wir die Brücke erreichten. Der ganze Weg war gesäumt von Bewaffneten, und auch vor und auf der Brücke wimmelte es von ihnen. Ich hatte das Gefühl, dass nicht wenige zu gerne ein Preisschießen auf mich veranstaltet hätten. Ich derweil hielt meine Augen und Ohren auf, um so viel wie möglich an Informationen mit nach draußen zu nehmen. Falls ich versagte und den Robotkörper zurücklassen musste, dann wollte ich wenigstens irgendetwas mitnehmen. Das Erste war die Information, dass mehrere Offiziere in Logodoboro-Uniform auf der Brücke waren.

Varnel führte uns nicht großartig durch die Brücke, sondern knickte sofort zur Seite ab und führte uns in einen peripheren Raum. Der Konferenzraum. Dort erwarteten uns etwa zwanzig Leute. Naguad und Iovar. Und natürlich Arac. Ich musterte die hübsche Person einen Moment verwundert. Sie war viel kleiner als es in meiner Familie eigentlich üblich waren. Aris Ohana war eins vierundsiebzig, und ihre und Orens Tochter, meine Großmutter Eridia war etwas über eins achtzig groß und Mutter, also meine leibliche Mutter Helen, übertraf sie noch um einen Zentimeter. Aber die Kaiserin war gerade mal ein Stückchen über eins fünfzig. Dann ging mein Blick zu den anderen, die nur teilweise die Farben von Iovar trugen, sondern die Hausfarben der Logodoboro und Koromando. Ich erkannte keinen von ihnen.

Die Kaiserin sah auf, als wir eintraten. „Majestät, dies sind Aris Arogad und Sarah Anderson“, sagte der General.

„Es ist gut, Kutoc. Kümmere dich jetzt um deine Aufgabe“, sagte sie.

Der General salutierte und schloss die Tür hinter sich. Irrte ich mich, oder wurde es daraufhin auf der Brücke des Flaggschiffs der Kaiserin hektischer? Man sah nichts durch das Fenster zur Brücke, aber ich spürte einen Hauch von... Aufregung?

Die Kaiserin musterte mich sehr lange und sehr ausdauernd. Schließlich piepste irgendwas an ihrem Leib. „Du bist also Aris Arogad. Es ist ein wenig schade, dass du in einem Offizierskörper des Core hier bist, und nicht persönlich. Ich hätte dich gerne kennengelernt. Aris Ohana hat mir leider nicht die Chance gegeben, dir zu begegnen, als sie gegen mich rebelliert hat.“

„Nachdem Haus Lencis und alle Verbündeten drohten, ausgelöscht zu werden“, sagte ich, bevor ich mich wieder im Griff hatte. „Und es wäre die Pflicht von

Haus Lencis gewesen, gehorsam unterzugehen“, sagte die Kaiserin. Sie kam auf mich zu, musterte meinen Robotkörper, umrundete mich. Das Gleiche tat sie bei Sarah. „Interessant“, murmelte sie. „Sehr interessant.“ Als sie mich direkt ansah, konnten nur Sarah und ich ihr Gesicht sehen. Was wir sahen, war ein sehr konzentriertes Gesicht. Aber wir sahen auch die KI-Ebene, und genau in diesem Moment tat sie etwas mit ihrem KI. Ich konnte nicht erspüren, was es war, aber einen Vorteil bedeutete es sicher nicht für uns.

„Du hast Informationen für uns?“

„Die Götter betreffend, ja. Es ist uns gelungen eine Werft zu sprengen, die in einem etwa eintausend Kilometer durchmessenden, ausgehöhlten Mond verbaut war und in dem über achthundert Einheiten aller drei Klassen eingemottet waren. Soweit ich weiß, hat keine einzige Schiffseinheit die Explosion überstanden.“ Dass Kitsune acht Vernichter gekapert hatte, unterschlug ich wohlweislich. „Was das für die derzeitige Kapazität der Götter bedeutet, kann ich nicht sagen. Aber die zukünftige Kapazität sagt uns, dass die Zahl ihrer Schiffe erst einmal nicht steigen wird. Ach, außerdem wurde mein Schiff, die AURORA, während eines Wurmlochdurchgangs angegriffen. Unser Wurmloch wurde von einem anderen Wurmloch penetriert. Aber der Angriff schlug fehl und weder AURORA noch die Flotte trugen Schäden davon. Habe ich schon die acht Vernichter erwähnt, die wir bei der Gelegenheit zusätzlich, nun, vernichtet haben?“

„Nur mit der AURORA und ihrer Begleitflotte?“, schnaubte jemand. „Unmöglich!“

„Die ADAMAS hat auch eine Rolle gespielt. Ein Kommandoschiff der Dai-Ära, das wir unterwegs gefunden haben und reaktivieren konnten. Da ich ein Reyan Maxus bin, konnte ich seine Kampfkraft fast vollständig ausnutzen. Und das habe ich auch getan.“

Abwehrend hob ich die Hände, als die Ersten aufsprangen. „Keine Panik. Mein Leib ist auf der ADAMAS in einer Kapsel, während mein Verstand im Paradies ist und von dort aus diesen Robotkörper lenkt.“

„Akira...“, raunte Sarah mir zu. Irritiert sah ich sie an, dann in die Richtung in die sie blickte. Und ich begriff, dass ich einen gravierenden Fehler gemacht haben musste, denn obwohl sie sich sehr gut im Griff hatte, ich fühlte, dass Arac innerlich triumphierte. Ich musste ihr irgendetwas gegeben haben, dass... „RAUS!“, rief ich Sarah zu und kappte die Verbindung zum Robotkörper. Die Funkstrecke wurde sofort eingestellt, und meine nächsten visuellen Eindrücke hatte ich im Paradies der Daina und Daima. Und das befand sich materiell an Bord der AURORA. Aber auch das reichte mir noch nicht. Ich wartete, bis ich Sarahs Gegenwart spürte, dann befahl ich: „Wir gehen in unsere Körper zurück.“

„Wir gehen nicht sofort ins Kanto-System?“, fragte sie.

Ich konnte ihr nicht antworten, denn mein Geist wurde aus dem Paradies gesaugt wie durch ein Black Hole. Jemand öffnete meine Kapsel und holte mich mit Gewalt zurück!

4.

Als die Kapsel aus dem Boden der Zentrale der ADAMAS fuhr, ergriffen mich zwei erstaunlich zarte Hände mit nicht minder erstaunlicher Kraft und zogen mich raus, kaum dass sie sich geöffnet hatte. Ich stand auf dem Deck der ADAMAS, lange bevor ich überhaupt begriff, was passierte. Aber ich begriff, wer mich da so unsanft herausgeholt hatte: Arac. Das hübsche, fünftausend Jahre alte Gesicht sah mich sehr ernst und deutlich stressbeladen an. „Hör zu, Akira, keine Zeit für Erklärungen jetzt. Aber ich setze alles auf eine Karte. Wie wurde HYVAR übernommen und wie hast du davon erfahren?“

„Na-naniten“, haspelte ich hervor. „Father, das letzte unverseuchte Backup von HYVAR hat es uns verraten.“ „Father kennt die Naniten? Kann sie identifizieren?“ Ich nickte. „Besser noch, alle Computer mit biologischen oder pseudobiologischen Komponenten wurden gegen einen Nanitenangriff geschützt.“ „Wirklich biologische Komponenten?“ Ich nickte erneut. Sie ließ meinen Kragen los. „Schiffsrechner, bist du gegen diese Naniten geschützt?“

„Mein Name ist Arhtur. Und ja, ich habe einen Teil meiner Verteidigungsnaniten auf die Abwehr dieser Angriffsnaniten neu geeicht.“

„Ich brauche zwei Millionen dieser Einheiten in einer Hypospritze oder Tablette, und ich brauche sie sofort.“

„Sir, was ist...“

„Höre auf sie, Arhtur. Dies ist Kaiserin Arac von Iovar. Sie hat augenscheinlich meine Verbindung des Offizierskörpers zum Paradies zurückverfolgt und dann die Verbindung mit meinem Körper hier auf der ADAMAS. Und dann hat sie die Lokk-Linien genommen, um mir zu folgen.“

„Eindringlingsalarm, Sir?“ Ich schüttelte den Kopf. „Alarm für die Flotte, aber kein Eindringlingsalarm. Es kann sein, dass hier oder auf der AURORA weitere Iovar ankommen werden. Was ist mit den Abwehrrnaniten?“

Ein Podest fuhr aus dem Boden auf und präsentierte eine Hypospritze, ein Gebilde, das ohne Nadel Medikation invasiv ins Muskelgewebe spritzen konnte. „Steht bereit.“

„Mach uns noch mehr solcher Einheiten, Arhtur. So viele, wie du kannst, ohne deinen eigenen Schutz zu vernachlässigen.“ „Acht Hundertsiebzehn Einheiten!“, sagte die Kaiserin.

„Ich muss die anderen Rechner bitten, mir von ihren Naniten abzugeben, aber gemeinsam kriegen wir diese Zahl zusammen.“

Ich griff nach dem Spray und drückte die Spitze an Aracs Hals. „Ich hoffe, es funktioniert so, wie du es dir wünschst, Großgroßmutter.“

„Mach schon. Ist mein Risiko“, erwiderte sie mit etwas zittriger Stimme.

Ich drückte ab, und die Wirkung war, als hätte ich sie mit einem Vorschlaghammer geschlagen. Sie wurde durch die halbe Zentrale geschleudert, allerdings nicht von externen Kräften, sondern von ihren eigenen Muskeln. Dort blieb sie liegen, wurde aber von Krämpfen geschüttelt. Eine spastische Reaktion des vegetativen Nervensystems. Aber die Dosis hatte ich komplett in ihr Blut geleert. Nun wurde der Inhalt, die Abwehrnaniten, mit jedem Schlag ihres Herzens durch den Körper verteilt. „Bist du eine Dai oder ein Mensch?“, fragte ich die Kaiserin, als ich näher hastete.

„Ein... Mensch...“, hauchte sie. „Eine... Daina...“

„Gut. Für einen Menschen kann ich was tun.“ Ich legte beide Hände flach auf ihren Bauch. Ihr KI war in hellem Aufruhr, und ihr Körper war das auch. Ich erkannte die Naniten in ihr wieder, die HYVAR angegriffen hatten, zumindest eine Form, die jenen ähnlich genug war. Sie bevölkerten ihren Körper, vor allem ihr Gehirn und die wichtigsten Organe wie Herz, Leber, Lunge. Sie war befallen, bis zum Anschlag mit diesen Naniten infiziert. Glücklicherweise gingen sie in den Kampf mit Arhturs Naniten, und die Energie, die dabei freigesetzt wurde, konnte ich als deutliche Echos identifizieren, sodass ich wusste, wo ich sie suchen und sehen konnte.

Ich tat, was ich konnte, indem ich mein eigenes KI nutzte, um ihren Kreislauf zu stabilisieren, denn auf diesem Schlachtfeld, das ihr Körper war, wurde keine Gnade erwartet und auch keine Gnade gewährt. „Alle medizinischen Teams in Bereitschaft! Wir erwarten achthundertsiebzehn Iovar, die auf die ADAMAS kommen werden. Arhtur, du und die anderen Rechner müsst die Impfdosen so schnell ihr könnt rüber schaffen. Oder aber ein Medozentrum zur Impfung auf der AURORA einrichten und dort medizinische Hilfe und KI-Meister bereit stellen!“

Unter meinen Händen bäumte sich der Leib meiner Vorfahrin auf. Sie litt erhebliche Schmerzen und war doch nur ein Kollateralopfer in dieser Schlacht. Ihre rechte Hand krallte sich in meinen linken Oberarm. Ihr Gesicht kam hoch, war Schweißbedeckt und zeigte alle möglichen Farben von Totenbleich bis Krebsrot. „Es... funktioniert...“, raunte sie mir zu. So etwas wie Triumph stahl sich auf ihr Gesicht. „Es klappt... Ich kriege... meinen Körper... wieder... Ich gebe jetzt das... Signal...“

Obwohl sie ihr KI selbst am allernötigsten hatte, verschwendete sie einen Teil ihrer Kraft auf eine Verbindung mit der nächsten Lokk-Linie. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Dutzende Iovar rematerialisierten auf der Brücke der

ADAMAS. Zugleich fuhren weitere Kapseln aus dem Boden und auf einer weiteren Säule erschien eine neue Hypospritze, die allerdings mit mehreren Dosen geladen war. Yoshis Kapsel öffnete sich als Erste. „Weiß Bescheid!“, rief er mir zu, schnappte sich die Spritze und setzte sie dem Ersten an, der in seinem Wege war. Hina, die gerade aus einem Nebenraum hereingestürmt kam, versorgte den Mann in Militäruniform, der im Gegensatz zu Arac nur zu Boden gesunken war und nun das erlitt, was man einen spastischen Anfall nennen konnte.

„Medozentrum auf der AURORA initiiert. In drei Minuten sind die ersten Impfungen bereit, in der gleichen Zeit nehmen die Mediziner ihre Arbeit auf. Die KI-Meister versammeln sich dort bereits, Sir. Aber wir brauchen jemanden, der die Iovar nach Poseidon geleitet.“

Erneut öffnete sich die Tür und Kitsune stürmte herein. „Ich übernehme das!“ Sie lief bis zu mir und Arac und sah auf die Kaiserin herab. „Lehre mich!“

Die Kaiserin nickte zustimmend, hob die andere Hand und berührte Kitsune an der Stirn. Irgendwann nickte die Fuchsdämonin. Sie verblasste vor meinen Augen und verschwand. „Sie ist in die Lokk-Linie gewechselt, oder?“, fragte ich. „Und dort dirigiert sie die nächsten ankommenden Iovar den Kapazitäten entsprechend auf die AURORA und die ADAMAS, weil dies die einzigen Schiffe sind, die über die Abwehnaniten verfügen.“

„Weiß nicht“, hauchte Arac und versuchte sich an einem Lächeln, das leider wegen der Schmerzen missglückte. „Ist dein Plan, Akira.“

„Ein Teil davon, zugegeben.“

Arac übergab sich geräuschvoll auf den Boden der Brücke, und ich meinte, in der Mischung aus Wasser, Magensäure und dem letzten Mittagessen metallisches Schimmern zu entdecken. Wahrscheinlich konnte die Kaiserin sich glücklich schätzen, wenn ihre Verdauung nicht auch noch nachgab.

Weitere KI-Meister stürmten herein und kümmerten sich um die Iovar, die noch immer eintrafen. Hina hatte derweil auch ein Spray erhalten. Sie gab es an Ami weiter, die sofort mit der Impfung begann. „Ich erhalte Informationen über die Aufteilung der Iovar in meinem Leib, Admiral“, sagte Arhtur. „Ich teile die medizinischen Teams und die KI-Meister entsprechend auf.“

„Tu das. Das ist eine große Hilfe.“ Schweiß bedeckte nun auch meine Stirn, denn Aracs Kreislauf drohte zusammenzubrechen. Die Naniten in ihrem Leib wehrten sich bis aufs Blut gegen die Abwehnaniten aus Arhturs Computersystem, und es waren viele, so viele. Aber es würde eine Frage der Zeit sein, nicht ein ob, die Naniten würden besiegt werden. Aber vorher versuchten sie noch, so viel Schaden wie möglich anzurichten. Ich steuerte dagegen, heilte die Beschädigungen der Mikroangriffe, reparierte an Arac, was immer ich entdecken konnte, aber es fühlte sich

schon bald an, als würde ich versuchen, ein Fass ohne Boden aufzufüllen. Egal, wie viel KI ich hinein pumpte, es war nie genug. Neben mir erschien Kyrdantas von Elote, einer der Dai von anderen Planeten, die mit Kitsune den Werftmond und die überlebenden Nagalev gerettet hatten. Nach seinen eigenen Worten war er ein fähiger Pressor. Er legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte: „Nimm die andere Kraft, Akira Otomo.“

Ich zögerte, nickte, und dann versuchte ich mich nicht länger an der Biochemie, sondern an der Atomkraft. Ich weiß nicht genau, was ich da tat, entweder machte ich instinktiv das Richtige, oder Kyrdantas leitete mich an. Aber für einen Moment sprudelte ich fast über vor Kraft, und diese Kraft ergoss sich in das Fass ohne Boden und ließ es sogar überschäumen, so sehr füllte ich es. Dann erschlaffte Arac und sackte hart zum Boden durch. Ich bewahrte ihren Schädel gerade so davor, hart aufzuschlagen.

Sie versuchte sich erneut an einem Lächeln. „Geschafft?“

Ich wusste es nicht, also sah ich Kyrdantas an. Der mittelgroße Dai berührte die Kaiserin auf dem Brustkorb und scannte sie für einen kurzen Moment. „Ja. Du hast es geschafft. Die Naniten wurden von Arhturs Abwehrnaniten besiegt. Du bist frei von der Legacy-Invasion, Arac.“

Dies ließ sie erleichtert aufatmen. „Und jetzt zahle ich... den Preis, scheint es...“ Übergangslos fiel sie in Ohnmacht. Ich begleitete ihren Fall, bereit, sie aufzufangen, sollte sie ins Koma abdriften, aber ihr Geist fing sich im Traumland, ohne ins Bodenlose zu stürzen. Ich nahm meine Hände von ihrem Leib und Kyrdantas tat es mir nach. „Nächstes Mal solltest du deine Hände nicht auf ihre Brüste legen, wenn du sie scannst“, raunte ich ihm zu. „Das könnte missverstanden werden.“

„Oh.“ Verlegen betrachtete er seine Hände. „Sie hat sich nicht beschwert, oder?“

„Zugegeben.“ Ich sah mich im Raum um. „Arhtur, hat noch jemand einen schweren Verlauf, der meinen Einsatz erfordert?“

„Messe zwei, Sir. Wenn Sie die Güte hätten. Drei hochrangige Mitarbeiter der Kaiserin, vermutlich fast so lange infiziert wie sie selbst. Es gibt einen Zusammenhang zwischen der Dauer des Nanitenbefalls und der Schwierigkeit, sie zu bekämpfen.“

„Messe zwei. Ich komme. Kyrdantas?“

„Natürlich. Ich leite dich erneut an. Arhtur?“

„Ja, Kyrdantas von Elote?“ „Stell kalorienreiche Nahrung zur Verfügung, möglichst frisch. Meister Otomo und die anderen AO-Meister werden sehr bald viele Kalorien brauchen. Und nein, nur Traubenzucker reicht nicht. Es muss auch was sein, was den Magen füllt und ein Sättigungsgefühl auslöst.“

„Ich werde Pizza backen und austeilen.“ „Pizza?“

„Ein Teigfladen“, erklärte ich. „Wird mit einer fruchtigen Masse bestrichen und dann mit Gemüse, Fleisch und fermentierter Milch belegt, also Käse, meist heiß serviert und gegessen, schmeckt aber auch kalt. Dazu vielleicht ungesunde, überzuckerte Limonade mit einem Spritzer Frucht und Vitaminen.“

„Ich sehe zu, was wir von der AURORA rüberschaffen können, Sir“, sagte Arhtur. „Ist Coca Cola recht? Mit einem Spritzer Zitrone.“

„Ja, das geht in Ordnung.“ Es war sehr lange her, dass ich das braune Zuckerwasser getrunken hatte. Heute würde es für einen guten Zweck sein, um die Leben von ein paar Dutzend Daima.

5.

Ein paar Stunden später war die Versorgungssituation auf der ADAMAS und der AURORA geklärt. Sechshundertundvier Iovar waren auf den Lokk-Linien auf der Poseidon-Station aufgenommen und erstversorgt worden, am zentralsten Punkt, an dem Naniten, medizinische Versorgung und KI-Meister den kürzesten Weg gehabt hatten. Nun hatte man sie auf verschiedene Einrichtungen aufgeteilt, in denen sie nachversorgt wurden.

Der Rest, vor allem die schwereren Fälle, waren auf der ADAMAS untergebracht worden. Ich dankte allen bekannten und unbekanntem Sternengöttern dafür, dass ich meine Maxus-Fähigkeiten stabil im Griff hatte, denn über einhundert Ärzte und Pfleger waren auf die ADAMAS gekommen, um die zweihundertvierzehn Iovar zu versorgen. Dies verursachte so viel freies KI, damit hätte ich mich locker durch vier Decks der ADAMAS desintegrieren können. Aber wie gesagt, im Moment war ich stabil. Also saß ich mit Yoshi und Arno Futabe, den wir von der AURORA hatten rüber kommen lassen, am Krankenbett von Kaiserin Arac und General Kutoc Varnel. Arno scannte die Daima und schüttelte schließlich den Kopf. „Ohne Befund.“

„Und das heißt was?“, fragte die Kaiserin. Sie war mittlerweile wieder wach, aber noch immer stark geschwächt. Sie bekam zudem Kochsalzlösung und eine Zuckerlösung intravenös.

„Das bedeutet, dass die Naniten, die Euch, Majestät, vor fünftausend Jahren eingespritzt wurden und die Arhturs Abwehrnaniten heute vernichten konnten, zwar erhebliche Schäden angerichtet haben, aber nichts davon ist tödlich oder permanent. Ein paar Tage Ruhe und Aufbaukost, und Ihr seid wieder auf den Beinen.“

„Was ist mit meinen Leuten?“

„Der schlimmste Fall nach dir, Arac, war dein General, aber er ist stabil, jedoch noch bewusstlos. Andere sind komatös, aber ebenfalls außer Lebensgefahr.“

Ich beugte mich ein Stück vor. „Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt für die Erklärung der Dinge, die ich mir nicht selbst zusammenreimen kann.“

Sie lächelte, und es war ein gelöstes, frohes Lächeln. „Was hast du dir denn zusammengereimt, Akira?“

„Dass du mich eingeladen hast, um über meine Verbindung zurück zur ADAMAS einen sicheren Weg auf den Lokk-Linien zu finden. Du und alle deine Mitgefangenen, die dazu fähig sind, auf Lokk-Linien zu reisen. Warum du das aber nicht schon früher gemacht hast, weiß ich nicht.“

„Vielleicht weil dies der einzige Ort ist, an dem es korrekt programmierte Abwehrnaniten hatte geben können? Oder wo sie am ehesten in ausreichender Menge produziert werden können?“

„Oh. Okay, das ist eine plausible Erklärung.“

„Ich habe diese Aktion schon länger geplant und mit denen, die mich begleiten können, abgesprochen. Als du in einem Offizierskörper an Bord kamst, ließ ich die Flucht sicherheitshalber vorbereiten. Als du dann vom Werftmond berichtet hast, habe ich wirklich, wirklich gehofft, die UEMF könne uns helfen. Als ich hier angekommen bin, haben deine Worte das auch bestätigt, aber ich musste sichergehen, dass wir auch Hilfe bekommen und ich die Leben meiner Leute nicht unnötig gefährdete. Ich musste es als erste testen. Es war die beste und vielleicht einzige Gelegenheit seit fünftausend Jahren für mich, meinen Bewachern zu entkommen und ihren Einfluss auf mich zu beenden.“

„Dann sollte ich vielleicht erwähnen, dass sich etliche der Iovar-Schiffe im Kanto-System aus dem Angreiferpulk abgesetzt und das System verlassen haben.“

„Sie haben Order, zur Flotte zurückzukehren. Die Flotte wird dann nach Iovar zurückfliegen. Bist du so gut, und sagst das Aris? Nicht, dass sie auf meine Schiffe schießen lässt.“

„Was ist mit denen, die geblieben sind?“, fragte ich.

„Von mit Naniten infizierten Iovar kommandiert, vermutlich, die ich nicht mitnehmen konnte, weil sie nicht auf den Lokk-Linien reisen können. Das betrifft auch die AUGMATA, und einen Großteil der Besatzung, befürchte ich. Aber ich musste sie zurücklassen, um wenigstens die anderen retten zu können. Endlich einen Schlussstrich ziehen, du verstehst, Akira?“

„Erzähl es mir ordentlich. Gerne die kurze Version.“

Sie sah mich an, ihre Miene wurde wehmütig, für einen Augenblick verletzt, und dann war das so jung aussehende Gesicht den Tränen nahe. Ich beugte mich vor und schloss sie in die Arme. Das erschien mir die einzige Sache, die ich in dieser Situation für sie tun konnte. Immerhin war ich ihr Nachfahre.

Es dauerte einige Zeit, dann schniefte sie und sagte: „Es geht wieder. Danke, Akira.“

Ich löste mich von ihr, sie wischte sich über die Augen und setzte sich ein klein wenig aufrechter hin. „Die Wahrheit willst du wissen. Ich kann dir nur jenen Teil erzählen, den ich selbst erlebt habe. Das ist die Tatsache, dass wir etwa zu jener Zeit, als die Naguad gerade ein paar Jahrzehnte auf Iotan Zuflucht gefunden hatten, von einer Gruppe Daima besucht wurden. Wir waren vorsichtig, aber ich war damals gerade erst ein paar Dutzend Jahre alt und noch nicht Kaiserin, und wir wollten wir es auch diplomatisch nicht versauen. Wir haben es trotzdem hingekriegt. Denn diese „Besucher“ waren Invasoren. Und sie waren nur die Ablenkung, denn die eigentlichen Invasoren waren schon einige Zeit vor Ort. Du hast bereits von Haus Villass gehört, nehme ich an. Nein, sie waren nicht die Invasoren, sondern diejenigen, die als erste gegen diese kämpften. Deshalb wurde auch das ganze Kaiserreich auf sie gehetzt, auf die vermeintlichen Aufständischen. Der Angreifer war nicht einmal ein Haus, es war nur eine Behörde, in der sich die Invasoren sammelten. Kein Geheimdienst, kein bedeutendes Ministerium, einfach nur die Behörde zur Einhaltung der Vorschriften zur Ausbildung von AO-Trägern. Und diese Behörde ist wohl auch unter Aris und Jonn noch immer der Hort der Invasoren.“

„Hast du gehört, Arhtur?“

„Ich habe diese Information bereits weitergeleitet, mehrfach verschlüsselt, und nur vom Prätendenten entschlüsselbar“, antwortete der Bordrechner.

„Jedenfalls wurden wir von den Besuchern abgelenkt, und zeitgleich infizierten die anderen Agenten ranghohe Iovar mit den Naniten. Diese waren bereits auf entscheidenden Positionen, oder wurden auf diese Positionen gehievt. Ich war damals noch eine Staatssekretärin am Anfang ihrer Karriere im höheren Dienst, gerade einmal sechzig Jahre alt mit Erfahrung im Militär und im Finanzamt. Aber als ich erfuhr, dass ich verseucht worden war, wurde ich nach und nach die Leiter hochgehievt, bis ich vor meinem hundertsten Geburtstag Kaiserin geworden bin. Weißt du, die Agenten mussten gar nicht alle übernehmen. Nicht die ganze Regierung, nicht jedes Ministerium. Das war auch gar nicht möglich, denn die Naniten sind auch als Schwarm nur bis zu einem gewissen Grad intelligent und programmierbar. Sie können nicht den Verstand einer Person übernehmen. Sie können eigentlich nur zwei Dinge: Schmerzen verursachen und jemanden verletzen oder gar töten. Auf mich hat das nie Eindruck gemacht, aber da ich nicht mit meinen Schmerzen erpressbar war, erpressten sie mich eben mit den Schmerzen der anderen, meiner Familie, meiner Freunde, meiner Arbeitskollegen. Am Ende des Liedes brauchte es nur einige wenige hundert Agenten, um das gesamte Kaiserreich zu dirigieren. Dabei gingen sie sehr subtil vor und erzwangen keinen abrupten Politikwechsel oder irgend einen anderen Unsinn, der aufgefallen wäre. An anderer Stelle gingen sie

nicht so elegant vor, und Oren Arogad kann ein Lied davon singen. Denn als er versucht hat, Haus Villass und deren Raider-Angriffe abzuwehren, wurde er sehr lange ignoriert, weil ein Konflikt Villass gegen das Kaiserreich sehr im Sinne der Behörde für AO war. Überhaupt wurden wir ständig gegen irgendwen aufgehetzt, denn wenn wir uns unsere Ablenkung selbst suchten, schmiedeten wir keine Pläne, um der Kontrolle durch die Naniten zu entkommen. Auch die Naguad mussten dafür herhalten.“

Sie seufzte leise. „Das ist der Vorteil, dass sie quasi nur einen Schmerzknopf für mein Gehirn installiert haben, Akira. Ich war frei in meinen Gedanken, und wenn ich sicher sein konnte, dass keiner meiner Aufpasser in der Nähe war, konnte ich relativ frei planen. Zum Beispiel die Flucht der Naguad von lotan in ein freiwilliges Exil. Aber das war Jahre später und lange bevor Oren nach lotan kam, um mit Aris zu leben. Warum die Naniten sich nicht selbst reproduziert haben, bis sie alle anderen lovar auch in ihre Gewalt kriegen konnten? Das habe ich mich oft selbst gefragt. Vielleicht passiert etwas, wenn die Naniten sich so sehr reproduzieren. Vielleicht gibt es zu wenige Agenten, um so viele Übernommene zu kontrollieren. Du weißt, die Naniten selbst sind nur so intelligent, um einfache Aufträge zu erfüllen. Vielleicht besteht einfach die Gefahr, dass die Invasion aufgefallen wäre, wenn man zu viele lovar ihres natürlichen freien Willens beraubt hätte. Ich weiß es nicht. Aber ich habe in Erfahrung gebracht, wer in meiner Umgebung erpresst und kontrolliert wird. Ich habe auch in Erfahrung gebracht, wer zu den Agenten gehört. Jedenfalls haben wir einen beträchtlichen Teil identifiziert. Was uns aber nie gelungen ist, das ist, herauszufinden, wer ihnen ihre Befehle erteilt. Es scheint, das alles, was die Agenten tun, irgendwo an einem Punkt auf lotan zusammenläuft, und dass nur eine, eine einzige Person den Kontakt mit den eigentlichen Befehlshabern hält. Und wir sind uns nicht mal sicher, ob es eine Person ist, oder eine Künstliche Intelligenz. Wir sind ihr nie nahe genug gekommen. Aber vielleicht haben Aris und Jonn jetzt die Chance, diese Person zu identifizieren und zu ermitteln, wer uns da seit fünftausend Jahren angreift.“

„Arhtur?“ „Bereits erledigt, Sir.“ „Danke.“

Ich sah Arac ernst an. „Das bedeutet also, wir müssen die restlichen Schiffe von den Agenten säubern und die Übernommenen von den Naniten befreien. Das dürfte relativ einfach der Fall sein, denn die Naniten werden erst dann aktiv und bedrohen Leben oder verursachen Schmerzen, wenn es ihnen jemand befiehlt.“

„Das ist nicht ganz richtig. Es gibt eine Grundprogrammierung, so wie sie bei mir eingetreten ist, als ich es gewagt habe, die Nähe meiner Kontrolleure zu verlassen. Das hat bei fast allen von uns angeschlagen, du erinnerst dich?“

„Okay, das schränkt uns ein, aber das ist immerhin etwas, womit wir arbeiten können“, sagte Yoshi.

„Gibt es noch mehr, was du erzählen willst, Arac?“, fragte ich.

„Ja. Eines gibt es da noch. Es sind noch Agenten auf Iotan. Es sind auch noch Agenten im Rest der Flotte und an Bord der Schiffe, die ich nach Hause geschickt habe. Aber sie werden niemanden haben, der mit Naniten infiziert ist und Entscheidungen treffen kann. Keine Sorge, ich habe versiegelte Dossiers auf allen Schiffen, deren Kapitäne nach Hause befohlen wurden. Seit ein paar Stunden haben sie mit dem Dossier Zugriff auf eine Erklärung der Lage, auch eine Erklärung über die Agenten und ihre Methode mit der Naniten-Infizierung. Die meisten Schiffe werden es nach Hause schaffen. Zumindest hoffe ich das. Für den Rest...“

„Wir werden uns kümmern“, versprach ich. Das würde eine hektische Zeit in den nächsten Tagen werden. „Ich denke, wir sollten dir jetzt deine Ruhe gönnen, damit du wieder einsatzbereit wirst, Kaiserin Arac. Denn wir haben vor, dich viel arbeiten zu lassen, dich und deine Leute.“

„Ich weiß. Ich werde, wenn wir alle wieder fit sind, mit allen gemeinsam alle Puzzlestücke zusammentragen, um dabei zu helfen, den Feind im Hintergrund zu identifizieren.“

„Danke, dass du das verstehst. Aber eines noch. Wieso wurde der Palast angegriffen?“

„Ich habe den Angriff befohlen. Der erste Angriff durch die Strafer hat genau die Unruhe gebracht, die ich brauchte, um den Palast evakuieren zu lassen und die Flucht anordnen zu können. Es reichte dann aber nur zu einer Reise in den Naguad-Raum, bevor die nächsten Anweisungen vom Großen Unbekannten eintrafen. Allerdings ist dann ja doch noch alles so ausgegangen, wie ich gehofft habe. Und nein, bevor du fragst, niemand ist im Palast, also der Daimon, gestorben. Und nein, es gab auch keine Dai im Palast, weil die gegen die Naniten immun sind und daher nicht Teil meiner Regierung waren. Wie denn auch nicht mit derart flexibler Körpermasse? Auch an Bord der Schiffe, die sich den Strafern in den Weg gelegt haben, ist fast niemand gestorben. Ich habe getan, was ich konnte, ohne dass es meinen Aufpassern aufgefallen wäre.“

„Danke, Arac. Futabe-sensei, würden Sie...?“

„Ich bleibe noch eine Zeitlang hier und überwache die Regeneration der attackierten Gehirnregionen bei der Kaiserin und beim General, um sicherzugehen, dass sie wieder gesund werden. Oder wie Ihr Soldaten sagt: Einsatzbereit.“

Das ließ mich ein wenig schmunzeln. Alles in allem kein schlechter Tag. Und wir hatten den Krieg im Kanto-System verhindert. Das war das Beste daran. Zwar standen noch ein paar Iovar-Schiffe und die Flotten von Logodoboro und Koromando im

System, aber sie waren nun recht eindeutig im Nachteil. Was die beiden Verräterhäuser anging, so machte mir eine Information zu schaffen. Man brauchte gar nicht alle Iovar zu infizieren. Einige an den richtigen Stellen, kontrolliert von Agenten, reichten vollkommen aus. Was, wenn so auch Logodoboro und Koromando gefügig gemacht worden waren? „Falls etwas ist, Urgroßoma, kannst du mich jederzeit kontaktieren. Sag Arhtur, dass du mit mir verbunden werden willst, und er schaltet dir eine Leitung frei.“

„Danke. Ich für meinen Teil werde versuchen, etwas zu schlafen und wieder zu Kräften zu kommen. Und sag bitte Aris Ohana... Sag ihr, es tut mir leid. Aber ich hatte nie den Mut, mich selbst umzubringen. Vor allem, weil dann vielleicht jemand Kaiser geworden wäre, der den Agenten weniger Widerstand geboten hätte als ich.“

„Das werde ich, Arac. Versprochen.“ Ich nickte Yoshi zu, dann verließen wir das Krankenzimmer.

„Sprung nach Kanto oder zurück zur Erde?“, fragte er.

„Natürlich zurück zur Erde. Um das neue Problem kümmern wir uns danach. Schön in der Reihenfolge der Eingänge, Colonel Futabe.“

Yoshi salutierte spöttisch. „Jawohl, Sir.“

Ich lachte, er fiel ein. Einfacher waren unsere Leben nicht geworden, aber immerhin hatte es ein paar Erklärungen gegeben. Und solange ich mich auf meine Freunde und meinen Stab verlassen konnte, würde ich auch nicht aufgeben.

„Sir, Nachricht von der AURORA an die Flotte.“

„Rücksprung zur Erde in zehn Minuten, Arhtur?“, riet ich.

„Rücksprung zur Erde, ja, aber in acht Minuten.“

„Das sind ja ganz neue Sitten, die Zehn Minuten-Warnung abzuändern“, beschwerte ich mich. Aber ich konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Wir waren so nahe dran, endlich wieder nach Hause zu kommen. Auch Yoshi grinste von einem Ohr zum anderen. Eine lange Reise ging zu Ende.

Epilog

Stellen wir uns vor, irgendwo im Universum säße eine Macht, die den Dai per se Böses wollte, an einem Tisch, auf dem ein Schachbrett stand. Auf diesem Brett wurde eine Partie dargestellt, die seit fünfzigtausend Jahren lief, und auf beiden Seiten standen geschlagene Figuren. Wer welche Farbe spielte, war irrelevant für das Verständnis dieser Situation. Was aber nicht irrelevant war, das war, dass die unbekannte Macht bereits Bauern geopfert hatte. Und auch ein Springer war vom Brett verschwunden. Aber dies war der Moment, in dem ein vorwitziger Bauer der gegnerischen Seite in die Position kam, einen Turm zu schlagen und dies auch prompt tat. Die unbekannte Macht griff mit einer Extremität, sei es ein Arm, ein Flügel, ein Tentakel oder eine Robotprothese nach dem gefallenem Turm und

betrachtete ihn mit welchem optischen Sinn auch immer. Dann legte sie den Turm neben dem Schachbrett ab und zog eine weitere Figur, um sie erstmalig ins Spielgeschehen einzubringen. Es war die eigene Dame, die stärkste Figur auf dem Brett.

Impressum

World of Cosmos
Marc Schneider
Stephan-Jantzen-Ring 41
18106 Rostock
redaktion@world-of-cosmos.de
www.world-of-cosmos.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.

